This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

135 d. 10

~~129. a. 38~~

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.

Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Siebenter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Siebenter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.

Inhalt.

Seite

Heinrich der Löwe. Geschichte, Sage und Poesie. Von Hans Prutz 1

Der Kampf der Fürsten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450. Von Theodor von Kern 97

Ueber die Studien Winckelmann's in seiner vorrömischen Zeit. Von Karl Justi 129

Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung von Gustav Frank. . 203

Der lüttticher Executionszug 1789 und 1790. Ein Beitrag zur Geschichte vom Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation von L. H. . . 371

Heinrich der Löwe.

Geschichte, Sage und Poesie.

Von

Hans Prutz.

Heinrich der Leuw und Albrecht der Bar,
Darto Frederick mit dem roden Haar —
Dat weren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren —

— so singt ein altes Volkslied und stellt mit richtigem Gefühl die drei Männer zusammen, deren vereinte Thätigkeit für die Entwickelung Deutschlands und seiner Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts maßgebend gewesen ist, die es wie wenige verstanden haben, ihrer Zeit den Stempel ihres Geistes und ihres Strebens aufzudrücken. Da ist der gewaltige Friedrich I., der Rothbart, der zuerst seit langen Jahren das Steuer des in wilden Stürmen umherwogenden Reichs mit starker Hand zu führen wußte, der den deutschen Namen, dessen Ansehen unter seines Oheims und Vorgängers Herrschaft arg verloren hatte, wieder Geltung und Achtung zu verschaffen wußte weithin durch alle Nachbarreiche, der im Norden das sich nur mit Murren und im schmerzlichen Gefühl eigener Ohnmacht fügende Dänemark von neuem in das Lehnsverhältniß zu Deutschland zurückführte, der in jahrelangem rastlosen Ringen das abtrünnige Italien zu fesseln bemüht war, der dann sein thatenreiches Leben beschloß, indem er selbst Deutschlands Fahnen in den fernen Orient führte und dort seinen Tod fand, angelangt auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes,

verklärt und verherrlicht durch den Zauberschein ewig junger, goldener Sage. Und dann Heinrich der Löwe: — ein Geist, überströmend von Kraftfülle, voll selbstbewußten, alles verachtenden Trotzes, ein Mann, rauh und formlos und gewaltthätig wie die Fehden, in denen er sich wild herumtummelte; dabei in seinem Innern durchglüht von einem Ehrgeiz, der ihn nicht ruhen noch rasten ließ. Wenn es seinen Besitz und seine Macht galt, da scheute er kein Unrecht, keine Gewaltthat, mit höhnender Offenheit machte er dann das Recht des Stärkern geltend: und wie er dann angekommen war auf der höchsten Machtstufe, die er, wenn eben nicht das kaiserliche Diadem seine Stirn schmückte, überhaupt erreichen konnte, da strebte er auch noch über diese Grenze hinaus, — und in jähem Sturze sank er von der im Fluge erreichten schwindelnden Höhe hinab. Neben beide tritt dann Albrecht der Bär, ein Mann, der in vieler Hinsicht Aehnlichkeit hat mit dem Welfen, aber weniger gewaltsam, weniger stürmisch und trotzig, der mit kluger Vorsicht seinen Besitz festzuhalten und ihn friedlich zu vermehren wußte, nicht aber durch kecke Gewaltthat alles aufs Spiel zu setzen geneigt war.

Der Schauplatz von Friedrich's I. großartigster, kräftigster Thätigkeit ist Italien, die Ebenen der Lombardei. Während Albrecht der Bär von seiner Mark, um Elbe und Havel, nach Osten hin gegen die Slawen vordrang, erstreckte sich das Gebiet Herzog Heinrich's des Löwen von den Mündungen der Elbe und Weser — ja bis zum Rhein und der Oder rechnete er wol sein Land — quer durch fast ganz Deutschland bis hin an den Fuß der Alpen. Zwei Herzogthümer, Sachsen und Baiern — ersteres durch die immer weiter ostwärts hinausgeschobene Grenze gegen die Slawen ein sich schnell vergrößernder Besitz — waren in der Hand des Welfen vereinigt; reiche Besitzungen, welche einst an

ihn fallen mußten, hatte sein Oheim Welf VI. im südlichen Schwaben inne; selbst nach Italien hinüber, auf die kostbaren Güter der tuscischen Markgräfin Mathilde, erhoben die Welfen wohlgegründete Ansprüche. So stand Heinrich der Löwe in seiner Zeit da gewaltig als ein Herrscher wie keiner, überall machte sein Uebergewicht sich geltend, und wenn auch widerstrebend, mußten die übrigen Fürsten es anerkennen. Sein thatenreiches Leben führte ihn gleichmäßig bald als treuen Helfer und Kampfgenossen an der Seite seines Kaisers nach Italien, bald drang er für sich selbst erobernd nord- und ostwärts gegen die Slawen vor, um sie seinem Joche zu beugen.

So repräsentiren die drei im Volksliede zusammengestellten Männer recht wohl die stolze Kraftentfaltung Deutschlands in ihrer Zeit nach allen Seiten hin. Daneben aber stellen sie uns, wie fast jedes große und bedeutende Ereigniß unserer deutschen Geschichte, die von alters her in derselben waltende Uneinigkeit und innere Zwietracht von neuem vor Augen. Wahrlich, diese drei Männer, in Aufrichtigkeit miteinander verbunden, sich wirklich ganz dem nationalen Interesse hingebend, sie hätten in einem gewissen Sinn „die Welt verkehren" können. Aber leider ist die Zusammenstellung dieser drei Namen auch wieder charakteristisch für den Unstern, der so oft über den deutschen Dingen gewaltet, für den Geist der Uneinigkeit und Selbstsucht, der eine blos der allgemeinen Sache ohne Rückhalt dienende Unternehmung so oft unmöglich gemacht und so die besten Gelegenheiten zu den bedeutendsten Erfolgen ganz oder nur schlecht benutzt hat vorübergehen lassen. Die drei Männer, die in wirklicher Offenheit miteinander verbunden, den Kämpfen, welche das 12. Jahrhundert bewegten, eine für das Schicksal Deutschlands ganz anders entscheidende Richtung hätten geben können, sie trugen im Gegentheil dazu bei, das

Reich durch innere Kämpfe zu stören und zu schwächen, sodaß es seinen auswärtigen Gegnern, die es eben im Begriff war niederzuschlagen, im entscheidenden Augenblick zu schwach gegenüberstand. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär begannen ihre Laufbahn sich in wildem Zwiste befehdend, und wenn sie auch nicht wieder mit solcher Leidenschaftlichkeit zu den Waffen griffen, im stillen blieb der alte Neid und die alte Feindschaft um nichts gemildert, und wo sie nur konnten, suchten sie einander Abbruch zu thun. Für Friedrich I. aber ist Heinrich der Löwe der Urheber des größten Unheils geworden. Von ihm verlassen, erlag der gewaltige Hohenstaufe den Lombarden bei Legnano, mußte ihnen Zugeständnisse machen, die sie ihm sonst niemals abgerungen haben würden, um freie Hand gegen Deutschland selbst zu bekommen. Denn dort mußte er nun den Mann bekämpfen, der dem Throne am nächsten gestanden, die Macht zerschmettern, auf welcher er selbst mit der seinen bisher gefußt hatte. In dieser schließlichen Erneuerung des erst mit so bedeutenden Opfern, wie es schien, auf die Dauer beigelegten Streits zwischen Welfen und Hohenstaufen, der dann mit der zeitweiligen völligen Zertrümmerung der erst so stolzen welfischen Macht endet, liegt etwas Tragisches. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, hat sich bei der Beurtheilung dieses Kampfes das Mitgefühl in einem gewissen Sinne auf die Seite des besiegten Heinrich gestellt, und ihn als ein Opfer nicht sowol der hinterlistigen Politik des Kaisers, als vielmehr des seit langer Zeit ihm nachstellenden Neides der auf seine gewaltige Macht eifersüchtigen Fürsten hinzustellen gesucht.

Aber wie jeder Mensch, so ist auch Herzog Heinrich der Löwe seines Schicksals Schmied gewesen und auch er hat nur das geerntet, was er selber erst gesäet hatte. Bei einer genauern Betrachtung des Verlaufs dieses Kampfes,

glaube ich, wird sich wenigstens so viel klar herausstellen, daß es unrecht ist, Friedrich I. den Vorwurf zu machen, er habe den Welfen zum Kampfe getrieben, um so den Mann, den er selbst erst zu solcher Machtfülle erhoben hatte, der ihm nun aber anfing Besorgniß zu erregen, unter dem Schein des Rechts zu beseitigen. Völlig klar wird man in diesen Dingen zwar wol niemals sehen. Denn leider ist der Charakter der uns für die Darstellung dieser Periode zu Gebote stehenden Quellen derart, daß man zufrieden sein muß, über die alleräußerlichsten Facta mit einiger Genauigkeit unterrichtet zu werden, nicht aber hoffen darf, über die innern psychologischen Motive, welche ihnen zu Grunde gelegen und bestimmend auf ihren Gang eingewirkt haben, nähern Aufschluß zu erhalten. Gerade diese psychologische Grundlage ist es, die für das völlige Verständniß des Kampfes zwischen Friedrich I. und Heinrich dem Löwen von ganz besonderm Interesse wäre, durch die eine wirkliche Beurtheilung des ganzen, für zwei mächtige Fürstenhäuser gleich verhängnißvollen Ereignisses erst ermöglicht würde. Hier aber fehlt es uns an jedem andern Anhalt als dem, welchen eine ruhige und genaue Betrachtung der Ereignisse zu einem Rückschluß auf die sie bestimmenden Motive an die Hand gibt. Es ist dies allerdings ein Weg, der sehr leicht irreführen kann, besonders wenn man auf ihm gar zu tief ins Innere der Dinge vorzudringen sucht: er endet dann in einer grundlosen Hypothesenmacherei. Mit Vorsicht aber und mit dem steten Bewußtsein, daß man sich nur auf einer Nothbrücke befindet, benutzt, kann er wenigstens zu Gesichtspunkten führen, die für die Beurtheilung der beiden großen Männer, um die es sich handelt, von Bedeutung sind. Der Vorsicht und kritischen Gewissenhaftigkeit bedarf es dabei um so mehr, als gerade an so entscheidende, in ihren bewegenden Gründen aber unklare Ereignisse

sich üppig wuchernd jene Auswüchse anzusetzen pflegen, die im Volksmunde und oft in einer ganz willkürlichen Auffassung des Geschehenen ihren Grund haben, so schnell wachsen und sich so festsetzen, daß das sagenhafte Element die historische Grundlage ganz zu verhüllen droht.

Gerade die Geschichte Heinrich's des Löwen bietet für diese sagenhaften Ansätze einen überaus günstigen Boden. Schon ihre locale Verbreitung ist dem sehr günstig: bald erscheint Heinrich im Osten als Bändiger der Slawen, dann wieder in Italien, der Schrecken der Lombarden und treulosen Römer, in abenteuernder wilder Fehde bald hier und bald dort in Deutschland; dann unternimmt er in stolzer Selbstgenügsamkeit auf eigene Hand einen Kreuzzug, von den Fürsten des fernen Orients hoch geehrt und durch die glänzendsten Geschenke ausgezeichnet. Und dann schließt dieses vielbewegte Leben mit dem Verlust all der glänzenden Macht und Herrlichkeit, getrübt durch die bittern Leiden der Verbannung, in vergeblichem Ringen nach Wiedererlangung des in jähem Sturz Verlorenen. Es ist ein tiefbewegendes Bild, und jeder wird unwiderstehlich von ihm gefesselt werden, wie der greise Welfe, nachdem er dem Treiben der Welt entsagt, auf dem Todtenbette liegt: seine Söhne sind fern, nur wenige Getreue umstehen sein Lager, und wie zum Zeichen, daß ein gewaltiger Geist sich von der Erde losringt, entladet sich ein Gewitter krachend über dem Schloß des greisen Helden, und wie seine Lebensfackel verlöschend flackert, da schlägt ein Blitzstrahl ein und setzt einen Theil des Gebäudes in Flammen.

Ein Leben, so bunt und wechselvoll in seinem Verlaufe wie dieses, bot namentlich viel Stoff zur Sagenbildung dar, zumal da ein Mann dieser Art wol mehr in den Mund der Leute kam als die andern Fürsten jener Zeit. So erklärt es sich denn, daß Herzog Heinrich der Löwe mit

eine der Lieblingsfiguren des deutschen Volks geworden ist. Schon in manchen historisch überlieferten Punkten hält es schwer ganz klar zu sehen, die spätere Zuthat und Entkleidung von dem einfachen historischen Factum zu trennen; in späterer Zeit überwuchert dann die Sage mehr und mehr, und an sie anknüpfend hat sich denn auch die Poesie dieser Figur bemächtigt.

In dem Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, anknüpfend an das historisch Feststehende und Beglaubigte, die Punkte nachzuweisen, an welche zuerst die Sagenbildung sich angesetzt hat, dann den Weg, den sie eingeschlagen, bis dahin zu verfolgen, wo aus der Sage die poetische Bearbeitung dieses Gegenstandes ihren Ursprung genommen hat.

I.

Recht eigentlich ein Seitenstück zu dem Bilde, das uns Heinrich der Löwe auf seinem Todtenbette darbot, gewährt seine Lage in dem Augenblick, wo er seine Laufbahn beginnt. Sein Vater, Heinrich der Stolze, von dem Kaiser Lothar in jeder Weise gehoben und geehrt, durch die Belehnung auch mit dem Herzogthum Sachsen zu dem mächtigsten Fürsten des Reichs gemacht, durch die Vermählung mit seiner Tochter Gertrud ihm auch verwandtschaftlich verbunden, war im Begriff gewesen, nach seines Schwiegervaters Tode selbst an die Spitze des Reichs erhoben zu werden, er selbst hatte so fest daran geglaubt, daß er sich weiter in dieser Sache zu bemühen gar nicht für nöthig hielt. Aber die Furcht vor seiner Macht siegte, nicht er, sondern der Hohenstaufe Konrad, der Gegner Lothar's, wurde zum König erwählt. Konrad forderte von dem ihn nur nach längerm Sträuben anerkennenden Welfen die Herausgabe eines der

beiden in seiner Hand vereinigten Herzogthümer. Die Weigerung wurde mit der Acht beantwortet, Sachsen Albrecht dem Bären, Baiern dem Stiefbruder Konrad's, Leopold von Oesterreich zugesprochen. Bald standen sich beide Parteien mit den Waffen in der Hand kampfbereit gegenüber. Konrad selbst zog an der Spitze eines Heeres gegen Heinrich; aber wie ein rasches und entschiedenes Handeln niemals in Konrad's Art war, so ging er auch diesmal, statt das Glück des Kriegs zu versuchen, auf einen Waffenstillstand und neue Unterhandlungen ein. Und das Glück begünstigte ihn auffallend: noch während der neuen Unterhandlungen, am 20. Oct. 1139, starb sein mit Recht gefürchteter Gegner ganz unerwartet, kaum im blühendsten Mannesalter angelangt. Durch dieses unerwartete Ereigniß erhielt die Lage der Dinge auf einmal eine für Konrad außerordentlich günstige Wendung, während die Sache der Welfen für den Augenblick ziemlich verzweifelt erscheinen mußte. Waren sie doch ihres Hauptes gerade im gefährlichsten Augenblicke beraubt worden.

Der Erbe der Ansprüche Heinrich's des Stolzen war sein einziger Sohn Heinrich. Derselbe wurde, obgleich damals gerade erst zehn Jahre alt, wenigstens dem Namen nach das Haupt der Welfen. Die Durchfechtung und Geltendmachung seiner Rechte mußte er freilich fürs erste noch kräftigern Armen überlassen. An solchen aber fehlte es ihm nicht; denn einmal nahmen sich des Knaben nun die den Hohenstaufen entschieden feindlich gesinnten Sachsen mit allem Nachdruck an. Albrecht der Bär kam infolge dessen selbst nach dem Tode seines Gegners noch nicht in den Besitz des ihm schon so lange in aller Form Rechtens zugesprochenen Herzogthums. Baiern suchte des Knaben Oheim, Herzog Welf VI., zu vertheidigen, freilich nur mit wechselndem Glück. Mit seinem rastlosen Kriegersinn, der sich

selbst durch ernstliche Unglücksfälle von dem einmal vorgesteckten Ziel nicht ableiten ließ, fand er jahrelang immer neue Mittel zur Fortsetzung des Kampfes, und einmal geschlagen, erschien er doch bald wieder im Felde. Erfinderisch wußte er alle Mittel auszubeuten: der König Roger von Sicilien, dem alles daran lag, Konrad III. in Deutschland festgehalten zu sehen, zahlte ihm reiche Subsidien; zum König von Ungarn, ja zum Papste selbst stand er in geheimen Beziehungen, die er sich in dem Kampfe gegen Konrad III. nutzbar zu machen suchte. Unentschieden wogte der Kampf eine Zeit lang hin und her. Während die Sachsen Albrecht den Bären nicht nur aus dem Herzogthum verjagten, sondern ihn selbst zur Flucht aus seinem eigenen Lande nöthigten, erfocht die hohenstaufische Partei in Baiern einen bedeutenden Sieg. Im November 1140 hatte Konrad selbst die Belagerung des festen Weinsberg begonnen; als Welf VI. zum Entsatz der Stadt herbeieilte, zog ihm Konrad entgegen. An den Ufern des Neckar kam es am 21. Dec. 1140 zur Schlacht, welche mit der gänzlichen Niederlage Welf's endete. Damit fiel denn auch Weinsberg in die Hände des Siegers.

Gleich dieser Kampf bei Weinsberg ist nun einer von den Punkten, an welche sich schon frühzeitig die Sage angesetzt hat. Wer kennt nicht die landläufige Schilderung der Schlacht bei Weinsberg, wie die Kämpfer im wilden Grimme aufeinander losstürzen und weithin der gellende Schlachtruf „Hie Welf! Hie Waibling!" ertönt — der dann lange Zeit der bezeichnendste Ausdruck blieb für den tiefen, das ganze Reich in zwei Theile zerreißenden Spalt? Wer möchte nicht freudig einstimmen in das in Vers und Prosa oft genug gesungene Lob der edeln Weiber von Weinsberg, welche die von Konrad III. ertheilte Erlaubniß, das Kostbarste von ihrem Eigenthum mit fortzunehmen, auf

ihre Männer, denen der König den Tod zugedacht, ausdeuten und in langem Zuge aus dem Thore der eroberten Stadt hervorkamen, jede ihren Gemahl auf dem Rücken tragend? Es ist das ein gar schönes Bild echter weiblicher Treue und Hingebung, und wohl mögen wir dasselbe als solches festhalten. Nur das Eine dürfen wir nicht vergessen, daß dieses liebliche Bild nicht in der Geschichte, sondern ausschließlich in der Sage wurzelt. Weist doch schon Folgendes deutlich auf die innere Unwahrscheinlichkeit des Ganzen hin. Der Sage nach erscheint an der Spitze des Zugs jener edeln Frauen Uta, Welf's VI. Gemahlin selbst, mit dem besiegten Welf auf dem Rücken. Aber Welf VI. war ja, wie historisch feststeht, gar nicht in Weinsberg, er kam ja, um die vom König eingeschlossene Stadt zu befreien und entging, von diesem geschlagen, nur mit genauer Noth der Gefangenschaft; unmöglich konnte er hinterher aus dem nun in Konrad's Gewalt gefallenen Weinsberg herausgetragen werden. Wenn man zu diesem innern Widerspruch dann noch hinzunimmt, daß die erste Nachricht von der edeln That der weinsberger Frauen sich in den sonst zu den werthvollsten Quellen für die Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts gehörigen großen kölner Annalen findet, als ein fremder, zu der Quelle, aus der dieselben sonst schöpfen, erst hier hinzugekommener Zusatz; wenn man ferner bedenkt, daß die dem Ereigniß selbst der Zeit nach zunächststehende Quellenschrift, die gerade charakterisirt wird durch das Aufnehmen aller irgend im Munde des Volks umlaufenden sagenhaften Elemente, daß die eigentlich aus lauter Sagen compilirte, gegen Ende der vierziger Jahre des 12. Jahrhunderts abgefaßte „Kaiserchronik“ nichts von der That der weinsberger Frauen weiß; wenn man dann erfährt, daß ganz dieselbe Geschichte mit nur sehr unbedeutenden Abweichungen von einer Frau aus Crema

erzählt wird, zur Zeit, als diese Stadt von Kaiser Friedrich I. belagert wird, und daß sie sich mit nur geringen und unwesentlichen Abweichungen in verschiedenen Theilen Deutschlands wiederfindet — (so wird sie in Hessen erzählt von Gelsterburg, Glauburg, Hanneck, Thalwig, Weidelburg, dann von der Burg Ahrens bei Minden, Blumenfeld im Hegau, Hochgalsaum in Tirol, Kerpsenstein und St.-Georgenberg in Graubündten, Harlem in den Niederlanden, Hohenstein im Harz, Frauenruhe bei Nordhausen, Gleiwitz und Neuhaus in Schlesien u. a. m.): — nun, so wird man wol bereitwillig denen beistimmen, welche das ganze Ereigniß in das Gebiet der Sage verwiesen haben; als historisch beglaubigt kann dasselbe unmöglich gelten.[1])

Ganz ähnlich, ja noch weit bedenklicher steht es mit jenem leidenschaftlichen Schlachtruf „Hie Welf! Hie Waibling!", der zuerst in dem Getümmel des Kampfes bei Weinsberg erklungen sein soll. Keine der dem Ereigniß der Zeit nach näher stehenden Quellen weiß auch nur Eine Silbe davon. Erst im 15. Jahrhundert tischt sie uns der regensburger Presbyter Andreas in seiner „Chronik der Herzoge von Baiern" auf, in einem Bericht über die Schlacht bei Weinsberg, der von den crassesten Irrthümern und Verwechselungen aller Art wahrhaft wimmelt. Daß er selbst sich diese Geschichte erfunden habe, soll damit nicht gesagt sein. Bedenken wir vielmehr, daß namentlich im 13. Jahrhundert jene beiden Parteinamen eine außerordentliche, sich durch ganz Europa erstreckende Bedeutung hatten, daß sie damals die Zerspaltung fast der ganzen Christenheit in zwei einander mit äußerster Leidenschaft bekämpfende Parteien ausdrückten, so wird es leicht erklärlich erscheinen, daß man dem damals so oft gehörten Ruf einen bestimmten Ursprung zu geben bemüht war, ihn bei einer bestimmten Gelegenheit zum ersten mal erschallt sein lassen wollte. Und da fand

man denn den in der Gegenwart wüthenden Kampf in der Vergangenheit wieder in jenem ersten, man möchte sagen persönlichen Zusammenstoß zwischen Welfen und Waiblingen an den Mauern von Weinsberg, — und indem man dort den verhängnißvollen Schlachtruf zuerst erschallt sein ließ, war die Sage fertig.[2])

Der Sieg Konrad's III. über Welf VI. bei Weinsberg war übrigens gar nicht so entscheidend, wie es im ersten Augenblick den Anschein hatte: sein nächstes, wirkliches Resultat war eigentlich nur, daß des von Konrad eingesetzten Herzogs Leopold Stellung in Baiern einigermaßen gesichert wurde. Aber dadurch, daß in Sachsen die Sache der Welfen völlig den Sieg davongetragen hatte, Albrecht der Bär selbst nicht mehr die Mittel hatte, den Kampf noch länger fortzusetzen, bald darauf auch Leopold von Baiern starb, Konrad selbst aber über die in Italien sich erhebenden schweren Unruhen mit immer größerer Besorgniß erfüllt werden mußte, wurde der im Süden des Reichs über die Gegner gewonnene Vortheil fast mehr als aufgewogen. Konrad selbst verzichtete auf die weitere Fortsetzung des Kampfes und entschloß sich, den Streit in friedlicher Weise beizulegen. Auf einem um Pfingsten 1142 zu Frankfurt gehaltenen Reichstage gelang es ihm denn auch, dies Ziel zu erreichen, indem von jeder der streitenden Parteien Zugeständnisse gemacht wurden. Der junge Herzog Heinrich erhielt das seinem Vater abgesprochene Herzogthum Sachsen zurück, verzichtete dagegen auf Baiern, welches an den Bruder des kürzlich verstorbenen Leopold, Heinrich Jasomirgott von Oesterreich, gegeben wurde. Den Frieden auch für die Zukunft zu sichern, brachte Konrad die Vermählung dieses neuen Herzogs von Baiern mit der Mutter des jungen Sachsenherzogs, Gertrud, der Witwe Heinrich's des Stolzen, zu Stande. Albrecht der Bär bekam die ihm von den

siegreichen sächsischen Fürsten genommene Nordmark zurück und wurde für den Verlust des Herzogthums entschädigt, indem dieselbe von Sachsen losgelöst und selbständig gemacht wurde.

Wenn Konrad III. aber gedacht hatte, mit diesem Vertrage dem Reiche einen dauernden Frieden gegeben zu haben, so sollte er bald die schmerzlichste Täuschung erleben. In Sachsen allerdings wurde die Ruhe nicht gleich wieder gestört. In Baiern aber erschien schon wieder Herzog Welf VI. auf dem Kampfplatz; er erklärte die Verzichtleistung seines Neffen für ungültig, auf keinen Fall aber sein ganzes Geschlecht verpflichtend und nahm das Herzogthum für sich selbst in Anspruch. Bald lag er mit dem neuen Herzog von Baiern, Heinrich, wieder in verwüstender Fehde. Dazu kam, daß das verwandtschaftliche Band, durch welches Konrad die Welfen und sein Geschlecht auf die Dauer hatte miteinander verbinden wollen, schon im Jahre 1143 wieder gelöst wurde: am 18. April starb die Herzogin Gertrud auf der Reise nach Baiern im Kindbett. Bald darauf brach in Sachsen zwischen dem jungen Herzog Heinrich und dem Erzbischof Adalbert von Hamburg über den Besitz der Grafschaft Stade ein neuer, namentlich von seiten des erstern mit treuloser Gewaltthat und leidenschaftlicher Heftigkeit geführter Kampf aus. Daß Konrad in demselben gegen den Sachsenherzog entschied, mußte die schon vorhandene Spannung zwischen ihnen nur noch vermehren, den Ausbruch eines neuen, größern Kampfes in drohender Nähe erscheinen lassen. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß der junge Welfe mit dem Plane umging, sich zur gewaltsamen Wiedereroberung seines ganzen väterlichen Besitzes, auch Baierns, gegen Konrad zu erheben.

Gerade in diesem Augenblick nun, wo Konrad III. einem neuen Kampfe im Innern des Reichs entgegenzu-

gehen schien, wo die sich immer bedenklicher gestaltenden Angelegenheiten Italiens vor allem dort seine Anwesenheit erfordert hätten, in diesem entscheidenden Augenblick traf von Osten her die Kunde ein, daß Edessa von den Türken genommen und damit der Besitz Jerusalems für die Christenheit ernstlich in Frage gestellt sei. Von neuem erschallte weit und breit der Ruf nach einem Kreuzzuge. Mit feuriger Beredsamkeit rief Bernhard von Clairvaux die Fürsten zur Theilnahme an dem heiligen Unternehmen auf. Auch Konrad III., für den gerade jetzt und zu einem solchen Zweck das Reich verlassen alles auf das Spiel setzen hieß, erlag schließlich den flammenden Worten des gewaltigen Predigers. Er nahm selbst das Kreuz, und seinem Beispiel folgten eine große Anzahl deutscher Fürsten, unter ihnen — was Konrad in Einer Rücksicht wenigstens beruhigen konnte — Herzog Welf VI. (1146).

Geringer als im südlichen und mittlern Deutschland zeigte sich die Neigung zum Antritt des Kreuzzugs im Norden. Von den sächsischen Fürsten namentlich zeigten sich nur wenige bereit, dem Rufe zu folgen und mit dem Kreuze geschmückt zur Bekämpfung der Ungläubigen nach dem fernen Orient zu ziehen. Um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, brauchten sie nicht erst in so ferne Lande zu eilen: hart an ihren Grenzen saßen ja die noch immer im Heidenthum beharrenden Slawen. Zogen sie gegen dieselben, so erfüllten sie ja damit die ihnen als Christen und Rittern obliegende Pflicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, nützten aber außerdem ihrem Lande, indem von einem solchen Zuge gegen die Slawen nicht blos eine Unterdrückung der fortwährenden von denselben verübten Räubereien, sondern auch eine Erweiterung ihres eigenen Gebiets zu hoffen stand. So geschah es denn, daß die norddeutschen, namentlich die sächsischen Fürsten mit Bewilligung des Papstes einen

Kreuzzug gegen die Slawen unternahmen. Herzog Heinrich von Sachsen und Albrecht der Bär fehlten natürlich nicht dabei. Nahm dieser Slawenkreuzzug der sächsischen Fürsten nun auch nicht einen so trüben und unglücklichen Verlauf wie der Konrad's III. und Ludwig's VII. von Frankreich, so haben doch die betheiligten Fürsten von ihm weder Ruhm und Ehre noch irgendwelche nennenswerthen Vortheile heimgebracht. Erst säumten sie mit dem wirklichen Antritt des Zugs so lange, daß die bedrohten Slawen unter des kühnen, rastlosen Niclot Führung Zeit und Gelegenheit fanden, ihnen zuvorzukommen, das Land zwischen Trave und Elbe vollständig zu verwüsten, namentlich das schon damals durch seinen Handel blühende Lübeck mit schwerer Plünderung heimzusuchen. Die ganze Thätigkeit der zu dem Kreuzzuge vereinigten Fürsten beschränkte sich dann auf eine Belagerung der festen Städte Demmin und Dobin; aber auch von da zogen sie heim, ohne sie genommen zu haben, und nach Abschluß eines ihnen nur scheinbar einige Vortheile gewährenden Friedens, — also im Grunde ganz unverrichteter Sache.

Herzog Heinrich aber hatte, so sehr er auch augenblicklich mit dem Kampfe gegen die Slawen beschäftigt schien, seinen schon früher gefaßten Plan, Baiern mit Gewalt wiederzuerobern, keineswegs aufgegeben. Daß dies seine Absicht war, hatte er offen erklärt, als er im Frühjahr 1147, als Konrad III. eben nach dem Heiligen Lande aufbrechen wollte, zu Frankfurt vor ihn getreten war und Baiern von ihm gefordert hatte. Damals, scheint es, hatte Konrad ihn wol durch eine hinhaltende Antwort für den Augenblick zu beruhigen gewußt. Inzwischen aber waren die Plane der welfischen Partei weiter gereift: groß und kühn waren dieselben angelegt, namentlich von Welf VI. war alles zu einem entscheidenden Angriff gegen Konrad III. vorbereitet

worden. Welf VI. hatte sich von dem Heere der Kreuzfahrer bald wieder getrennt; über Apulien und Rom war er nach Deutschland zurückgekehrt. Absichtlich scheint er gerade diesen Weg gewählt zu haben, um seine schon seit längerer Zeit bestehenden geheimen Verbindungen mit den alten Gegnern Konrad's, dem König Roger von Sicilien und Papst Eugen III., neu zu befestigen und die zu der beabsichtigten allgemeinen Erhebung gegen Konrad nöthigen Maßregeln zu verabreden. Alle dem König irgendwie ungünstig gestimmten Elemente sollten sich nach Welf's Plane zu einem großen Bunde gegen ihn vereinigen, ihn von allen Seiten zugleich angreifen. Der kühn angelegte Plan kam aber nicht zur Ausführung: wichtige, darauf bezügliche Briefschaften fielen den Anhängern des Königs in die Hände. Die Folge davon war, daß manche der zum Anschluß geneigten Fürsten, auf die man gerechnet hatte, vom wirklichen Beitritt abgeschreckt wurden — kurz im Frühjahr 1149 erhob Welf VI. ganz allein in Baiern das Banner seines Hauses und durchzog, die Besitzungen seiner Gegner verwüstend, das Land. Am 8. Febr. 1150 aber wurde er von dem Sohne Konrad's, dem jungen König Heinrich, bei Flochberg gänzlich geschlagen und entging selbst nur mit genauer Noth der Gefangenschaft.

Während dieser Aufstand Welf's VI. schnell einem so unglücklichen Ausgang zueilte, hatten, wie es scheint, zwischen Konrad III. und den sächsischen Fürsten, obenan natürlich Herzog Heinrich, vielfache Unterhandlungen stattgefunden, durch welche Konrad den immer unvermeidlicher sich nähernden Kampf hinauszuschieben bemüht war. Da er aber des jungen Welfen Forderung, ihm auch Baiern zurückzugeben, weder erfüllen wollte noch konnte, so kam es schließlich doch zum Kampf. Im Herbst 1150 ging Herzog Heinrich selbst zur Leitung des Unternehmens nach Baiern. Ob und

welchen Fortgang seine Sache dort eigentlich genommen, darüber sind wir leider nicht näher unterrichtet. Aber selbst, wenn seine ersten Erfolge hoffnungerregend waren, so befand er sich doch bald in einer sehr gefährlichen Lage. Den fortgesetzten Unterhandlungen und geheimen Intriguen Konrad's war es endlich gelungen, einen Theil der sächsischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen und zum Kampfe gegen den Sachsenherzog zu bestimmen. Obenan stand auch jetzt natürlich wieder Albrecht der Bär. Er war es auch, der Konrad den Rath gab, Heinrich von Sachsen abzuschneiden und dasselbe in seiner Abwesenheit zu bewältigen. Dieser Rath wurde denn auch befolgt. Man besetzte die Grenze Baierns, um Heinrich das Entkommen von dort unmöglich zu machen, und mit einem starken Heere rückten Konrad und die ihm anhängenden Fürsten dann gerade auf Braunschweig los. Die Gefahr, in der Herzog Heinrich schwebte, war groß, aber keinen Augenblick verlor er den Muth, sondern durch einen kühnen und listigen Streich wußte er den Plan seiner Gegner plötzlich zu durchkreuzen. Als hätte er von dem, was in Sachsen vorging, gar keine Ahnung und wollte den ganzen Winter ruhig in Baiern bleiben, entbot er mit Ostentation weit und breit die Seinen zur Feier des Weihnachtsfestes an seinen Hof. Während nun Konrad und die andern Fürsten, hierdurch getäuscht, ihn im Süden Deutschlands festgehalten glaubten, machte sich Herzog Heinrich mit wenigen Getreuen in aller Stille auf und eilte im tiefsten Winter durch Schnee und Eis nordwärts. Es gelang ihm wirklich, die von seinen Feinden aufgestellten Wachen glücklich zu durchkreuzen, und plötzlich erschien er, jubelnd begrüßt, in der Mitte der Seinen zu Braunschweig. Seine Persönlichkeit muß schon damals eine gewaltige gewesen sein, denn die bloße Kunde von seiner Anwesenheit in Braunschweig genügte, um seine Gegner, an ihrer Spitze

Konrad III., zur schleunigsten Umkehr zu bestimmen. Somit hatte Heinrich zwar nicht Baiern gewonnen, aber doch einen Sieg davongetragen, der ihn nur noch mehr zu einer baldigen Erneuerung seines kühnen Plans anfeuern mußte.

Da wurde er ganz unerwartet von der Nothwendigkeit befreit, um die einst von seinem Vater innegehabte glänzende Machtstellung mit den Waffen in der Hand in blutigem Kampfe zu ringen: friedlich und in der ehrenvollsten Weise sollte sie ihm zutheil werden. Am 15. Febr. 1152 starb Konrad III. und damit trat in der Sache der Welfen mit Einem Schlage ein völliger Umschwung ein.

Der Zustand des Reichs während der letzten Regierungsjahre Konrad's III. war ein überaus trauriger: im Innern wilde, zügellose Fehde, nach außen hin Verlust an Ansehen und Macht nach allen Seiten hin. Diesen Uebelständen abzuhelfen, blieb so lange unmöglich, als sich Hohenstaufen und Welfen feindlich gegenüberstanden. Sie miteinander auszusöhnen hielt man für die erste und dringendste Pflicht des zu erhebenden Herrschers. Und so erwählten denn die Fürsten des Reichs den Herzog Friedrich von Schwaben, den Neffen Konrad's III., zu ihrem Könige. Seiner Abstammung nach stand derselbe Welfen und Hohenstaufen gleich nahe, hatte auch schon während der Kämpfe der letzten Jahre eine entschieden vermittelnde Stellung eingenommen.

Friedrich's I. Seele war durchglüht von dem Gedanken an die Macht und Herrlichkeit des Reichs, der Begierde, der Kaiserkrone ihren alten Glanz wiederzugeben, und damit erfüllt von dem Plane, Italien und die an der Spitze der italienischen Opposition stehenden lombardischen Städte zu demüthigen. Dazu aber mußte er seine Kraft ganz und ungetheilt nach Italien wenden können, mußte er vor allen Dingen im Innern des Reichs Frieden haben. Von diesem

Gesichtspunkte aus erklärt sich denn auch die Politik, welche Friedrich gleich vom ersten Augenblick seiner Regierung an befolgte: Herzog Heinrich von Sachsen, der bisher an der Spitze der entschiedensten Gegner der Hohenstaufen gestanden hatte, wird auf einmal der treueste Rathgeber des neuen Herrschers, der Welfe die eigentliche Stütze der hohenstaufisch-kaiserlichen Macht. Damit mußte denn die Wiedereinsetzung Heinrich's auch in das Herzogthum Baiern eine beschlossene Sache sein. Doch war dies Ziel nicht leicht zu erreichen: seinen eigenen Stamm mußte Friedrich fürchten sich gegen sich erheben zu sehen, wenn er seinem Oheim, Herzog Heinrich Jasomirgott, Baiern ohne weiteres nahm; auch begann schon damals der Neid und die Eifersucht der übrigen Fürsten sich gegen den zu einer außerordentlichen Machtstellung berufenen Sachsenherzog zu regen. Vergeblich aber blieben anfangs alle Bemühungen Friedrich's, seinen Oheim zu einem freiwilligen Verzicht auf Baiern zu bewegen. Alle Reichstage, welche er zur Erledigung dieser so wichtigen Angelegenheit berief, gingen ohne das gewünschte Ergebniß auseinander. Immer neue Ausflüchte waren es, mit denen Herzog Heinrich Jasomirgott sein Nichterscheinen zu rechtfertigen bemüht war: bald war er nicht in der rechten Form, bald nicht zur rechten Zeit vorgeladen, kurz alle Bemühungen Friedrich's blieben vergeblich. Da der Herzog von Baiern aber durch Nichtachtung der kaiserlichen Citation und durch Versäumniß aller ihm gestellten Termine eine entschiedene Schuld auf sich lud, den Vorwurf des Ungehorsams sich zuzog, so bekam Friedrich schließlich das Recht, mit einschneidenden Maßregeln gegen ihn vorzugehen. Zu solchen aber wurde er um so mehr gedrängt, als die italienischen Verhältnisse immer dringender seine Anwesenheit jenseit der Alpen forderten, er der Unterstützung des Welfen bei dieser Unternehmung aber nicht

eher sicher zu sein glaubte, als bis er demselben sein volles Recht hätte zutheil werden lassen. Im Juni 1154 fand daher in dieser wichtigen Angelegenheit abermals ein Reichstag zu Goslar statt. Der Herzog von Baiern war wiederum nicht erschienen: da wurde denn durch den Spruch der Fürsten das Herzogthum Baiern Heinrich Jasomirgott aberkannt und Herzog Heinrich von Sachsen zugesprochen. Damit hatte der letztere alles das, was er Konrad III. mit den Waffen abzuringen nicht vermocht hatte, auf friedlichem Wege und in der ehrenvollsten Weise erlangt, damit war auch sein engster Anschluß an Friedrich und seine Politik entschieden.

Die erste Bethätigung desselben war Heinrich's Theilnahme an der Romfahrt Friedrich's, welche auch ihm neuen Ruhm und neue Ehren einbrachte. Bei all den wichtigen Verhandlungen, welche Friedrich I. in Italien mit den Lombarden sowol wie mit Papst Hadrian IV. führte, finden wir Herzog Heinrich in einer hervorragenden Weise betheiligt. Von den roncalischen Gefilden aus, wo Friedrich im December 1154 nach alter Sitte die Fürsten des Reichs um sein Banner versammelte, die Säumigen und Abwesenden strafend, begleitete ihn Herzog Heinrich auf seinen Zügen gegen eine Anzahl der dem stolzen Mailand zugehörigen Burgen und Städte, zeichnete sich bei der Belagerung des festen Tortona aus, wo er die Trümmer der zuerst eroberten Unterstadt beherzt gegen alle Angriffe der Belagerten hielt, wohnte nach dessen glücklicher Einnahme den glänzenden Festlichkeiten zu Pavia bei, durch welche Friedrich seine Krönung mit der eisernen Krone der Lombarden verherrlichte (17. April). Dann zog er weiter mit nach Rom, wo Friedrich dann am 18. Juni 1155 von Hadrian IV. zum Kaiser gekrönt wurde, gegen Wissen und Willen der gegen den Papst in wildem Aufruhr begriffenen Römer. Am

Nachmittage des Krönungstages wurde dann das deutsche Heer von den hinterlistigen Bürgern im Lager überfallen, und auch hier wieder war es die Geistesgegenwart und ungestüme Tapferkeit des Sachsenherzogs, welche das dem Heere drohende Verderben abwendete. Er schlug die Römer nicht nur aus dem Lager zurück, sondern er drang, obgleich selbst verwundet, an der Spitze der Seinen durch die Mauern in die Stadt ein und verwandelte so den anfänglichen Sieg der Empörer in eine vollständige, entscheidende Niederlage. Reiche Ehrenbezeigungen, nicht allein von seiten des Kaisers, sondern auch vom Papste belohnten ihn für die kühne That, und weit und breit ertönte das Lob seiner Tapferkeit im Heere. Nachdem dann noch Spoleto seinen Trotz schwer hatte büßen müssen, kehrte der Kaiser und mit ihm Herzog Heinrich nach der Lombardei und von da durch Tirol nach Deutschland zurück.

Herzog Heinrich hatte seinem kaiserlichen Freunde auf dem Zuge nach Italien den dankenswerthesten Beistand und die wichtigsten Dienste geleistet, um so mehr fühlte sich Friedrich nun auch verpflichtet, denselben in den Vollgenuß der ihm noch vor dem Aufbruche feierlich zuerkannten Rechte auf Baiern zu setzen. Es galt daher jetzt, Heinrich Jasomirgott zum freiwilligen Verzicht auf das ihm einst von Konrad III. verliehene Herzogthum zu bewegen. Nach langen und mühsamen Unterhandlungen gelang dies denn auch, freilich, muß man sagen, durch Mittel, die eigentlich durchaus auf Kosten der königlichen Macht Friedrich's selbst gingen. Auf einem glänzenden Reichstage, welchen der Kaiser am 17. Sept. 1156 zu Regensburg hielt, wurde die wichtige Angelegenheit endlich erledigt. Heinrich Jasomirgott verzichtete dort auf das Herzogthum Baiern, welches nun Heinrich von Sachsen erhielt. Doch trat dieser nun seinerseits die bisher dazu gehörige Mark

Oesterreich an den Kaiser ab, welcher sie bedeutend vergrößert und zu einem selbständigen Herzogthum Oesterreich erhoben, seinem Oheim übertrug, sie außerdem mit den bedeutendsten, bisher im Reiche unerhörten Privilegien und Freiheiten ausstattete. Es wäre diese Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum wieder ein Punkt, an den sich eine Art von Sagenbildung anknüpfen ließe, diesmal freilich eine bewußte und auch von bestimmten Tendenzen ausgehende. Jene großen Vorrechte nämlich, welche Friedrich I. dem neuen Herzogthum Oesterreich verlieh, scheinen den spätern Geschlechtern noch nicht genügt, sie scheinen noch außerordentlichere begehrt zu haben. So ist es denn geschehen, daß aus dem einfachen, von Friedrich über jene Maßregel ausgestellten Privileg eine ganze Reihe dem österreichischen Herzogthum immer größere Vorrechte vindicirender Diplome hervorgegangen ist. Lange hat diese Täuschung bestanden, und erst in neuerer Zeit ist es der historischen Kritik gelungen, das auch zu Parteizwecken vielfach benutzte dunkle Gewirr aufzulösen und zu klären und den wirklich historischen Kern, der darin tief verborgen war, klar zu legen. [8])

Mit der auf dem Reichstage zu Regensburg vollendeten Wiedererwerbung Baierns endet der erste, gleichsam vorbereitende Abschnitt von Heinrich's des Löwen thatenreichem Leben. Er vereinigte nun die ganze außerordentliche Macht wieder in seinen Händen, welche einst sein Vater innegehabt hatte. Er vereinigte sie wieder mit dem Willen und durch die Bemühungen des Kaisers selbst: Friedrich selbst hatte ihm diese gewaltige Stellung im Reiche eingeräumt. Die nun folgenden zwanzig Jahre sind die der höchsten Machtentfaltung des gewaltigen Welfen. Diese Zeit hindurch bleiben seine Beziehungen zum Kaiser ungestört dieselben, tragen durchaus den Charakter freundschaftlichster Bundesgenossenschaft; aber doch gehen ihre Wege

ganz unmerklich mehr und mehr auseinander, bis dann auf einmal ein bisher ganz ungeahnter, beide scharf und vollständig trennender Zwiespalt zu Tage tritt. Bis dahin aber ist Herzog Heinrich die treueste, zuverlässigste Stütze des Kaisers gegen seine innern sowol wie seine äußern Feinde. Bei allen wichtigen Entscheidungen steht er ihm mit seinem vielgeltenden Rathe zur Seite. Die beginnenden Streitigkeiten Friedrich's mit Hadrian IV. waren infolge der von beiden Theilen anerkannten und gutgeheißenen Vermittlerrolle, welche er dabei einnahm, dem Ansehen des gewaltigen Welfen nur noch eine neue Förderung. Im Jahre 1159 zieht er dann wieder dem in Italien mit schweren Kämpfen beschäftigten Kaiser zu Hülfe und nimmt an der mühseligen und langwierigen Belagerung des mit dem übermüthigen Mailand verbündeten festen Crema einen hervorragenden Antheil; als dann im Januar 1160 die Stadt sich endlich dem Kaiser ergibt, vermittelt auf Bitten der Belagerten Heinrich die Capitulation, freilich ohne durch seinen Einfluß günstigere Bedingungen erwirken zu können. Schon nach Jahresfrist, im Januar 1161, eilt er dann wieder nach Italien, um den Kaiser in dem Vernichtungskampfe gegen das stolze Mailand zu unterstützen. Länger als ein Jahr hindurch aber blieben alle Anstrengungen des Kaisers und der Seinen vergeblich, erst den Qualen des Hungers erlag die bisher unbeugsame Stadt und öffnete am 1. März 1162 dem Kaiser die Thore. Es ist bekannt, welch furchtbares Strafgericht Friedrich in seinem Zorn über die gedemüthigte Stadt verhängte: die einst gewaltige und blühende wurde dem Erdboden gleichgemacht, hab- und heimatlos wurden ihre Einwohner ins Exil getrieben, mit der Wurzel — und das eben war Mailand — wollte Friedrich die Opposition in der Lombardei ausrotten. Er ahnte damals nicht, wie bald sie neu und fast kräftiger als

zuvor aus den Trümmern wieder auferstehen würde, um ihm neues Verderben zu bereiten.

Aber auch augenblicklich waren mit der Zerstörung Mailands die italienischen Wirren durchaus nicht gelöst, im Gegentheil verwickelten sich dieselben ebendamals von neuem, und zwar in der allerbedenklichsten Weise. Die Veranlassung dazu gab die nach dem Tode Hadrian's IV. (1. Sept. 1160) vor sich gegangene Doppelwahl, infolge deren ein kaiserlicher Papst, Victor IV., und ein Friedrich feindselig gesinnter, Alexander III., einander befehdeten. Alle Bemühungen des Kaisers, Alexander zu beseitigen, waren vergeblich geblieben, auch den bedeutenden Anhang desselben wesentlich zu schwächen hatte er nicht vermocht. Wohl hatte er schon mehrmals Alexander durch die ihm anhängenden Bischöfe in feierlichen Versammlungen verdammen und aller seiner Würden für verlustig erklären lassen, aber er fand bei den übrigen Fürsten keine Unterstützung, und Alexander selbst gewann durch den engen Anschluß der aufrührerischen Lombarden an seine Sache einen neuen und für den Kaiser äußerst gefährlichen Rückhalt. Friedrich's Bemühungen, die Könige von England und Frankreich auf seine Seite zu ziehen, waren ebenfalls ohne den gewünschten Erfolg geblieben. Denn auch seine eine Zeit lang begründet erscheinende Hoffnung, an Heinrich II. von England einen Verbündeten in dem Kampfe gegen Alexander III. zu finden, zeigte sich bald als irrig. Immer mehr und mehr wuchs der Anhang Alexander's, während die Zahl derer, die es mit dem kaiserlichen Papst Victor IV. hielten, von Tag zu Tag abnahm. Dies trieb denn den Kaiser endlich zu einem äußersten, ein Rückwärtsgehen fast unmöglich machenden Schritt. Am 1. Juni 1165 hielt Friedrich zu Würzburg einen feierlichen Reichstag, wo die schon früher gegen Alexander III. gefaßten Beschlüsse

wiederholt wurden und die anwesenden Fürsten des Reichs sich eidlich verpflichteten, denselben und alle etwa später von seiner Partei gewählten Päpste niemals anzuerkennen. Auch der Herzog von Sachsen und Baiern war unter denen, welche diesen verhängnißvollen Eid leisteten. Heinrich läßt damit die bisher mehrere Jahre hindurch festgehaltene Stellung eines Vermittlers zwischen Kaiser und Papst fallen, er schließt sich ganz und rückhaltslos dem von Friedrich gestützten Gegenpapst an. Es ist dies die Zeit, wo die Uebereinstimmung und die enge Verbindung der Hohenstaufen und Welfen nach innen wie nach außen ihren Höhepunkt erreicht. Denn von den übrigen Fürsten des Reichs waren es doch nur wenige, die sich so ganz und unbedingt den extremen Schritten des Kaisers anschlossen; namentlich unter einem Theil der geistlichen Fürsten begann sich schon damals eine bedenkliche Opposition zu regen.

Diese vollständige Uebereinstimmung der Gesinnungen und Absichten des mächtigen Welfen mit der Politik des Kaisers stellt sich nicht blos in des erstern Betheiligung an den großen Fragen seiner Zeit dar, sondern es läßt sich ihr Einfluß auch bis in die innern, die Familienangelegenheiten des Herzogs verfolgen. Heinrich der Löwe war in erster Ehe mit Clementia, der Tochter des Herzogs Konrad von Zähringen, vermählt gewesen; diese Verbindung, aus der eine Tochter, Gertrud, und ein im frühesten Knabenalter bereits wieder verstorbener Sohn entsprossen waren, wurde im Jahre 1162 auf Wunsch des Kaisers aus rein politischen Gründen wieder gelöst. Der Sachsenherzog war sie nämlich eingegangen zu einer Zeit, wo er sowol wie die Zähringer sich den Hohenstaufen gegenüber in der entschiedensten Opposition befanden. Als dann aber der bei dem Regierungsantritt Friedrich's beigelegte Streit mit den Zähringern 1162 infolge einer zwiespaltigen

Wahl eines Erzbischofs von Mainz von neuem loszubrechen drohte, die ihm verschwägerte Familie gegen den Kaiser eine entschieden feindselige Stellung einnahm, da trennte Heinrich der Löwe, dessen Verhältniß zu Friedrich ja inzwischen das allerinnigste geworden war, auf Friedrich's eigenen Wunsch und Antrieb die einst aus Opposition gegen die Hohenstaufen eingegangene Ehe. Ebenfalls dem Interesse des Kaisers diente offenbar die Verbindung, welche er darauf im Jahre 1165 vorbereitete. Damals nämlich machte Friedrich noch einmal den Versuch, Heinrich II. von England, der infolge seines Streits mit Thomas Becket auch mit Alexander III. verfeindet war, von diesem ab- und auf die Seite des von ihm nach Victor's IV. Tode aufgestellten neuen Gegenpapstes, Paschalis III., zu ziehen. Der beabsichtigte Bund der beiden Fürsten aber sollte durch die Verlobung Heinrich's des Löwen mit des Königs von England älterer Tochter Mathilde, und des eigenen Sohnes Friedrich's, Heinrich, mit der jüngern auch äußerlich bethätigt werden. Zu Anfang des Jahres 1168 hat sich dann Herzog Heinrich auch wirklich mit der englischen Königstochter vermählt; er trat dadurch zu einem der wichtigsten Reiche in die engsten Beziehungen, welche auch für ihn, namentlich nach seinem Sturze, verhängnißvoll werden sollten.

Ein entscheidender Wendepunkt in des gewaltigen Herzogs Geschichte wurde im Jahre 1167 vorbereitet. Wie wir sahen, hatte schon seine Wiedereinsetzung auch in das bairische Herzogthum vielfach den Mismuth und Neid der übrigen Fürsten erregt. Die Art, wie Heinrich der Löwe die in seiner Hand vereinigte außerordentliche Gewalt gebrauchte, wie er namentlich die übrigen Fürsten sein entschiedenes Uebergewicht fühlen ließ, hatte diese Gefühle nur noch steigern und zu offenem Hasse entflammen müssen. Die Folge

davon war, daß er mit einem großen Theil der übrigen Reichsfürsten, vor allen den sächsischen, in vielfachen, immer wieder sich erneuernden Fehden lag. Namentlich Albrecht der Bär vergaß es niemals, daß er eine Zeit lang Herzog von Sachsen, allerdings weniger gewesen war, als geheißen hatte; mußte er doch demselben Mann, der ihn aus dieser Stellung so schnell wieder verdrängt hatte, immer wieder als überlegenen Nebenbuhler begegnen in der Bekämpfung der Slawen und der Germanisirung der ihnen abgenommenen Länder. Vor allen aber waren es die mächtigen Kirchenfürsten Norddeutschlands, welche den übermächtigen Sachsenherzog mit unversöhnlichem Hasse verfolgten. Freilich mußten sie seine gewaltige Hand auch am schwersten empfinden, und ihre hochfahrenden hierarchischen Prätensionen standen in schroffem Widerspruch zu den Beschränkungen und Beeinträchtigungen, die sie von Heinrich zu erfahren hatten. Allerdings war die Stellung desselben auch gerade der Kirche gegenüber eine ganz abnorme. Vermuthlich in demselben Jahre nämlich, wo seine Rechte auf Baiern zu Goslar förmlich anerkannt wurden (1154), hatte Friedrich dem Sachsenherzog, der schon damals seine kriegerische und colonisirende Thätigkeit mit bedeutendem Erfolg gegen die Slawen gerichtet hatte, das Recht verliehen, in den von ihm neu unterworfenen Ländern jenseit der Elbe Bisthümer zu gründen und dieselben nach eigenem Willen und Gutdünken zu besetzen. Ein so außerordentliches Vorrecht mußte ihn natürlich auch zu den Kirchenfürsten diesseit der Elbe in ein besonderes Verhältniß bringen. Erzbischof Hartwig von Bremen, ein ehrgeiziger, nach weltlicher Macht und Herrlichkeit begieriger Mann, der vergebens den kühnen Plan seines großen Vorgängers Adalbert zur Gründung eines nordischen Patriarchats wieder aufnahm, war dem Herzog so schon von früher her durch den Streit über die

stader Grafschaft entschieden feindlich gesinnt. Mit dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg war er in immer neue Gebietsstreitigkeiten verwickelt, und auch mit dem gewaltigen, genialen Reinald, dem Erzbischof von Köln, fehlte es nicht an Hader. Mehrmals schon hatte sich dieser leidenschaftliche Haß in blutigen Kämpfen Luft gemacht, aber immer hatte der Herzog seine Gegner siegreich niedergeschlagen. Einzeln waren sie ihm immer unterlegen: zu einem großen Bunde vereinigt, durften sie vielleicht eher hoffen, ihm gewachsen zu sein. Im Jahre 1167, während Friedrich in Italien abwesend war — und einen solchen Zeitpunkt hatte man abwarten müssen, wenn das Unternehmen sich nicht von vornherein zum größten Nachtheil seiner Urheber wenden sollte — vereinigten sich fast sämmtliche sächsische Fürsten zu einem großen Schutz- und Trutzbündniß gegen den übermächtigen Herzog von Sachsen und Baiern. Eine erst in neuerer Zeit aufgefundene wichtige Urkunde[4]) gibt uns vollständigen Aufschluß über die große Ausdehnung dieses gegen Heinrich den Löwen gerichteten Bundes und die leidenschaftlich feindseligen Tendenzen, welche derselbe befolgte. Die Erzbischöfe von Magdeburg, Köln und Bremen — letzterer allerdings erst nach längerm Zögern —, Albrecht der Bär, der Landgraf Ludwig von Thüringen, — um nur die bedeutendsten der Verbündeten zu nennen — sowie eine Menge Bischöfe, Grafen und Edle erhoben sich jetzt gemeinsam zu einem energischen Anlauf gegen die Uebermacht des Welfen. Wild wogte der Kampf hin und her, und schwere Wunden wurden ringsum dem Lande geschlagen; aber einen entscheidenden Sieg gewannen die Fürsten nicht, Heinrich hielt ihren Angriff unerschüttert aus. Daß er schließlich aber doch ohne jeden Verlust an Macht, nur mit neuem Ruhme geschmückt, aus dem leidenschaftlichen Kampfe hervorging, verdankte Heinrich

weniger seinen Waffen als dem nachdrücklichen Beistand, den er beim Kaiser fand. Während in Sachsen wilder Bürgerkrieg wüthete, war Friedrich, nachdem er anfangs die schönsten Erfolge errungen hatte, in Italien von einem schweren Schicksal getroffen worden: eine furchtbare Pest, die in seinem Heere ausbrach, hatte den Sieger in wenigen Tagen zum Besiegten gemacht. Indem nun für ihn in Italien alles auf dem Spiele stand, er seine sämmtlichen Kräfte dorthin richten mußte, konnte ihn der Kampf, den inzwischen die Fürsten in Deutschland entzündet hatten, nur mit dem größten Unwillen und trüben Besorgnissen erfüllen. Eilig schickte er den Hadernden sein Friedensgebot. Mehrmals wurde dasselbe wieder übertreten; erst als er persönlich nach Deutschland zurückkehrte, gelang es ihm, aber auch da nur nach mühsamen Verhandlungen, den leidenschaftlich erregten Zorn der verbündeten Fürsten zu besänftigen: Heinrich der Löwe aber ging unter seinem Schutze an Macht und Ehre ungekränkt aus dem Kampfe hervor. Dennoch ist dieser Kampf in der Geschichte Heinreich's des Löwen Epoche machend; denn in ihm tritt auf einmal der tiefe Widerspruch zu Tage, in welchem sich des gewaltigen Herzogs ganze Stellung zu den hergebrachten staatsrechtlichen Verhältnissen des Reichs befand. In ihm zuerst wurde es ganz klar, daß die Reichsfürsten in zwei feindliche Parteien zerfielen, deren eine aus Heinrich allein, die andere aber aus sämmtlichen übrigen, von Haß und Neid gegen seine Uebermacht erfüllten Fürsten bestand. Der Kaiser hatte, wie bisher überhaupt, so auch in diesem Kampfe offen und entschieden für den Welfen Partei ergriffen: es fragte sich, ob er, ohne sein eigenes Interesse ernstlich zu gefährden, diese Parteistellung längere Zeit noch würde einhalten können, ob er dadurch den gegen Heinrich den Löwen regen Haß nicht auch gegen sich heraufbeschwören

würde. Herzog Heinrich seinerseits aber wußte nur zu gut, daß die gegen ihn verbündeten Fürsten ihre Plane noch keineswegs aufgegeben, daß sie die erste günstige Gelegenheit zur nachdrücklichen Erneuerung derselben mit Begierde ergreifen würden. Immer mußte er eines neuen allgemeinen Ansturms gegen seine Machtstellung gewärtig sein, er mußte daher unablässig danach streben, dieselbe noch mehr zu stärken und zu befestigen. In diesem Streben nach Erweiterung und Befestigung seiner Macht aber mußte er schließlich zu einem Punkte kommen, wo er mit den Interessen des ihm bisher so ganz freie Hand lassenden Kaisers in Conflict gerieth, wo er sich zu entscheiden hatte, ob er diesem den schuldigen und so oft geleisteten Dienst auch ferner leisten oder sich ganz der Förderung und Beschützung seiner eigenen Macht hingeben, damit aber zugleich seine Pflicht als Reichsfürst verletzen, sich also auch dem Kaiser gegenüber in eine feindliche Stellung versetzen sollte.

Und diese Frage trat schließlich wirklich an Heinrich heran: er hatte zu wählen, ob er, selbst im Besitze einer königlichen Macht, dem Kaiser wie bisher ein treuer Diener sein und von ihm gegen den immer mit neuem Ausbruch drohenden Haß und Neid der übrigen Fürsten geschützt und in seiner Stellung ungestört erhalten werden wollte, oder in kühnem Entschluß es zu versuchen, sich vom Kaiser sowol wie von den Fürsten des Reichs loszusagen, sich als ein selbständiger Fürst mit einem vom Verbande des Reichs gelösten Staat beiden gegenüberzustellen. In dem entscheidenden Augenblick wählte Heinrich das letztere: daß seine Wahl eine unglückliche gewesen, sollte er bald und schmerzlich empfinden, denn statt das stolze Gebäude seiner Macht durch diesen Schritt vollends aufgebaut zu sehen, mußte er den plötzlichen, krachenden Einsturz desselben

erleben, und wenig fehlte, so wäre er selbst und sein ganzes Geschlecht unter den Trümmern begraben worden.

Daß aber Heinrich der Löwe angesichts der ihm schließlich gestellten Alternative so wählen konnte, wie er es gethan, das wird erst völlig klar und bis zu einem gewissen Grade auch als berechtigt erscheinen, wenn wir noch einen Blick werfen auf den Punkt, in dem er sich schon von früh an als ein selbständiger, mit dem Reiche eigentlich nur in ganz zufälliger Beziehung stehender Fürst zeigt, wenn wir uns dem Felde zuwenden, wo er sich in jahrelangen Kämpfen nicht blos eine so gut wie unabhängige Macht, glänzenden Kriegsruhm und hohe Ehre erworben hat, sondern auch einen begründeten Anspruch auf den bleibenden Dank der Nachwelt, — seinen Eroberungen und Gründungen in den Slawenländern.

II.

Die Kämpfe der Deutschen gegen die Slawen ziehen sich fast ununterbrochen durch die ganze Geschichte des Mittelalters, sie sind mannichfach bewegt und reich an den buntesten Wechselfällen. Einem anfänglichen siegreichen und scheinbar Dauer versprechenden Vordringen der Deutschen folgt eine gewaltsame Reaction des Slawenthums, der die ersten Keime zur Germanisirung des eben gewonnenen Landes schnell wieder zum Opfer fallen. Aber immer von neuem begannen die Deutschen von der Elbe aus ostwärts zu streben. Zwischen Elbe und Trave namentlich faßten sie zuerst festen Fuß, und dasselbe Holstein, das von Deutschland so lange und so schmachvoll im Stiche gelassen worden ist, wurde das Centrum und der eigentliche Ausgangspunkt nicht blos für die Eroberung, sondern noch mehr für die Christianisirung und Germanisirung des Landes bis hin zu

den Mündungen der Oder. Diese, wenn nicht vollendet, so doch erst wirklich gesichert zu haben, ist das größte Verdienst Heinrich's des Löwen.

Die Grafschaft Holstein, oder, wie sie nach den in ihr sitzenden Stämmen der Slawen genannt wurde, Wagrien, befand sich seit langen Jahren in den Händen des aus der Wesergegend stammenden Geschlechts der Grafen von Schauenburg. Aus ihm war auch der Mann entsprossen, der gemeinsam mit Herzog Heinrich weite Gebiete der Slawen dem Christenthum und damit deutschem Wesen und deutscher Cultur erschlossen hat, Graf Adolf II. von Schauenburg. Schon in der Zeit, wo Heinrich noch ein Knabe war und andere für ihn um den Besitz Sachsens kämpften, finden wir den Grafen Adolf in dieser friedlichen Richtung thätig, vielfach freilich darin gestört und gehindert durch die kriegerischen Unruhen, welche das Land durchtobten. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Kämpfe zwischen Deutschen und Slawen, wie sie namentlich in dieser Zeit vor sich gingen, daß die Sieger meistens nur den Grund und Boden, das unbewohnte Land erwarben, indem die Besiegten immer weiter ostwärts zurückwichen. Diese so leer gewordenen weiten Strecken wurden nun mit den Deutschen besetzt, und zwar waren es damals vor allem Einwanderer aus Holland, Friesland, Utrecht, also von den Küsten der Nordsee her, welche man ins Land zog. Auch aus dem mittlern Deutschland, namentlich aus Westfalen kamen zahlreiche Colonisten in das Land. Sie waren es, die den von den Slawen verlassenen Grund und Boden nun in friedlicher Feldarbeit bestellten und ihn zugleich gegen die Einfälle der nie rastenden Gegner zu schützen bemüht waren. Es gehörte echt deutscher Muth und deutsche Ausdauer dazu, um immer frisch und unverzagt an dem mühseligen Werke weiter zu arbeiten. Denn wie oft brausten plötzlich die Slawen auf

ihren flüchtigen Rossen über das Land daher, alles verwüstend und den friedlichen Anbauer in wenigen Tagen um die Früchte langer angestrengter Arbeit bringend. Aber niemals entgingen die Eindringlinge der gerechten Strafe. Seit jenem, in seinem Erfolg freilich wenig bedeutenden Kreuzzug, zu dem sich 1147 die norddeutschen Fürsten, unter ihnen der junge Sachsenherzog, vereinigt hatten, war Heinrich der Löwe immer wieder zu der Bekämpfung der Slawen zurückgekehrt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle die zahlreichen Züge aufzählen, welche er im Laufe der Jahre gegen das räuberische, unruhige Volk unternommen hat. Meistens wichen die Slawen den deutschen Kriegern scheu aus und zogen sich entweder in die unzugänglichen Moräste und Wälder, oder hinter die schützenden Mauern ihrer Burgen zurück. Heinrich der Löwe hat so mehrmals langwierige und schließlich doch erfolglose Belagerungen durchmachen müssen, namentlich Demmin hat mehreremal selbst den kunstreichen Wurf- und Sturmmaschinen getrotzt, welche der Herzog bei den großen Belagerungen in Italien zuerst kennen gelernt und sich auch für seine eigenen Kämpfe nutzbar zu machen gewußt hatte. Ein Wendepunkt in Heinrich's Kämpfen tritt ein mit dem Tode des Slawenfürsten Niclot. Trotz aller Niederlagen, trotz der schwersten Verluste begann derselbe immer von neuem die Feindseligkeiten gegen die Deutschen, Treubruch und Hinterlist, dabei Kühnheit und Schnelligkeit charakterisiren seine Kriegführung, mit der er zwar dem Vordringen der Deutschen schließlich keinen Einhalt zu thun vermochte, es aber doch bedeutend erschwert und mannichfach gehindert hat. Immer wieder wußte er seine entmuthigten Slawen zu neuen, den Deutschen meistens durch die Plötzlichkeit ihres Hereinbrechens verderblichen Unternehmungen aufzureizen. So war er 1147, den sich langsam zum Kreuzzug

sammelnden Fürsten zuvorkommend, plötzlich mit seiner Flotte auf der Trave vor Lübeck erschienen, hatte sämmtliche dort liegende, reich mit Waaren beladene Schiffe verbrannt, die Stadt verwüstet, viele Bürger getödtet, nur die Burg hatte ihm erfolgreich Widerstand geleistet. Bei einem neuen Kampfe im Sommer 1160 hatte er dies wiederholen wollen, mußte die Unternehmung aber im letzten Augenblick durch die Wachsamkeit eines lübeckischen Priesters scheitern sehen. Bald danach fand er im Kampfe gegen eine Anzahl als fourragirende Troßknechte verkleidete Ritter des Sachsenherzogs den Tod. Mit ihm waren die Slawen ihres rastlosesten, muthigsten Führers beraubt und seitdem haben sie sich fast ausschließlich defensiv gegen die Deutschen verhalten. Denn von den Söhnen des Niclot fiel der eine in Heinrich's des Löwen Hände und endete, als sein Bruder zu seiner Befreiung einen Aufstand erregte, schmählich am Galgen; der andere, Pribislav, irrte eine Zeit lang als heimatloser Abenteurer in Pommern herum; vergeblich neue Mittel zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen den Sachsenherzog suchend, später aber wurde er von Heinrich dem Löwen wieder zu Gnaden angenommen und in sein väterliches Erbe eingesetzt.

Ihre wahre Bedeutung aber und ihren bleibenden Werth erhielt Heinrich's des Löwen kriegerische Thätigkeit erst durch die mit ihr immer Hand in Hand gehenden friedlichen Bestrebungen. Er unterwarf die Slawen nicht blos mit dem Schwerte seiner Herrschaft, sondern auch für die Segnungen des Christenthums und deutscher Cultur suchte er sie zu gewinnen; erst dadurch hat er seine Eroberungen wirklich gesichert. In die ersten Jahre seines Regiments in Sachsen fällt die letzte Thätigkeit des Slawenapostels Vicelin, der sein ganzes Leben der Bekehrung dieses Volks geweiht hatte, unbeirrt durch die immer neuen Störungen und

Hindernisse, welche bald der Krieg, bald auch die weltliche Gesinnung und Herrschsucht des Herzogs ihm in den Weg legte. Seiner unermüdlichen Predigt, die er namentlich in Wagrien erschallen ließ, war es gelungen, viele der heidnischen Slawen dem neuen Glauben zuzuführen. Der Ruf seiner glänzenden Thätigkeit hatte bald von nah und fern glaubenseifrige Geistliche herbeigezogen, die, seinem Beispiel folgend, in verschiedenen Theilen des Slawenlandes als Missionare lebten. Schlichte hölzerne Kapellen entstanden an den Orten, wo sie die neue Lehre zu verkündigen pflegten; namentlich in den Flecken, wo an Sonn- und Feiertagen die Colonisten und die Slawen zu Handel und Tausch zusammenzuströmen pflegten, traten diese eifrigen Prediger auf und in dem Gewühl des Marktes suchten sie ihrer Aufgabe förderlich zu werden; an solchen Orten erhoben sich denn auch bald größere kirchliche Gebäude. Den Lohn seiner langjährigen aufopfernden Thätigkeit erhielt Vicelin, indem er im Jahre 1150 dem von ihm bekehrten Wagrien als Bischof von Aldenburg vorgesetzt wurde. Sein Nachfolger Gerold hat das von ihm begonnene Werk mit Eifer und Erfolg fortgesetzt.

Die Wichtigkeit der von Heinrich gegen die Slawen gerichteten Thätigkeit für Sachsen nicht blos, sondern für das ganze Reich richtig erkennend, hatte Friedrich I. demselben schon früh in dieser Richtung freie Hand gelassen Indem er ihm ausdrücklich das Recht zuerkannte, in den von ihm den Slawen entrissenen Ländern Bisthümer zu gründen und diese ganz nach seinem Willen zu besetzen, wies er selber den Sachsenherzog auf Erweiterung seines Gebiets nach Osten hin, räumte ihm zugleich in den eroberten oder noch zu erobernden Ländern eine Stellung ein, welche ihm eigentlich vollständig die Rechte eines Landesherrn, des Souveräns, verlieh. Daß er diese weiten Gebiete

nur in seiner Stellung als Herzog von Sachsen erworben, daß sie daher nur ein Theil dieses ihm vom Reiche übertragenen Lehns seien, nicht aber sein persönlicher Besitz, — dieser Gesichtspunkt wurde infolge dessen von Heinrich bald und gänzlich vergessen. Er sah in den Slawenlanden sein Eigenthum, das er und seine Vorfahren sich mit den Waffen in der Hand erobert hatten, über das er daher genau mit demselben Rechte willkürlich und ohne Kaiser und Reich zu fragen verfügen konnte wie über seine Allodialgüter. Er, der in Deutschland nur Fürst des Reichs, Lehnsmann des Kaisers war, stand in den Slawenländern in seinen und der Welt Augen da als selbständiger Herrscher. Und als solcher hat er sich durchaus gefühlt, als solcher in diesen Gebieten geschaltet und gewaltet, ganz nach eigenem Willen und Gutdünken. In dieser Doppelstellung dem Reiche gegenüber aber lag eine große Gefahr, eine große Verführung: war er in den weiten, einst von widerspenstigen Slawenstämmen bewohnten Landen durch die Macht seines Geistes und seines Schwertes Herr, und zwar unbeschränkter Herr geworden, wie mußte da in ihm nicht die Begierde aufsteigen, diese Stellung überhaupt als die ihm eigene zur Geltung zu bringen, sich dem Reiche gegenüber als einen freien, unabhängigen Fürsten hinzustellen? Es ist dies ein Gesichtspunkt, den man, wie wir glauben, mit für die Beurtheilung der schließlichen Handlungsweise Heinrich's festhalten muß, der auf dieselbe ein sehr eigenthümliches Licht wirft. Man hat schon — und wie es uns scheint nicht mit Unrecht — die Vermuthung ausgesprochen, daß in dem gewaltigen Herzog allmählich der Plan aufgestiegen sei zur Gründung eines selbständigen deutsch-slawischen Reichs, mit Recht dafür allerhand von ihm zum Theil in noch erhaltenen Urkunden gebrauchte eigenthümliche Ausdrücke angeführt: er nennt die von ihm unterworfenen

slawischen Länder wol sein „Reich“; mit Nachdruck betont er es, daß er sie erobert habe mit seinen Leuten, mit seinen Waffen, nicht im Auftrage und Dienste und auch ohne Beihülfe des Reichs. Auch das ist eigenthümlich und jedenfalls beachtenswerth, daß während doch eigentlich Baiern das Herzogthum der Welfen war, dort bisher die Wurzel ihrer Kraft geruht hatte, Heinrich auch da noch, wo er das so lange von seinem Stamm innegehabte Baiern endgültig wiedergewinnt, den Schwerpunkt seiner außerordentlichen Machtstellung durchaus in Sachsen sucht, Baiern als das unwichtigere der beiden Herzogthümer anzusehen scheint. Die größere Unbeschränktheit seiner Stellung im Norden Deutschlands sowie die Gelegenheit, seine Macht durch Unterwerfung der Slawen noch bedeutend zu vermehren, mögen dabei als wesentliche Motive mit in Betracht gekommen sein.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung, mit der wir dem Gange der Ereignisse eigentlich schon vorausgeeilt sind, zu Heinrich's des Löwen friedlich colonisirender Thätigkeit in den Ländern jenseit der Elbe zurück. Seiner bedeutenden kirchlichen Gründungen ist bereits gedacht worden; das, was er auf weltlichem Gebiet gethan hat, tritt ihnen würdig zur Seite. Um das Land gegen die Einfälle der Slawen zu sichern und den Colonisten einen Zufluchtsort zu gewähren, legte er zahlreiche feste Castelle an, deren Vertheidigung er den tapfersten seiner Vasallen übergab. So entstanden sichere Burgen zu Segeberg, Plön, Ratzeburg, Schwerin, vieler anderer Orte nicht zu gedenken. Indem sich dann die neuen Einwanderer vielfach unter den schützenden Mauern dieser Burgen niederließen, entstanden in dem bisher wüsten Lande rasch erblühende Städte. Klug beförderte der Herzog ihren Aufschwung durch Begünstigung des Handels und Ertheilung von Stadtrechten. So ist

von ihm Schwerin mit den Privilegien einer Stadt bewidmet worden. Alle übrigen seiner Schöpfungen aber werden überstrahlt von dem Glanze seiner Lieblingsgründung Lübeck. Heinrich der Löwe ist zwar nicht der eigentliche Gründer dieser Metropole des Deutschen Meeres: schon lange vor seiner Zeit gab es eine slawische Stadt Lübeck, aber sie lag näher am Meere, dicht an der Mündung der Trave, und war bei einem innern Kampfe, der die Slawen entzweite, völlig vernichtet worden. Graf Adolf von Schauenburg war es, der die Stadt wieder erbaute; doch verlegte er sie zugleich weiter in das Innere des Landes, auf eine Insel in der Trave. Schnell schwang sich das neue Lübeck empor und war bald der wichtigste Handelsplatz der ganzen Gegend: reiche Zölle flossen aus seinem Hafen und von seinen Märkten dem Grafen zu. Der Herzog aber misgönnte diesem den köstlichen Besitz, er forderte die Stadt für sich und verbot, als sie ihm verweigert wurde, ferner dort Handel zu treiben, suchte den bisher in Lübeck concentrirten Verkehr zwischen Slawen und Deutschen nach dem nicht weit davon gelegenen, ihm zugehörigen Löwenstadt zu ziehen. Dies mislang ihm zwar, aber Lübeck war doch zu Grunde gerichtet, und der Graf Adolf hatte keine glänzenden Einkünfte von dem nun verarmten, durch eine Feuersbrunst vollends schwer heimgesuchten Ort. Da gab er denn schließlich doch dem erneuerten Ansuchen des Herzogs nach und trat ihm die Stadt ab. Schnell erhob sich Lübeck nun wieder aus den Trümmern, und da Heinrich dem Handel daselbst jede Art von Erleichterung und Förderung zutheil werden ließ, so waren die alten Wunden bald geheilt, und neues kräftiges Leben, eine frische Thätigkeit herrschte in der noch vor kurzer Zeit öden und todten Stadt. Schnell wuchs Lübeck's Macht und Reichthum; nach einigen Jahren schon war es zu einem so stattlichen Gemeinwesen erstarkt,

daß Heinrich der Löwe ihr die Rechte einer Stadt zu verleihen für gut fand. In dem Privileg, welches er ihr darüber ertheilte, gewährte er ihr die Grundlage, auf der dann im Laufe der folgenden Jahrhunderte die wahrhaft königliche Macht und Größe der stolzen Stadt sich auferbaute. Die von ihm ertheilten Rechte der Selbstverwaltung sind es gewesen, von wo aus jene classische Entfaltung starken, selbstbewußten Bürgersinns sich entwickelt hat, die uns immer wieder von neuem anzieht und fesselt. In dem, was er für Lübeck und dessen künftige Größe gethan, hat sich der gewaltige Welfe selber das schönste Denkmal gesetzt, und in dieser Gründung gipfelt sich alles das, was er in den Ländern jenseit der Elbe bis hin zur Oder für das siegreiche Vordringen des deutschen Wesens geleistet hat.

Daß er aber in seinen Kämpfen gegen die Slawen so Großes erreichte, daß es ihm gelang, sich dort ein von Deutschland so gut wie unabhängiges Reich zu gründen, das wurde ihm erst ermöglicht durch die Stellung, welche er zu dem nordischen Nachbar Deutschlands einnahm. Die Beziehungen Heinrich's des Löwen zu Dänemark sind für den ganzen Verlauf seines thatenreichen, schließlich in so jähem Wechsel abwärts eilenden Lebens von der größten Bedeutung. Als er nach Beendigung des mit Konrad III. um Sachsen geführten Kampfes die Verwaltung dieses Herzogthums antrat und damit gleichzeitig jene lange Reihe von Kämpfen gegen die Slawen begann, da war der Zustand des ihm im Norden benachbarten Dänemark ein überaus trauriger. In wilden Kämpfen rangen dort Svend und Knud um die Krone, und in leidenschaftlichem Hasse hatte sich das ganze Volk in zwei Parteien zerspalten. Der Kampf im Innern machte es den Dänen natürlich unmöglich, die auswärtigen Feinde in Schach zu halten. Von diesen aber waren für sie die Slawen die gefährlichsten;

dieselben waren kecke, grausame Seeräuber, und mit ihren leichten Schiffen erschienen sie bald hier und bald dort an den schutzlosen Küsten der dänischen Inseln, landeinwärts ziehend raubten und plünderten sie Städte und Dörfer aus und Scharen von Gefangenen schleppten sie mit sich fort, um sie nachher auf den Märkten in eine traurige Sklaverei zu verkaufen. Der wüthende Bürgerkrieg im Innern, die immer erneuerten verheerenden Angriffe der Slawen von außen her brachten das tiefzerrüttete Dänemark an den Rand des Abgrundes. Es war daher erklärlich, daß in beiden Rücksichten die Dänen ihre Blicke auf ihren mächtigen Nachbar, den Sachsenherzog, lenkten, von ihm sowol gegen den innern wie den äußern Feind Hülfe und Schutz suchten. Infolge dessen kam es zu mehrfachen Einmischungen Heinrich's und des Grafen Adolf in den dänischen Thronstreit. Der Graf von Schauenburg hat selbst zur Unterstützung Knud's einen Zug über die Eider unternommen, wofür Svend freilich seine Grafschaft mit einem verheerenden Einfalle züchtigte. Als Knud dann seinem kriegerischen Gegner unterlegen war und aus Dänemark fliehen mußte, fand er in Sachsen freundliche Aufnahme und Unterstützung seiner stets erneuerten Versuche zur Wiedergewinnung der dänischen Krone. Von den Streitenden zum Schiedsrichter aufgerufen, ordnete Friedrich I. dann im Jahre 1152 den langjährigen Zwist in der Art, daß er Svend die Krone zuerkannte, Knud sich dagegen durch die Belehnung mit Seeland abfinden lassen mußte. Durch sein hartes, tyrannisches Regiment aber beraubte sich Svend selbst der eben gewonnenen Herrschaft; indem er den allgemeinen Haß des Volks gegen ihn benutzte, gelang es Knud schon 1154, seinen Gegner des Throns zu berauben und zur Flucht aus dem Lande zu nöthigen. Gerade wie einst Knud, so fand jetzt auch Svend bei dem Sachsenherzog eine freundliche

Aufnahme, ja im Jahre 1156, als er durch die Wiedererwerbung Baierns noch an Macht gestärkt nach Sachsen zurückkehrte, stand Heinrich der Löwe nicht an, ihm mit gewaffneter Hand bei dem Versuche, Knud zu stürzen, Hülfe zu leisten, sich also gegen seinen einstigen Schützling zu wenden. Der Zweck des Zuges wurde zwar nicht erreicht, und Heinrich und die Seinen kehrten unverrichteter Sache wieder heim; doch wurde Svend auch ferner von ihm unterstützt, sodaß es ihm schließlich gelang, allerdings mehr auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen und vielverheißender Versprechungen als auf dem der offenen Gewalt, in Dänemark festen Fuß zu fassen und eine Theilung des Reichs zwischen sich, Knud und dem bisher mit dem letztern verbündeten jungen Waldemar zu bewirken. Aber schon drei Tage nach Abschluß dieses Vertrags ließ Svend die beiden andern Fürsten bei einem frohen Gelage, zu dem er sie geladen, überfallen; Knud fiel unter den Dolchen der Mörder, während Waldemar entkam und nun das ganze Reich gegen den treulosen Mörder aufrief. In der Schlacht auf der Grather Heide bei Wiborg fand dann Svend die gerechte Strafe, und aus den jahrelangen innern Kämpfen um den Thron ging endlich Waldemar als alleiniger Herrscher des gänzlich geschwächten und ohnmächtigen Reichs hervor.

Durch die mehrfachen willkürlichen und in der Parteistellung so wechselnden Einmischungen in den dänischen Thronstreit, dann aber vorzüglich durch seine Kämpfe gegen die Slawen war Heinrich der Löwe zu Dänemark in eine eigenthümliche, seinem Ansehen und seiner Macht sehr förderliche Stellung gekommen. Da die Dänen ihre Waffen im wilden Bürgerkriege gegeneinanderkehrten, so waren sie nicht im Stande, sich der von außen her ihr Land bedrängenden Slawen zu erwehren. Die Einfälle dieser kecken

Seeräuber aber müssen gerade in dieser Zeit einen unerträglich hohen Grad erreicht haben: denn seitdem die Slawen im Westen einen starken und wachsamen Gegner wußten, scheinen sie sich für die von dieser Seite ihnen auferlegte Beschränkung dadurch entschädigt zu haben, daß sie ihre Raubzüge nun zur See nordwärts gegen die offenen unvertheidigten Küsten der dänischen Inseln richteten. Die Dänen waren nicht im Stande, ihrem Lande gegen diesen furchtbaren Feind selbst Ruhe zu verschaffen; ihr Nachbar aber, der Sachsenherzog, war in fortwährenden erfolgreichen Kämpfen gegen denselben thätig, dehnte seine Herrschaft über ihn immer weiter aus und befestigte sie mehr und mehr; es war daher erklärlich und natürlich, daß sich die Dänen an ihn um Schutz wandten, ihn baten, daß er ihrem wehrlosen Reiche Ruhe schaffe. Heinrich dem Löwen aber konnte es nur sehr genehm sein, wenn sich die dänischen Könige so förmlich in seinen Schutz begaben: es war die glänzendste und ehrenvollste Anerkennung seiner außerordentlichen Macht, er dehnte seinen Einfluß damit in der großartigsten Weise aus. Und er hat die Ohnmacht Dänemarks auf das vollständigste und — man muß sagen — rücksichtsloseste ausgebeutet. Nicht zufrieden damit, daß er durch den augenblicklichen Zustand des Nachbarreichs von einem unter andern Umständen nicht ungefährlichen Nebenbuhler in der Unterwerfung der Slawen befreit war, beutete er dasselbe auch noch in seinem Interesse aus, indem er sich für den angeblich ihm gegen die Slawen gewährten Schutz bedeutende Geldsummen zahlen ließ; und doch kämpfte er, wenn wir die Sache richtig auffassen wollen, gegen die Slawen nicht, um dem im Innern zerfallenen und geschwächten Dänemark Ruhe und Zeit zu neuer Erstarkung zu gewähren, sondern um seine eigene Macht immer mehr zu vergrößern, sein Gebiet so zu erweitern, daß er später

auch ein erstarktes Dänemark in demselben Verhältniß vollständiger Abhängigkeit erhalten könnte, in welches es sich augenblicklich von der Noth gedrungen freiwillig zu ihm begeben hatte.

Daß diese Beurtheilung der Beziehungen Heinrich's des Löwen zu Dänemark nicht eine gesuchte oder ihm absichtlich eigennützige Absichten unterlegende ist, zeigt sich klar, wenn wir auf den weitern historischen Verlauf seines Verhältnisses zu Dänemark blicken. Heinrich der Löwe hat das schwache Nachbarreich seine Uebermacht und seinen gewaltigen Einfluß schwer fühlen lassen. Aber König Waldemar hatte eine zu richtige Einsicht in die augenblickliche Lage seines Landes, als daß er sich nicht in das zur Zeit noch Unvermeidliche hätte fügen sollen; aber ganz allmählich und unvermerkt wußte er sich mehr und mehr von dem überwiegenden Einfluß des Herzogs zu befreien, bis denn endlich der Moment erschien, wo er sich ihm frei und selbständig gegenüberstellen konnte. Nach den so viele Jahre lang das Reich durchtosenden Bürgerkriegen bedurfte Dänemark vor allem der Ruhe, um die alten tiefen Wunden ausheilen zu lassen und neue Kräfte zu sammeln. Erst wenn das tiefe Verderben im Innern beseitigt war, durfte Waldemar hoffen, auch nach außen hin mit Kraft auftreten und sich neues Ansehen erwerben zu können. Daher schloß er sich im Anfang ganz seinem gewaltigen Nachbar an, zahlte ihm bedeutende Summen, damit er ihn gegen die Angriffe der Slawen sicherte. Dann aber, als sein Land aus der tiefsten Ohnmacht sich wieder zu erheben begann, wandte er auch die neugewonnenen Kräfte gegen die äußern Feinde. Nicht mehr blos als sein Schützling, sondern als Theilnehmer an den Kämpfen gegen die Slawen steht er neben Heinrich dem Löwen; beide verbinden sich zu gemeinsamer Eroberung der Länder zwischen Elbe und Oder, und mehrmals treffen

sie, von verschiedenen Seiten her ihre Feinde angreifend, in der Mitte des neu unterworfenen Gebiets zusammen. Freilich fehlte es, wie das in dem ganzen Verhältniß der beiden Fürsten lag, nicht an Trübungen und Störungen ihres Bundes. Ja als im Jahre 1168 König Waldemar die Insel Rügen erobert hatte, sich aber weigerte, dem Sachsenherzog die Hälfte der von dort erhaltenen Geiseln und Tributsummen auszuliefern, wozu er nach einem früher zwischen ihnen geschlossenen Vertrag allerdings verpflichtet war, da kam es sogar zu einem kurzen Kampfe zwischen den Verbündeten. In diesem Streite geschah es, daß Herzog Heinrich dieselben Slawen, welche er bisher bekämpft und von ihren wilden Räubereien zu Wasser und zu Lande zurückzubringen gesucht hatte, gegen seinen bisherigen Bundesgenossen aufhetzte, sodaß wie in der schlimmsten Zeit die dänischen Küsten von slawischen Seeräubern ausgeplündert wurden. In empfindlichster Weise wurde Waldemar daran gemahnt, daß er allein dem treulosen Räubervolke doch nicht gewachsen sei, daß er, um vor ihm Ruhe zu haben, den Bund mit dem gewaltigsten Bekämpfer derselben nicht aufgeben dürfe. Waldemar mußte sich beugen, er leistete den Forderungen des Herzogs Genüge, und damit wurde der Friede dann wiederhergestellt. Aber wenn die Fürsten denselben auch durch die Verlobung des dänischen Thronerben Knud mit der sächsischen Gertrud zu besiegeln und für die Zukunft zu sichern suchten, so war damit das einmal wach gerufene Mistrauen doch noch nicht wirklich wieder beseitigt. Heinrich der Löwe und Waldemar wußten ja, daß sie in der Erweiterung ihrer Grenzen gegen die Slawen Nebenbuhler waren, daß der eine jeder bedeutenden Machtvergrößerung des andern Hindernisse in den Weg zu legen suchen würde. In den Motiven, welche zuerst dieses sächsisch-dänische Bündniß veranlaßt hatten, lag es schon

vorherbestimmt, daß dasselbe einen ernstlichen Sturm nicht bestehen würde. Nur das ihnen gemeinsame Interesse an der Unterwerfung der Slawen hielt den Welfen und den Dänenkönig zusammen; sobald eine Krisis eintrat, wo einer von beiden hoffen durfte, durch Aufopferung seines bisherigen, in der Stille ja immer mit Neid und Argwohn angesehenen Bundesgenossen in diesem wesentlichsten Punkt, in der Beherrschung der Slawen, einen entscheidenden Vortheil zu gewinnen, — in diesem Augenblick mußte das alte Verhältniß sich lösen, die geheime Nebenbuhlerschaft in offene Feindschaft verwandelt werden.

Dieser entscheidende Augenblick aber kam, als Heinrich der Löwe mit dem Kaiser zerfiel: sofort ist das Bündniß von seiten Waldemar's vergessen. Als es dann entschieden ist, daß Heinrich und der Kaiser sich nicht wieder versöhnen, sondern der letztere an der Spitze eines gewaltigen Heeres zur Züchtigung des treulosen Reichsfürsten in Sachsen erscheint, da tritt denn auch der Dänenkönig, der bisher den Rückweg noch immer offen gehalten hatte, rückhaltslos zum Kaiser über und beeilt sich, die Erbschaft des gewaltigen Sachsenherzogs in den Slawenländern anzutreten.

III.

Ungefähr um die Zeit, wo jener vorübergehende Zwist mit König Waldemar in einer den Ansprüchen des Herzogs so ganz Genüge leistenden Weise seinen Austrag fand, hat die glänzende Laufbahn Heinrich's des Löwen ihren Gipfelpunkt erreicht. Dänemark ist gedemüthigt und in nicht unbedeutendem Grade von ihm geradezu abhängig; der langjährige zähe Widerstand der Slawen ist gebrochen und dem unter so großen Hindernissen und oft so schweren Störungen begonnenen Werk der Christianisirung und Ger-

manisirung der Länder auf dem rechten Ufer der Elbe ein erfolgreicher Fortgang gesichert; seine Feinde im Reiche selbst haben die gegen ihn eingegangene große Verbindung erfolglos an seiner Macht zerschellen sehen; der Kaiser selbst hatte sich auf seine Seite gestellt, die Sache des Uebergewaltigen mit Entschiedenheit zu der seinen gemacht; — nach allen Seiten hin steht Heinrich da gefürchtet, geehrt, berühmt, nach dem Kaiser selbst der erste Mann des ganzen Reichs. Eine noch höhere Staffel der Macht und der Ehre zu ersteigen mußte ihm, wenigstens solange er sich innerhalb der selbst ihn umgebenden Schranken hielt, fast unmöglich erscheinen.

Mitten zwischen diesen Zeitpunkt des höchsten Glanzes und den ihm mit furchtbarer Schnelligkeit folgenden tiefen, zerschmetternden Sturz fällt eine auf den ganzen Charakter des gewaltigen Herzogs ein eigenthümliches Licht werfende Unternehmung, bei deren Betrachtung man fast glauben möchte, Heinrich selbst habe es deutlich gefühlt, daß er an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt sei. Er, dessen Ruhm Deutschland und Italien erfüllte, wollte demselben auch im fernen Orient eine Stätte bereiten.

Nachdem er daheim alles für eine längere Abwesenheit angeordnet, die Verwaltung des Landes seiner edeln Gemahlin Mathilde übergeben hatte, trat Heinrich der Löwe am 20. Jan. 1172 in Begleitung eines ebenso glänzenden wie zahlreichen Gefolges eine Wallfahrt — oder soll man die Unternehmung einen Kreuzzug im kleinen nennen? — nach dem Heiligen Lande an. Von Wien aus fuhr er zu Schiffe die Donau hinunter, durch Ungarn, bis Branitschewo, ungefähr da gelegen, wo sich die Morawa in die Donau ergießt. Von dort setzten die Reisenden zu Lande ihren Weg nach Konstantinopel fort, wo sie am 4. April 1172 anlangten. Unterwegs fehlte es nicht an

ritterlichen Abenteuern: in einem Strudel der Donau kam das Schiff des Herzogs in große Gefahr und wurde schwer beschädigt; während der Fahrt durch Ungarn mußten sie stets vor den geheimen Feindseligkeiten des Volks auf ihrer Hut sein; auf dem Ritt nach Konstantinopel hatten sie dann einen nächtlichen Kampf mit den heimtückischen Serben zu bestehen. Der Empfang, den der Herzog dann am Hofe des griechischen Kaisers fand, war seines Ruhmes und seiner Macht würdig. Orientalische Pracht umgab die Reisenden; in dem Parke des kaiserlichen Palastes „sah man eine Unzahl von leinenen und purpurnen Zelten stehen, mit goldenen Kuppeln und dem Range eines jeden gemäß verschieden geschmückt; — der Pfad war ganz mit Purpur belegt, von oben mit goldgestickten, seidenen Decken überhängt, nnd mit goldenen Lampen und Kronleuchtern verziert". Der Kaiser führte seinen Gast „in ein goldenes Zelt, welches von Gemmen und Edelsteinen von oben bis unten strahlte". So erzählt uns der Abt Arnold von Lübeck[5]), der diese Beschreibung des glänzenden Empfangs seines Herzogs in Konstantinopel vielleicht den Erzählungen eines der Ritter oder Geistlichen verdankt, welche selbst an dem Zuge theilgenommen hatten. Von Konstantinopel aus segelte der Herzog dann nach St.-Jean-d'Acre, wo er ebenfalls mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen wurde; von da zog er dann weiter nach Jerusalem. Dort hat Heinrich längere Zeit geweilt, von der Geistlichkeit und den Templern glänzend empfangen. Nachdem er darauf den Heiligen Stätten in Jerusalem durch reiche Schenkungen seine Ehrfurcht erwiesen, und die übrigen aus der heiligen Geschichte denkwürdigen Orte in der Umgegend gewissenhaft besucht hatte, kehrte er nach St.-Jean-d'Acre zurück und fuhr zu Schiff nach Antiochia. Ebenfalls zu Schiff erreichte er von dort Tarsus, von wo aus er zu Lande ganz Klein-

asien durchzog, von dem türkischen Sultan Kilidsch Arslan II. hoch geehrt und durch die kostbarsten Geschenke an schönen Pferden, Stoffen, herrlichen Gewändern und werthvollen Pelzen ausgezeichnet. Ohne Fährlichkeit erreichte Heinrich mit den Seinen Konstantinopel und kehrte dann wieder nach Deutschland zurück; gerade nach einjähriger Abwesenheit traf er wieder in Braunschweig bei den Seinen ein.

Wie die Beziehungen zu dem fernen, immer in einem wunderbaren Zauberschein erglänzenden Morgenlande in der Phantasie des deutschen Volks ja eine so bedeutende Stelle einnehmen, wie dasselbe seine Lieblingshelden gerade mit Vorliebe auf ihren Fahrten in den Orient begleitet, ja diejenigen derselben, welche dasselbe niemals betreten, gleichsam um sie wirklich erst als Helden erscheinen zu lassen, aus eigener Machtvollkommenheit hinsendet, so ist diese Reise Heinrich's des Löwen nach dem Heiligen Lande auch für die auf ihn bezügliche Sagenbildung von der größten Wichtigkeit geworden. An sie hat sich eine Sagengruppe angesetzt, die wol bis auf den heutigen Tag sich im Munde des Volks erhalten hat, deren wir später noch genauer Erwähnung zu thun haben werden.

Diese Reise nach Jerusalem ist schon an und für sich wie eine sagenhafte poetische Episode in der sonst so strengen, thaten- und arbeitsreichen Geschichte des gewaltigen Herzogs. Sie macht diesen Eindruck um so mehr, als ihr fast unmittelbar die entscheidende Katastrophe in dem Leben Heinrich's folgt.

Im Herbst 1174 brach Kaiser Friedrich I. zum Entscheidungskampfe gegen die Lombarden auf. Die Erfolglosigkeit der Belagerung des festen Alessandria brachte ihn bald in eine bedenkliche Lage. Er knüpfte Friedensunterhandlungen an und entließ, in der Hoffnung, daß dieselben einen glücklichen Ausgang nehmen würden, den größten

Theil des Heeres. Die Unterhandlungen mußten aber schließlich ohne Resultat abgebrochen werden. Eilig sandte Friedrich nach Deutschland und mahnte die Fürsten des Reichs zu schleuniger Hülfe. Denn schon rüsteten sich die ihm jetzt weit überlegenen Lombarden zum Angriff. Da traf den Kaiser gleichzeitig mit der Kunde, daß die meisten Fürsten im Frühjahr 1176 mit ihren Scharen zu ihm stoßen würden, die erschreckende Nachricht, daß gerade der mächtigste Fürst des Reichs, auf dessen gewaltigen Beistand er am meisten gerechnet hatte, sich weigere, dem Hülferufe Folge zu leisten. Und so war es. Heinrich der Löwe erklärte, er werde trotz der Mahnung des Kaisers den Zug nach Italien nicht antreten. Diese Antwort mußte Friedrich mit dem größten Schrecken erfüllen; während er selbst eben einem verhängnißvollen Entscheidungskampf entgegenging, thürmten sich auf einmal von einer Seite her, wo er es am allerwenigsten erwartet haben mochte, finstere, unheilschwangere Gewitterwolken auf. Er suchte den nahenden, ihm — wie es scheint — unerklärlichen Sturm zu beschwichtigen. Boten über Boten eilten über die Alpen, um Heinrich den Löwen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allem Anschein nach hat sich Heinrich auch noch auf Unterhandlungen eingelassen; dieselben blieben aber ohne den gewünschten Erfolg. Da entschloß sich Friedrich, der in dem schweren Kampfe, der ihm bevorstand, die Hülfe des gewaltigen Herzogs nicht entbehren zu können glaubte, zu einem letzten, äußersten Schritte. Es ist ja bekannt und oft genug erzählt, wie Friedrich mit dem übermüthigen Welfen eine Zusammenkunft hat, denselben mit beredten, schmeichelnden Worten zur Theilnahme an dem Kampfe gegen die Lombarden zu bestimmen sucht; wie Heinrich alles von der Hand weist, die Erinnerung an des Kaisers Verdienste um sein Haus, die großen Dinge, die er selbst schon für Friedrich vollführt

hat, auf seinen trotzigen Sinn nicht den geringsten Eindruck macht; — wie da endlich Friedrich, an solchem Starrsinn verzweifelnd, eingedenk alles dessen, was für ihn selbst auf dem Spiele stand, sich dem Herzog zu Füßen wirft und durch diese Demüthigung noch im letzten Augenblick eine Aenderung des für ihn so verhängnißvollen Beschlusses zu erwirken hofft. Der Kaiser aber kniete vergebens: ja Spott und Hohn hat er noch dafür zu erleiden, daß er gegenüber dem das ganze Reich bedrohenden Verlust seine eigene persönliche Würde für einen Augenblick aufopfert. Denn des Sachsenherzogs übermüthiger Truchseß, Jordan mit Namen, beglückwünscht — so wird weiter erzählt — seinen Herrn, weil ja die Kaiserkrone nun zu seinen Füßen liege, er sich nur danach zu bücken brauche, um sie sich selbst auf das Haupt zu setzen. Da tritt des Kaisers edle Gemahlin Beatrix hinzu, richtet den Knienden auf und ruft Gott an, dieses furchtbaren Augenblicks eingedenk den trotzigen Uebermuth des Welfen zu beugen und streng zu strafen.

Das ungefähr ist der Kern dessen, was über die berühmte Unterredung Friedrich's I. mit Heinrich dem Löwen erzählt zu werden pflegt. Aber gerade diese für beide Fürsten so entscheidende, in ihrem ganzen Verlauf uns wie die Katastrophe einer Tragödie fesselnde Zusammenkunft müssen wir als einen der Punkte bezeichnen, an den sich die Sagenbildung besonders reich und üppig angesetzt hat. Daß dieselbe wirklich stattgefunden, soll nicht in Frage gestellt werden, obgleich man versucht hat, sie überhaupt aus dem Reiche der historischen Facta fortzubeweisen; wenn man dies thut, geht man in der Kritik wol etwas zu weit. Auf der andern Seite aber muß man sich bei einer unbefangenen und scharfen Prüfung der uns über dieses denkwürdige Ereigniß überlieferten Quellenangaben überzeugen, daß das Wo? und das Wie? seines Geschehens in ein

ziemliches Dunkel gehüllt ist. Es würde hier nicht am Orte sein, auf eine genaue Kritik und Vergleichung der verschiedenen uns erhaltenen Nachrichten darüber einzugehen, es muß genügen, den allgemeinen Gesichtspunkt, der dabei festzuhalten ist, und die hauptsächlichsten Resultate einer solchen Untersuchung anzugeben.[6])

Die Quellen, welche uns von der vielberühmten Unterredung des Welfen und des Hohenstaufen berichten, widersprechen sich zunächst in ihren Angaben über den Ort, wo dieselbe stattgefunden: die einen nennen Chiavenna und damit übereinstimmend andere den Comersee, die andern geben gar keinen Ort an; endlich wird noch Partenkirchen im südlichen Baiern genannt. Eine sichere Entscheidung wird wol kaum zu treffen sein; am wahrscheinlichsten aber wird man die Zusammenkunft nach Partenkirchen verlegen und als Zeit derselben die Tage zwischen dem 1. und 7. März 1176 annehmen. Denn daß Heinrich der Löwe damals in Baiern war, steht nach Urkunden fest, ebenso, daß er gleich nach dem 7. März Baiern verließ und sich nordwärts, nach Sachsen, begab. Es kommt dazu, daß Arnold von Lübeck, der von allen am ausführlichsten von dem ganzen Ereigniß berichtet, es ausdrücklich hervorhebt, daß der Kaiser zum Zwecke dieser Unterredung die Alpen überschritten und sich nach Deutschland begeben habe. Es würde auch mit der so entschiedenen Weigerung Heinrich's des Löwen, an dem Zuge nach Italien theilzunehmen, sehr im Widerspruch stehen, wenn er sich, blos um dem Kaiser nochmals eine abschlägige Antwort zu geben, doch bis nach Italien begeben hätte. Wenn wir so den Ort der verhängnißvollen Unterredung nicht in Chiavenna, sondern in Partenkirchen suchen, so ist dabei freilich das festzuhalten, daß — soweit in solchen Dingen ein Beweis eben möglich ist — derselbe doch nur nach einer Seite hin geführt ist: aus einer ganzen

Reihe von eng ineinandergreifenden Momenten erscheint es als wenig glaubwürdig, daß Heinrich der Löwe nach Chiavenna, nach Italien gekommen ist; mit überzeugender Sicherheit aber würde Partenkirchen erst als Ort der Zusammenkunft erwiesen sein, wenn es sich — sei es aus Quellenangaben, sei es aus den gerade bei solchen Fragen so unschätzbaren Urkunden — darthun ließe, daß Friedrich I. um jene Zeit wirklich aus Italien nach dem südlichen Baiern gekommen ist. Aber die Regesten des Kaisers lassen uns gerade um diese Zeit gänzlich im Stich. Dennoch scheinen die gegen Chiavenna sich erhebenden Bedenken gewichtig genug, um es aufzugeben und den Schauplatz jener denkwürdigen Scene in dem südlichen Deutschland zu suchen; in diesem Fall würde man als solchen allerdings am besten das ausdrücklich dafür genannte Partenkirchen ansetzen können.

So viel über die Frage nach dem Wo. Weit unklarer steht es noch mit der nach dem Wie, d. h. nach dem Verlauf der Unterredung im einzelnen. Von den dem fraglichen Ereigniß der Zeit nach näher stehenden Quellen gibt Arnold von Lübeck, der begeisterte Geschichtschreiber Heinrich's des Löwen, den genauesten Bericht darüber, bei dessen Beurtheilung aber, wie gesagt, immer das festgehalten werden muß, daß der Bericht des lübeckischen Abtes von dem Sachsenherzog durchaus im Ton eines zu feiernden Helden gehalten ist. Arnold von Lübeck also läßt die Zusammenkunft vor sich gehen in Deutschland, und zwar vor den Augen eines glänzenden um den Kaiser versammelten Reichstags. Es ist dies ein seinem Bericht ausschließlich eigener, für denselben höchst charakteristischer Zug: sein so hoch gepriesener Herzog feiert den die höchste Stufe seiner Macht bezeichnenden Triumph bei ihm vor den Augen des gesammten Reichs, in Gegenwart der ihn mit so bitterm Haß und

unversöhnlichem Neid verfolgenden Fürsten. Nachdem Arnold dann die von Heinrich zur Entschuldigung seiner Weigerung geltend gemachten Gründe, seine infolge der fortwährenden Kriegszüge geschwächte Gesundheit und das vorzeitig hereinbrechende Alter kurz angeführt hat, läßt er den Kaiser, der auf Heinrich's persönlicher Anwesenheit in Italien besteht, in schwungvoller Rede den Welfen an alle die Bande des Bluts, der Freundschaft, des gemeinsamen Interesses erinnern, welche sie bisher so fest zusammengehalten hätten. Die eindringlichsten Worte verhallen ohne Wirkung; da erhebt sich Friedrich in höchster Erregung vom Thron und wirft sich dem Hartnäckigen zu Füßen. Diese so unerwartete Scene bringt Heinrich in die größte Verwirrung, schnell richtet er den knienden Kaiser auf — aber seine Bitte erfüllt er nicht. Damit schließt der Bericht des Arnold. Zwei Bedenken nun sind es, welche bei der genauern Betrachtung desselben sofort in jedem aufsteigen müssen. Arnold läßt den demüthigenden Fußfall des Kaisers von dem Thron aus vor versammeltem Reichstag geschehen sein; von einem Reichstag, der in jene Zeit gefallen wäre, ist uns aber sonst keine Spur überliefert, und gerade wie die Angelegenheiten des Reichs und Friedrich's damals lagen, wäre die Abhaltung eines solchen — ganz abgesehen von den ihn begleitenden merkwürdigen Umständen — wenigstens in irgendeinem der gleichzeitigen Jahrbücher verzeichnet worden. Auch wissen alle Quellen, die sonst von der Unterredung berichten, ja noch viel mehr und viel abenteuerlichere Dinge davon erzählen, nichts davon, daß sie in Gegenwart anderer Fürsten oder gar vor dem gesammten Reichstage stattgefunden hätte. Die pathetische Schlußäußerung Arnold's muß uns gegen den von ihm gewählten Schauplatz vollends mistrauisch machen. Er läßt den Herzog bei dem Fußfall des Kaisers verwirrt werden dadurch,

daß der, welchem der ganze Erdkreis sich beugt, sich jetzt vor ihm erniedrige! Die Rede, welche dem Kaiser von Arnold in den Mund gelegt wird, als irgendwie historisch in Schutz zu nehmen, würde vollends ein vergebliches Bemühen sein; sie ist eben ein rhetorisches Machwerk und nichts weiter, das beweist schon ihre ganz allgemeine phrasenhafte Haltung. Diese beiden Punkte nun abgezogen, gewinnen wir aus dem Bericht Arnold's von Lübeck also eigentlich nichts, als daß bei der Zusammenkunft, welche Heinrich der Löwe mit Friedrich I. gehabt, um ihn zur Theilnahme an dem Zuge gegen die Lombarden zu bestimmen, der Kaiser die Weigerung des Herzogs durch einen Fußfall zu besiegen versucht hat.

Die Zusammenkunft und der Fußfall bleiben also hier als vermuthlich historische Facta übrig. Aber gleich das Eine und so Wesentliche, nämlich der Fußfall, verschwindet schon bei Betrachtung der nächstwichtigen Quelle, oder wird doch wenigstens sehr ernstlich in Zweifel gezogen werden müssen. Einer unserer kostbarsten und wichtigsten Quellenschriftsteller für diese Zeit ist Otto von St.-Blasien, welcher die treffliche Chronik des Bischofs Otto von Freising in gleich trefflicher Weise fortgesetzt hat. Er weiß von der Zusammenkunft, die er übrigens nach Chiavenna angesetzt sein, aber, da Friedrich dem Herzog entgegeneilt, an einem andern Orte stattfinden läßt, nichts weiter zu berichten, als daß der Kaiser Heinrich den Löwen demüthiger um Rücknahme seiner Weigerung gebeten habe, als es sich eigentlich mit seiner Stellung vertragen hätte; von einem Fußfall sagt er nichts. So steht er mit Arnold von Lübeck im Widerspruch, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als diese beiden Schriftsteller dem fraglichen Ereigniß der Zeit nach zunächststehen. Also gleich bei ihrem ersten Auftreten finden wir die Ueberlieferung unklar und sich in sich selbst

widersprechend. Denn halten wir die beiden bisher besprochenen Berichte zusammen, so bleibt fürs erste eigentlich nur die Zusammenkunft selbst als historisch beglaubigt übrig.

Ein wie weiter Abstand ist nun aber zwischen der sich auf diesem Wege ergebenden Notiz, daß Heinrich der Löwe und Friedrich I. an einem vermuthlich im südlichen Baiern gelegenen Orte eine Unterredung über des erstern Theilnahme an dem Kampfe gegen die Lombarden gehabt haben, und dem reichen Detail, was man jetzt über diese Zusammenkunft erzählt findet. Dieser Abstand aber wird gewissermaßen überbrückt durch die Darstellungen, welche zwischen jenen beiden ersten Berichten und den heute in unsere historischen Lehrbücher übergegangenen liegen. Von denjenigen Quellen, welche über das in Frage stehende Ereigniß noch Kunde geben, folgt jenen beiden ersten der Zeit ihrer Entstehung nach zunächst die in dem Kloster auf dem Lauterberge bei Halle entstandene Chronik, welche die ganze Begebenheit schon mit einem bedenklichen „Man sagt" einleitet; sie läßt den Kaiser vergeblich knien, bringt schon ein ganz neues fremdes Element hinein, indem sie des Sachsenherzogs eigensinnige Weigerung aus der geheimen Verbindung desselben mit den aufständischen Lombarden zu motiviren versucht. Die etwa im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhundert abgefaßten ursperger und repgower Chroniken berichten von dem Fußfall des Kaisers — welchen die erstere freilich als nur beabsichtigt darstellt —, aber sie bringen zuerst die Erzählung von den höhnischen, der ganzen Scene einen andern Charakter gebenden Worten des herzoglichen Truchseß Jordan, welche wir außerdem in den nur wenig später entstandenen stader Annalen finden. Erst die nach 1250 entstandene braunschweiger Chronik des Botho vereinigt die wesentlichsten, jetzt gäng und gebe gewordenen

Züge in der Darstellung, welche sie von der Zusammenkunft Heinrich's mit dem Kaiser gibt.

Den vollständigsten, an Detail reichsten Bericht gibt uns an dem behandelten Ereigniß also diejenige Quelle, welche demselben der Zeit nach am entferntesten steht; sie weiß von Dingen zu erzählen, die den beiden frühesten, fast gleichzeitigen Berichterstattern völlig unbekannt geblieben sind, obgleich sie — namentlich aber Arnold von Lübeck — sich ganz besonders in der Lage befanden, Genaueres darüber erfahren zu können. Woher sind also in den ursprünglichen Bericht, der, wie sich mit Recht vermuthen läßt, selbst schon von dem historisch Wahren entfernt ist, jene eigenthümlichen Zusätze gekommen? Erfunden werden die Berichterstatter solche Dinge nicht haben; dieselben begegneten ihnen aber überall, sobald sie auf das hörten, was man sich weit und breit über das in den Verhältnissen Deutschlands einen so tiefen und vollständigen Umschwung vorbereitende, daher — auch wenn es nicht in dieser speciellen Form stattgefunden hat — doch im höchsten Grade Epoche machende Ereigniß erzählte. Der Mund des Volks ist es, der dem ursprünglich ganz einfachen, in seinem speciellen Verlauf naturgemäß eigentlich niemand als den zunächst dabei betheiligten Personen bekannten Ereigniß allmählich die Gestalt gegeben hat, in welcher es dann, von spätern Geschichtschreibern aufgezeichnet, auf unsere Zeit gekommen ist. Die Sage also hat an der heute üblich gewordenen Darstellung den allerwesentlichsten Antheil; in ihr Gebiet müssen wir daher die Zusammenkunft Heinrich's des Löwen und Friedrich's I. in der ihr im Laufe der Zeit gegebenen Ausschmückung auch verweisen.

Daß sich die geschäftige Fama mit ihren Zuthaten und Vergrößerungen gerade dieses Ereignisses bemächtigte, ist leicht begreiflich, wenn man die Folgen ins Auge faßt,

welche die vergebliche Zusammenkunft für den Kaiser sowol wie für den gewaltigen Sachsenherzog gehabt hat, selbst wenn wir eben nur das als historisch gelten lassen, daß beide vor dem neuen Aufbruch Friedrich's gegen die Lombarden zusammengekommen sind. Am 29. Mai 1176 erlag der Kaiser der Uebermacht der Lombarden bei Legnano. Diese Niederlage nöthigte ihn zu einem vollständigen Umschwung in seiner Politik. Mit dem seit Jahren so leidenschaftlich bekämpften Papste Alexander III. mußte er sich nun aussöhnen, mit den lombardischen Städten einen Waffenstillstand schließen. Die Verfolgung des von ihm bisher mit Anspannung aller Kräfte erstrebten Ziels wurde damit aufgegeben.

Die wichtigen Fragen, welche sich für die deutschen Verhältnisse aus dem plötzlichen Abfall Heinrich's des Löwen ergaben, nöthigten Friedrich nunmehr, seine ganze Aufmerksamkeit Deutschland zuzuwenden. In welcher Art er dort aber die Verwickelungen zu lösen und seine Beziehungen zu dem gewaltigen Welfen wieder zu ordnen gedacht hat, ist nicht klar. Doch scheint sich aus seinem ganzen Auftreten gegen Heinrich so viel zu ergeben, daß er den schließlich erfolgenden Sturz desselben keineswegs von vornherein beabsichtigt hat, daß er vielmehr nur zu einer Schwächung, dann aber zur Versöhnung mit ihm geneigt war. Aber Heinrich der Löwe selbst hatte das Verhängniß über sich heraufbeschworen, und mit unerschütterlicher Consequenz nahmen die Dinge ihren Verlauf. Heinrich hatte, indem er ihm seine Unterstützung in Italien verweigerte, gegen den Kaiser gefehlt, seine Pflichten als Fürst des Reichs entschieden verletzt. Die Blöße, die er sich damit gegeben, wurde aber vorzüglich deshalb so verhängnißvoll für ihn, weil nun seine zahlreichen Feinde einen Punkt fanden, von dem aus sie ihre so lange unterbliebenen Angriffe mit

neuem Nachdruck und in einer viel günstigern Stellung beginnen konnten. Sie waren es vorzüglich, welche den gegen Heinrich erzürnten Kaiser noch mehr aufreizten, und durch die Strafe, welche denselben für seinen Treubruch treffen sollte, eine Vergrößerung ihrer eigenen Macht zu erlangen hofften. Wie von selbst erneuert sich nun der im Jahre 1166 gegen den Sachsenherzog geschlossene Bund der übrigen Reichsfürsten, und noch bevor Friedrich I. sich an eine rechtliche Verhandlung des Falles gemacht hatte, eröffneten sie gegen den Uebermächtigen den Kampf.

Während die Dinge in Italien den durch seine Treulosigkeit verursachten für den Kaiser so unglücklichen Verlauf nahmen, hatte Herzog Heinrich der Löwe sich noch einmal gegen die Slawen gewendet. Aber noch während er mit der Belagerung des so oft vergeblich berannten Demmin beschäftigt war, kam ihm die Kunde, daß ein neuer Angriff seiner alten Gegner bevorstehe. Nach der Aussöhnung Friedrich's I. mit Alexander III. war der wegen seiner Anhänglichkeit an den letztern vor mehrern Jahren vertriebene Bischof Ulrich von Halberstadt in seine ehemalige Stellung wieder zurückgekehrt. Er gehörte von jeher zu den entschiedensten Feinden des Sachsenherzogs, und gleich nach seiner Wiedereinsetzung zeigte er es auch, daß er diese Gesinnung keineswegs geändert hatte. Ulrich ging mit dem Erzbischof Philipp von Köln ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Heinrich den Löwen ein. Der nun entbrennende Kampf drehte sich anfangs namentlich um eine von dem Herzog in drohender Nähe bei Halberstadt auf dem Hopelberg angelegte Festung, welche von Ulrich mehrfach zerstört, von den Herzoglichen aber immer wiederhergestellt wurde. Unter mancherlei Wechselfällen schwankte der Kampf ohne wirkliche Entscheidung hin und her. Derselbe war nur das Vorspiel zu viel schwerern und verhängnißvollern

Kämpfen. Seiner Krisis ging dieser Streit und damit die ganze Heinrich den Löwen betreffende Angelegenheit entgegen, als im Herbst 1178 der Kaiser, nachdem er die italienischen Verhältnisse durch den Frieden von Venedig glücklich geordnet hatte, nach Deutschland zurückkehrte: denn nun mußte es sich zeigen, wie derselbe sich zu dem ihm bisher so nahe befreundeten Sachsenherzog stellen wollte. Von allen Seiten wurde Friedrich mit Klagen bestürmt; laut beschwerten sich die Fürsten über den Treubruch Heinrich's, seine Gewaltthätigkeit, seinen höhnenden Uebermuth, während Heinrich selbst in Speier vor dem Kaiser erschien (31. Oct. 1178) und den Erzbischof von Köln und Ulrich von Halberstadt wegen des gegen ihn unternommenen Angriffs des Friedensbruchs bezichtigte. Doch verfehlte dieser Versuch, seiner Sache durch eine so unerwartete Wendung einen bessern Stand zu sichern, seinen Zweck gänzlich. Er wurde vom Kaiser mit seiner Klage abgewiesen: erst dann könnte dieselbe berücksichtigt werden, wenn alle die weit zahlreichern und schwerern Beschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht seien, erledigt wären. Mehrmals setzte nun Friedrich Reichstage an, auf denen Heinrich der Löwe sich diesen Anklagen gegenüber verantworten sollte. In blindem Trotze erschien derselbe aber nicht und schadete seiner Sache damit am allermeisten; denn mit Recht konnte sein Ausbleiben nun gedeutet werden als eine Mißachtung der kaiserlichen Autorität, und daß er sich dem Kaiser gegenüber nicht mehr, wie er schuldig war, als Vasall betrage, sondern die Stellung eines selbständigen Fürsten einzunehmen trachtete, hatte er durch die Verweigerung des Zuzugs gegen die Lombarden ja zur Genüge bewiesen. So geschah es denn, daß die im Anfange eigentlich noch gar nicht ernstlich gefährdete Sache Heinrich's des Löwen allmählich eine sehr üble Wendung nahm, daß schließlich ein Punkt eintrat, wo er

die Wahl hatte, ob er mit verhältnißmäßig geringen Opfern den Zorn der Fürsten beschwichtigen und sich dadurch mit Friedrich aussöhnen, oder ob er es auf einen Kampf mit den Fürsten und dem Kaiser ankommen lassen wollte. Heinrich selbst scheint eine Zeit lang geschwankt zu haben, was er thun solle: noch ehe der über seine Stellung zum Reich entscheidende Tag gehalten war, bat er Friedrich um eine Unterredung. Gewiß kann man es nur als ein Zeichen weiser Versöhnlichkeit und Milde auffassen, wenn Friedrich diesem Gesuch Genüge leistete. Zwischen Magdeburg, wo der Kaiser, und Haldensleben, wo Heinrich verweilte, kamen beide zusammen. Friedrich soll sich bereit erklärt haben, gegen eine bedeutende Geldbuße, welche ihm Heinrich zahlen sollte, sich seiner den Fürsten des Reichs gegenüber anzunehmen und mit ihnen einen Frieden zu Stande zu bringen. Der Herzog weigerte sich darauf einzugehen, ohne Versöhnung schieden die beiden gewaltigen Männer. Nun nahmen die Dinge einen raschen Verlauf: am 15. Aug. 1179 wurde Heinrich zu Goslar in die Reichsacht gethan, des Herzogthums und aller ihm übertragenen Lehen verlustig erklärt.

Mit neuer Leidenschaftlichkeit entbrannte nun der Kampf, und zwar waren die ersten Anfänge Heinrich's glücklich und vielversprechend. Am 23. Sept. 1179 eroberten die Seinen Halberstadt, das mit Kirchen und Klöstern ein Raub der Flammen wurde. Besonders wichtig aber war es für den Herzog, daß sein alter Gegner, Bischof Ulrich selbst, als Gefangener in seine Hände fiel. Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Einzelheiten des heftigen Kampfes verfolgen; es ist zudem kein erfreulicher Anblick, das arme Land durch einen von beiden Seiten mit der größten Wuth und Grausamkeit geführten Krieg verwüstet und schwer heimgesucht werden zu sehen. Manche Erfolge erkämpfte Heinrich und mehrmals kehrten seine Vasallen

mit rühmlichem Siege gekrönt heim; aber immer klarer zeigte es sich, daß der gewaltige Mann diesen Sturm nicht mehr zu beschwichtigen im Stande war. Es kam dazu, daß er sich durch sein auch in dieser bedrängten Zeit maßlos stolzes und gewaltthätiges Benehmen selbst den empfindlichsten Schaden that: einer nach dem andern fiel von ihm ab, selbst des ihm einst so eng verbundenen Grafen von Schauenburg Sohn, Adolf III., sagte sich von dem Herzog los.

Unter solchen Umständen war der Kampf natürlich schon entschieden, als Friedrich I. selbst im Sommer 1180 zum Vollzuge der Reichsacht an der Spitze eines großen Heeres gegen Sachsen aufbrach. Fast alle Burgen des Herzogs öffneten ihm widerstandslos die Thore. Heinrich des Löwen Versuch, Dänemark zu seiner Unterstützung gegen den Kaiser zu bewegen, mislang und mußte mislingen bei der ganzen Lage der gegenseitigen Interessen. Da Waldemar durch den, wie es sich nun zeigte, sichern Sturz des gewaltigen Sachsenherzogs von einem ihm stets gefährlichen Nachbar und dessen lästigem Einfluß befreit wurde, sich dadurch außerdem für die Zukunft vor desselben Nebenbuhlerschaft in Unterwerfung der Slawen gesichert wußte, so war es nur natürlich, daß Waldemar sich durch schnellen Anschluß an den Kaiser diese gehofften Vortheile nur noch mehr zu sichern suchte. Auch ein Hülfsgesuch, welches Heinrich an seinen Schwiegervater Heinrich II. von England und den König von Frankreich richtete, hatte nicht den gewünschten Erfolg.

Von der Mehrzahl seiner Vasallen verlassen, ohne die begehrte Hülfe von auswärts, ganz auf sich selbst angewiesen, mußte Heinrich der Löwe dem Kaiser unterliegen. Zu einem eigentlichen Kampfe zwischen beiden ist es nicht gekommen; eine Burg, eine Stadt nach der andern fiel dem Kaiser in die Hände, immer weiter und weiter mußte sich

der Herzog zurückziehen. Schließlich mußte er Artlenburg an der Elbe selbst in Brand stecken und nach Stade fliehen. So blieb dem Gewaltigen am Ende doch nichts übrig, als sich dem Kaiser zu unterwerfen. Auf dem Reichstage zu Erfurt, im November 1182, wurde das Werk seines Sturzes vollendet. Er blieb seiner beiden Herzogthümer entsetzt; daß man ihm sein Erbtheil, die Lande Braunschweig und Lüneburg, ließ, galt als ein Act besonderer kaiserlicher Gnade und Milde. Damit er aber den Frieden des Reichs durch den Versuch, das eben Verlorene gewaltsam wiederzugewinnen, nicht etwa von neuem stören konnte, ward er auf mehrere Jahre aus dem Reiche verbannt.

Diese auf dem Reichstage zu Erfurt über ihn gefaßten Beschlüsse beraubten den bisher in unvergleichlicher Machtfülle dastehenden Welfen seines ganzen Glanzes. Der große und lichte Theil seines Lebens wird damit abgeschlossen; der Rest desselben ist erfüllt von dem vergeblichen Ringen nach der Wiedererlangung des doch unwiederbringlich Verlorenen. In dem tiefen Gegensatz, welchen das letzte Jahrzehnt seines Lebens gegen die frühern Perioden desselben bildet, liegt etwas Tragisches, das einen jeden, so sehr er auch davon überzeugt sein mag, daß Heinrich der Löwe selbst der Urheber des über ihn hereingebrochenen schweren Geschicks gewesen ist, doch mit Theilnahme und mit Mitgefühl erfüllen wird. Für hoch und niedrig liegt in diesem jähen selbstverschuldeten Glückswechsel eine ernste Lehre und tiefsinnige Mahnung.

Ueber die fernern Schicksale des gewaltigen Herzogs können wir kürzer sein; gegenüber den großen Dingen, die sich innerhalb des Reichs sowol wie in den Beziehungen desselben zum Auslande vorbereiteten und die für das Schicksal Deutschlands entscheidend wurden, tritt Heinrich der Löwe sehr zurück. Nur für eine kurze Zeit wird er

wieder ein wichtiger Factor in den verwickelten Angelegenheiten des Reichs, als die Gestalt, welche dieselben angenommen, ihm eine Aussicht zu eröffnen schienen, durch einen kühnen Gewaltstreich alles Verlorene im Fluge wiederzugewinnen.

Dem zu Erfurt über ihn verhängten Urtheil entsprechend verließ Heinrich im Frühjahr 1183 Deutschland. Er ging mit seiner Familie zu seinem Schwiegervater Heinrich II. von England, mit dem er erst in der Normandie, dann in England selbst verweilte. Nach dreijähriger Abwesenheit, gegen Ende des Jahres 1185, kehrte er mit des Kaisers Erlaubniß in das Reich zurück. Einsam lebte er nun in seinem Schloß zu Braunschweig, aber mit spähendem Auge blickte er nach allen Seiten, ob sich nirgends eine Gelegenheit zur Erneuerung des Kampfes und zu dem Versuch, seine ehemalige Stellung wiederzuerringen, darbieten würde. Seine Bemühungen blieben jedoch vergeblich, denn auch die zwischen dem König von Dänemark, Knud VI., seinem Schwiegersohn, und Friedrich obwaltenden und eine Zeit lang mit einem kriegerischen Ausbruch drohenden Differenzen ließen sich für ihn nicht in der gewünschten Weise ausbeuten. Mit der besten Aussicht auf Erfolg aber glaubte er noch einmal zu den Waffen greifen zu können, als der greise Kaiser Deutschland verließ, um selbst für die Befreiung des Heiligen Grabes zu kämpfen. Friedrich kannte den unruhigen Sinn des Welfen sehr wohl und hatte die Plane, welche derselbe auf seine Abwesenheit baute, hinreichend durchschaut; ehe er selbst daher Deutschland verließ, stellte er an Heinrich die Forderung, entweder einen eidlichen Verzicht auf alles früher von ihm innegehabte Land zu leisten, oder ihn auf dem Kreuzzuge zu begleiten, oder endlich von neuem in die Verbannung zu gehen. Heinrich

der Löwe wählte, wie es kaum anders zu erwarten war, das letzte, — in welcher Absicht, zeigte sich sehr bald.

In den ersten Monaten des Jahres 1189 verließ Heinrich Deutschland abermals als Verbannter. Wiederum begab er sich in die Normandie, wo eben damals sein Schwiegervater Heinrich II. starb, welchem sein Sohn, der abenteuerliche Richard I. Löwenherz, folgte. Dort erhielt Heinrich gleichzeitig mit der Nachricht von dem am 9. April erfolgten Tode seiner Gemahlin Mathilde die Meldung, daß der Kaiser Deutschland verlassen und den Zug nach dem Orient angetreten habe. Dies war der Zeitpunkt, auf den er gewartet hatte; sofort eilte er daher in sein Land zurück und bereits im Herbst 1189 war er wieder in Sachsen. Seine Unternehmung, die auf die Wiedergewinnung wenigstens dieses Herzogthums abzielte, ging anfangs glücklich. Dazu half ihm namentlich der Zustand trauriger Zerrüttung und Verwilderung, der unter dem neuen Herzog Bernhard von Anhalt in Sachsen eingerissen war; nicht blos viele seiner ehemaligen Vasallen, sondern sogar der immer schwankende und in seinen Absichten unklare Erzbischof Hartwig von Bremen schlossen sich ihm an. Rasch bemächtigte sich Heinrich des Landes des einst von ihm abgefallenen Grafen Adolf III. von Schauenburg, der sich dem Kreuzzuge Friedrich's angeschlossen hatte und damals also fern war. Das reiche, ihm einst ebenfalls treulose Bardewik wurde von dem zürnenden Herzog in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt, viele Burgen seiner Gegner gebrochen.

Bald aber trat ihm ein energischer Widerstand entgegen. Auf die Kunde von dem, was in Sachsen vorging, hatte der junge König Heinrich VI., dem Friedrich für die Zeit seiner Abwesenheit die Zügel des Regiments anvertraut hatte, die Fürsten um sich gesammelt und erschien an der

Spitze eines bedeutenden Heeres vor Braunschweig, welches jedoch erfolgreich Widerstand leistete; das Jahr ging zu Ende, ohne daß in dem schwebenden Kampfe eine Entscheidung erreicht wurde. Welcher Art dieselbe, wenn der Kampf noch länger fortgesetzt wurde, sein würde, konnte kaum zweifelhaft erscheinen, da die Hülfsmittel Heinrich's des Löwen doch nur sehr beschränkt waren, und sein Versuch, von England oder Dänemark thätige Unterstützung zu erlangen, auch diesmal ein vergeblicher war. Da plötzlich wurde König Heinrich von der Nachricht überrascht, daß König Wilhelm von Sicilien gestorben und Tancred von Lecce in Palermo bereits zum König erhoben sei. Es galt also für Heinrich VI. jetzt, seine Ansprüche auf das sicilische Reich zur Geltung zu bringen; diesem Zweck gegenüber trat alles andere sofort in den Hintergrund. Dem König mußte daher viel daran liegen, in Deutschland Ruhe zu bekommen, während Heinrich der Löwe durch die vollständige Niederlage, welche die Seinen bei dem Versuche, sich Lübecks zu bemächtigen, erlitten, von der Aussichtslosigkeit eines fernern Kampfes überzeugt werden mochte. So kam es denn unter Vermittelung der Erzbischöfe von Köln und Mainz zwischen dem damals schon hochbetagten Welfen und dem in der ersten Blüte der Jugend stehenden Hohenstaufen zu einem Frieden, der für den erstern mit schweren Opfern verbunden war und das vollständige Scheitern des erst mit so glücklichem Erfolge begonnenen Unternehmens bezeichnete. Von dem früher Verlorenen erhielt Heinrich nichts wieder; er mußte die Befestigungen von Braunschweig und Lauenburg schleifen und — was von allen Bedingungen wol für ihn die schmerzlichste war — seine beiden Söhne Heinrich und Lothar dem Sieger als Geiseln überantworten.

Obgleich Heinrich der Löwe nach diesen ihm gestellten und von ihm angenommenen Bedingungen so gut wie

gänzlich besiegt erscheint, so hat er doch nach des Königs Aufbruch nach Italien den Kampf in Sachsen noch längere Zeit fortgesetzt, zeitweise sogar mit entschiedenem Glück. Namentlich den Herzog Bernhard von Sachsen brachte er in große Bedrängniß, während Graf Adolf von Schauenburg, der auf die Nachricht von dem in seiner Heimat ausgebrochenen, seine Stellung so schwer gefährdenden Kampf aus dem Heiligen Lande, wohin er sich mit den Kreuzfahrern Friedrich's I. begeben, sofort nach Deutschland zurückgeeilt war, immer weitere Fortschritte machte und dem Herzog einen nach dem andern von den so schnell genommenen Punkten wieder abnahm.

Daß Heinrich aber trotz des mit dem Hohenstaufen abgeschlossenen, für ihn so ungünstigen Vertrags den Kampf noch fortzusetzen wagte, ja, daß dies zu thun vielleicht schon bei jenem Friedensschluß seine Absicht gewesen war, wird klar bei einem Blick auf die allgemeine politische Constellation jener Zeit. Denn gerade bei diesem letzten Kampfe hatte sich der Welfe der mächtigsten Bundesgenossen zu erfreuen, wenn dieselben auch noch nicht ganz offen hervortraten. Wenn jemals ein Augenblick zur Wiedererwerbung alles Verlorenen günstig zu sein schien, so war es dieser. Denn eben damals erhob sich gegen Heinrich VI. ein Sturm, gewaltiger und gefährlicher als irgendeiner. Während der junge Herrscher nämlich zur Eroberung des sicilischen Königreichs auszog, traf ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters, der in den Fluten des Seleph ein plötzliches Ende gefunden hatte. Der Zug gegen Neapel nahm den allerunglücklichsten Verlauf: eine Pest brach im Heere aus und löste dasselbe völlig auf, Heinrich selbst verfiel einem zu den trübsten Erwartungen berechtigenden Leiden. Diesen Zeitpunkt, wo für ihn alles auf dem Spiele stand, benutzten seine offenen und geheimen Feinde. Schon lange

fühlten die Fürsten des Reichs drückend die schwere Hand der hohenstaufischen Herrscher; jetzt, wo der Glücksstern derselben zu sinken schien, traten sie offen hervor, unterhandelten schon über die Wahl eines neuen Königs, ein Plan, an dem namentlich Heinrich der Löwe sich lebhaft betheiligte. Immer unverkennbarer wurden für Heinrich VI. die Anzeichen, daß etwas Ernstliches gegen ihn im Werke sei. Daß namentlich auch die Welfen dabei betheiligt waren, wurde ganz klar, als Heinrich's des Löwen ältester Sohn Heinrich, der den König nach Neapel hatte begleiten müssen, von dort aus dem Lager entfloh und über Rom, wo er von Cölestin III. freundlich aufgenommen und sammt seinem Hause in päpstlichen Schutz genommen wurde, nach Deutschland zurückkehrte, wo sein Vater an ihm zu den bevorstehenden Kämpfen eine wesentliche Stütze gewann. Die unerwartete Rückkehr Heinrich's VI. aber, der angesichts der in Deutschland drohenden Verwickelungen Italien einstweilen seinem Schicksal überließ, durchkreuzte die Plane der gegen ihn intriguirenden Fürsten. Gleich darauf jedoch gab die zwiespaltige Bischofswahl in Lüttich, die Heinrich VI. in einer die Parteien beider Bewerber tief kränkenden Weise entschied, und die Ermordung des Erzbischofs von Rheims, welche man gehässigerweise dem Kaiser zur Last legte, den Anstoß zu einer neuen und noch viel leidenschaftlichern Vereinigung gegen den Herrscher. Es kam zu einem großen Fürstenbunde, dessen Ziel der gänzliche Sturz der Hohenstaufen war. Die Verbindung des Grafen von Brabant mit dem Erzbischof von Köln, welche durch die lütticher Streitigkeit veranlaßt war, gab den Kern ab, um welchen sich alle dem hohenstaufischen Hause von früher oder späterer Zeit her feindlich gesinnten Elemente innerhalb und außerhalb des Reichs sammelten. In Italien waren natürlich der Normannenkönig Tancred und Cölestin III. Theilnehmer

an der großen Verschwörung; Heinrich der Löwe, Herzog Berthold von Zähringen und Ottokar von Böhmen waren ihre Häupter im Reiche selbst; Knud VI. von Dänemark war dem Unternehmen nicht fremd. Das wichtigste Glied des ganzen Bundes, dessen man sicher war, das aber auch zur Ausführung der geheimen Plane nicht entbehrt werden konnte, war Richard I. Löwenherz von England. Zur Zeit freilich war derselbe noch abwesend, aber doch schon auf der Rückkehr aus dem Heiligen Lande begriffen; nach seiner Ankunft scheint man das im geheimen Vorbereitete haben ausführen zu wollen, von allen Seiten gleichzeitig einen Angriff auf die hohenstaufische Uebermacht beginnen. Und wie die Dinge lagen, die Kräfte auf beiden Seiten vertheilt waren, konnte man sich wol mit einiger Sicherheit einen günstigen Erfolg versprechen. Ein ganz unerwarteter Zwischenfall aber ließ auf einmal alles scheitern. Richard Löwenherz fiel in die Hände seines erbitterten Gegners, des Herzogs Leopold von Oesterreich, und wurde von diesem an Heinrich VI. ausgeliefert. Der Kaiser hatte damit den Mann in seine Gewalt bekommen, auf dessen Theilnahme die ganze Fürstenverschwörung gegen ihn fußte; dieselbe war damit auch sofort zerfallen und Heinrich VI., dessen Macht eben noch in einer so großen Gefahr zu schweben schien, stand sicherer und kräftiger da als vorher.[7])

Mit dem plötzlichen Zerfall des großen Fürstenbundes fielen auch des Welfen Hoffnungen. Den kühnen Planen, welche ihn eben noch erfüllt hatten, mußte Heinrich der Löwe nun entsagen, und zwar für immer. Denn der Kaiser wußte die für ihn so rettende Gefangenschaft Richard's I., indem er sie möglichst in die Länge zog, so auszubeuten, daß inzwischen alle gegen ihn gehegten Entwürfe in Nichts zerfielen. So mußte auch Heinrich der Löwe sich überzeugen, daß der ehemalige Glanz und die frühere Macht-

fälle für ihn unwiederbringlich verloren seien. Einsam und zurückgezogen lebte er nun in seiner Burg zu Braunschweig, mit der friedlichen Sorge um Kirchen und Klöster beschäftigt. Aber er sollte nicht unversöhnt aus dieser Welt scheiden, nicht ohne die Hoffnung auf einen neuen Glanz seines Geschlechts. Was er selbst im wilden Kampfe und leidenschaftlichen Haß nicht zu erringen vermocht, das sollte die stille, allsiegende Gewalt der Liebe seinem Hause für die Zukunft sichern. Die heimliche Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Agnes, der schönen Tochter Konrad's, des Pfalzgrafen vom Rhein, war es, welche endlich einen dauernden Frieden anbahnte. Anfangs freilich war Heinrich VI. heftig erzürnt über diese ohne sein Vorwissen, ja ohne das Vorwissen des Pfalzgrafen selbst eingegangene Verbindung und verlangte, daß sie wieder gelöst werde; schließlich aber blieb ihm doch nichts übrig, als sich in das Geschehene zu fügen. Den Bemühungen des Pfalzgrafen Konrad gelang es dann, auch zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen selbst eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Im März 1194 hatten die beiden einander so lange feindlich gegenüberstehenden Männer zu Tilleda am Kyffhäuser eine Zusammenkunft, welche ihrer persönlichen Feindschaft ein Ende machte.

Den kurzen Rest seiner Tage hat Heinrich der Löwe in einsamer Zurückgezogenheit in Braunschweig verlebt. Seinem Geschlecht neue Macht und neuen Glanz zu erwerben, mußte er den jugendlichern Kräften seines Sohnes Heinrich überlassen, der mit dem Kaiser nach Italien zog und ihm dort bei der nunmehr glücklich gelingenden Erwerbung des sicilischen Königreichs wesentliche Dienste leistete. Die Zusicherung der Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft belohnte ihn dafür und erschloß die Aussicht auf die Neubegründung einer der verlorenen entsprechenden

welfischen Macht. Bald nachdem sein Sohn aus dem fernen Süden heimgekehrt war, erlag Heinrich der Löwe am 6. Aug. 1195 dem Alter und hinzutretender Krankheit.

IV.

Gehen wir nun nach dieser ziemlich nur die allgemeinsten Züge gebenden Skizze, welche wir von dem thatenreichen Leben des gewaltigen Herzogs zu entwerfen versucht haben, über zu den ihn betreffenden Sagen und Dichtungen und dem Bilde, das sie uns von seiner Geschichte widerspiegeln. Wie wir schon im Verlaufe unserer bisherigen Darstellung an mehrern Punkten zu bemerken Gelegenheit hatten, gehen Sage und Geschichte oft Hand in Hand und sind dann so eng miteinander verbunden und verwachsen, daß sie sich erst bei strengerer kritischer Prüfung als verschiedene Bestandtheile einer nur scheinbaren Einheit erweisen. Ganz ähnlich ist es dann wiederum mit der Sage, d. h. der unbewußten, und mit der bewußten, freien, poetischen Umgestaltung des in ihr Gegebenen: die Wechselwirkung, welche diese unwillkürlich und im Laufe längerer Zeit sich vollziehende Sagenbildung auf die poetische Behandlung, und umgekehrt diese auf die erstere ausübt, ist derart, daß sich das einer jeden Angehörende später nur in den allerseltensten Fällen ausscheiden und von dem übrigen trennen läßt. Die Poesie schöpft gerade bei Stoffen, wie der uns hier beschäftigende ist, so oft aus der Sage, und so oft empfängt ihrerseits die Sage von der Poesie den Antrieb zu neuer Blütenbildung, daß meistens eine scharfe Trennung beider nicht wohl möglich ist. Deshalb werden wir in dem Folgenden am besten thun, bei der Betrachtung der aus der Geschichte Heinrich's des Löwen entsprungenen Sagen

und Dichtungen einfach die chronologische Reihenfolge einzuhalten.

Das älteste poetische Werk, in welchem die Geschichte Heinrich's des Löwen in Betracht kommt, ist die um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Oesterreich entstandene „Kaiser-Chronik“. In legendenartiger Form behandelt dieselbe die Geschichte der römischen und der deutschen Kaiser sowie der Päpste, dieselben willkürlich durcheinanderwerfend, ohne Beachtung der Chronologie und kirchliche und weltliche Sage im bunten Wirrwarr vereinigend. Ursprünglich hat sie nur bis zum Tode Lothar's des Sachsen (1137) gereicht, ist aber später weiter gedichtet und bis auf die Zeiten Rudolf's von Habsburg herabgeführt worden. Die das ganze Werk charakterisirende Unklarheit und Verwirrung zeigt sich auch in dem Wenigen, was es von Heinrich dem Löwen zu sagen weiß: weil er Friedrich I. bei der Belagerung Mailands im Stiche läßt, wird er von diesem seines Herzogthums beraubt und aus dem Reiche vertrieben.

Weit mehr dagegen berichtet von unserm Helden ein gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstandenes niederdeutsches Gedicht, das unter dem Namen der „Braunschweigischen Reimchronik“ bekannt ist. Ohne klare Ordnung zwar, aber doch in ziemlicher Vollständigkeit werden darin die Hauptmomente aus dem Leben des gewaltigen Herzogs berichtet. Sie sind mit mancherlei poetischer Zuthat ausgeschmückt, doch entbehrt das Ganze stellenweise nicht eines gewissen Schwungs und frischen, lebendigen Anhauchs. Heinrich wird darin gepriesen wegen seiner hohen Tapferkeit, seiner Frömmigkeit, seiner Wohlthätigkeit gegen Kirchen und Klöster. Die Hauptereignisse seines Lebens werden erwähnt, freilich ohne eine rechte Ordnung und Uebersicht; einige besonders glänzende Punkte daraus aber werden mit entschiedener Vorliebe und mannichfachem selbstgeschaffenen

Detail behandelt. So heißt es z. B. von dem Kampfe, welchen die Deutschen am Krönungstage Friedrich's mit den aufständischen Römern zu bestehen hatten, und der Theilnahme Heinrich's daran:

Hertoge Henrik ut Beigerlant
Unde von Sassen, der dar ward genant
Hoivedman, also ek dede kund,
He was an deme Stride gewund.
De Kaiser sulven mit der Hand
Forleit den Knop unde de Band
Sines Helmes blodfar (blutfarben).
He nam der Wunden gude war
Unde wesede ome mit Flite
Dat Blot von deme Antlite —

ein Bericht, von dessen Inhalt wir sonst nirgends eine Ueberlieferung finden. Nachdem dann weiterhin seines Kampfes gegen die Slawen und der in ihrem Lande gegründeten Bisthümer und Kirchen, sowie seiner sonstigen frommen Stiftungen, namentlich auch in Braunschweig selbst gedacht ist, wird erzählt, wie er bei der Belagerung Mailands „wegen großer Freundschaft derer von Mailand" den Kaiser verläßt; es folgt dann die Unterredung und der Fußfall Friedrich's. Sehr ausführlich und stellenweise mit frischer, anschaulicher Lebendigkeit wird dann der Kampf des Herzogs gegen den Kaiser und die Fürsten geschildert. Ein lebhafter Schwung gibt der Darstellung zuweilen einen größern Reiz. „Wehe dem Rosse, das den edeln Fürsten von dort wegtrug!" — so fährt der Dichter gleich nach der Beschreibung der verhängnißvollen Zusammenkunft fort. Wie frisch und bewegt ist die Schilderung eines für Heinrich unglücklichen Treffens in der Nähe von Halberstadt:

Dar ward ein vil mighel Strid.
Beigerland nicht wart forswegen,
Wor sek de Schare negen,

Dar men de fanen sweven sag,
De eine houw, de andere stak:
Dat Feld von frischem Blode flot —
De Luft erskal vom Krige grot:
Hurra! Heia! Beigerland!
Halberstadt! vil dicke ward genant,
Wor sek de Schar dar braken.
Beigerland begunde swaken
An deme Gefilde overal, —
We lude Halberstadt! erskal,
Do der Fane ward nedergeslagen — u. s. w.

Vor dem siegreichen Kampfe gegen den Landgrafen Ludwig von Thüringen ermahnt der Herzog die Seinen zu muthigem Kampfe: in längerer Rede erinnert er sie an die alte, in so zahlreichen Treffen von jeher bewährte Tapferkeit der Sachsen und zählt eine ganze Reihe rühmlicher Kriegsthaten ihrer Vorfahren auf. Dem entsprechend ist denn auch die Darstellung des dann folgenden Gefechts voll frischen, bewegten Lebens. Es mag dies genügen, um von der ganzen Art und Weise, in welcher die „Braunschweigische Reimchronik" die Geschichte des gewaltigen Herzogs behandelt hat, eine Vorstellung zu geben. Denn dieselbe wird auch beibehalten in den weitern Theilen, welche die fernern Schicksale Heinrich's, seine neuen Kämpfe, sein vergebliches Ringen um Wiedergewinnung seiner alten Machtstellung, seine endliche Aussöhnung mit dem Hohenstaufen und sein Ende berichten.

In das eigentliche Gebiet der Sage führt uns erst das, was sich im Liede und im Munde des Volks angesetzt hat an die historische Thatsache, daß Heinrich der Löwe eine Wallfahrt nach dem Heiligen Lande unternommen hat. Aus dieser Erzählung, welche eine sehr große Verbreitung gehabt hat, weht uns ganz der Geist des Zeitalters der Kreuzzüge an mit seinen Abenteuern und Fahrten und der nur

halb begriffenen bunten Wunderwelt des Orients. Auch sind, wie es bei der Bildung gerade solcher Sagen zu geschehen pflegt, auf den einen, durch seinen glänzenden Namen viele andere überragenden Helden eine Menge heterogener, sich sonst vereinzelt mehrfach findender Züge vereinigt worden. Namentlich aber werden wir hierbei Gelegenheit haben zu beobachten, wie tief auch noch in späterer Zeit die altheidnischen Anschauungen im Volke wurzelten, wie sie sich bei der Ausschmückung der wunderbaren Abenteuer seiner Lieblingshelden immer von neuem geltend machten. Diejenigen Sagen, welche an die Kreuzzüge anknüpfen, finden sich in der größten Verbreitung und in ähnlicher Gestaltung bei verschiedenen Völkern wieder; es ist das ganz erklärlich daraus, daß die gewaltige Bewegung, welche von den Kreuzzügen ausging, fast alle Völker des Abendlandes gleichmäßig und auf das tiefste berührt hat. So ist denn auch die Sage, welche sich an Heinrich's des Löwen Zug nach dem Heiligen Lande angesetzt hat, eine weitverbreitete und findet sich mit kleinen Modificationen vielfach wieder. Schon im 15. Jahrhundert begegnen wir ihr als einem, im Kreise der Meistersänger beliebten und vielfach behandelten Stoff: so hat Michel Wyssenhere die abenteuerlichen Fahrten des gewaltigen Herzogs in einem Meistergesang behandelt; aus derselben Zeit stammt eine andere Behandlung dieses Gegenstandes „in Heinrich Mügling's langem Thon" gehalten; auch Hans Sachs hat sich denselben nicht entgehen lassen und eine „Historia. Hertzog Heinrich der Löwe" geschrieben (1562). Ein erst in neuerer Zeit wieder aufgefundenes, von einem unbekannten Verfasser herrührendes Gedicht behandelt ebenfalls die abenteuerliche Reise des Herzogs nach dem Heiligen Lande in frischer, lebhafter, naiver Weise.[8]) Als Volksbuch sind dann die „Wunderbaren und höchst gefährlichen Reisen des großen

Helden und Herzogen Heinrich des Löwen" bis auf die neueste Zeit gekommen, ja noch heute lebt die Sage davon in dem Munde des Volks, und während sie in einer später zu erwähnenden Abzweigung sich bis in den äußersten Osten erstreckt, finden wir den Ruhm des „Brunszwick" selbst in Böhmen heimisch. Folgendes ungefähr ist in der Hauptsache der Inhalt dieser Sage.

Auf seiner Reise nach dem Heiligen Grabe, die er — wie das ja auch historisch richtig ist — von Konstantinopel aus zu Schiffe macht, geht Heinrich dem Löwen und den Seinen infolge eines lange Zeit anhaltenden heftigen Sturmes der Mundvorrath aus. Schließlich nöthigt sie der Hunger zu einer — mit einigen Modificationen — sich in der Sage oft wiederholenden Maßregel: sie beschließen zu losen, und wen das Los trifft, der soll getödtet und von den andern gegessen werden. Einer nach dem anderen fällt so dem Tode zum Opfer, um dadurch seinen Genossen das Leben zu erhalten; der Herzog aber bleibt immer von dem Verhängniß verschont. Schließlich ist nur noch Heinrich selbst und ein einziger Ritter übrig; wieder kommt es zum Losen und diesmal trifft der entscheidende Wurf den Herzog. Sein treuer Diener aber weigert sich, seinen Herrn zu tödten, und als dieser darauf besteht, näht er ihn sammt seinem Schwert in eine Ochsenhaut ein. Da kommt plötzlich ein Greif durch die Lüfte geflogen und trägt den Herzog in dieser Hülle ans Land und in sein Nest. Während der Wundervogel dann wiederum auf Raub ausfliegt, befreit sich Heinrich mit seinem Schwert aus der Ochsenhaut, tödtet die im Nest befindlichen Greife und nimmt eine Klaue davon als Siegeszeichen mit sich fort. Wie er dann so auf gut Glück durch den Wald weiter wandelt, trifft er auf einen Löwen, der verzweifelnd gegen einen gewaltigen Drachen kämpft. Schnell entschlossen greift er den Drachen an und

tödtet ihn, und zum Dank für diese in der Noth geleistete Hülfe wird der Löwe nun Heinrich's treuer Begleiter und Genosse. In der Wildniß sorgt er für seine und seines Herrn Nahrung — oder wie es in jenem obenerwähnten Gedicht aus dem Jahre 1585 in liebenswürdiger Naivetät heißt:

> Der Lew that sich legen
> Zum Herrn vnd sein Schildt.
> Er thete seiner pflegen,
> Er fieng ihm Hirsche und Wild;
> Groß Trew empfing der Herre
> Von diesem wilden Thier;
> That es ihm machen gahre,
> Sagt man, ohn alles Fewr.

Der Wald, in dem sich Heinrich mit seinem treuen Löwen befindet, ist rings vom Meere umgeben; sich aus dieser Einöde zu befreien, baut der Herzog sich daher ein Floß, der Löwe sorgt für die nöthige Zehrung und beide beginnen ihre Reise. Das fortwährende Wachen aber und bald eintretender Mangel an Nahrung bringen den Herzog schließlich dem Tode nahe, und traurig läßt der Löwe den Blick auf seinem immer schwächer und matter werdenden Herrn ruhen; da erscheint plötzlich der Teufel — oder wie er in unserm Gedicht heißt, der „Wirth aus dem Nobiskrug", d. i. der Hölle — und verkündet dem Herzog traurige Neuigkeiten aus seiner Heimat: da er schon länger als sieben Jahre von Hause fort sei, so sei seine Gemahlin, von seinem Tode überzeugt, im Begriff, eine neue Ehe einzugehen, und schon am nächsten Tage solle die Hochzeit zu Braunschweig festlich begangen werden. Doch erbietet sich der Teufel zugleich, natürlich in der Hoffnung, eine fürstliche Seele zu gewinnen, Heinrich noch rechtzeitig nach Braunschweig zu bringen, sodaß er sich seine Gemahlin und

sein Land noch retten könnte; auch den Löwen will er mit befördern. Doch stellte er hierbei die Bedingung, daß, wenn er mit dem Löwen ankäme und Heinrich schlafend fände, die Seele des Herzogs ihm verfallen sein sollte. Nach einigem Sträuben und allerhand frommen Bedenken geht Heinrich schließlich auf dieses Anerbieten ein. In raschem Fluge führt ihn der Teufel nun über Länder und Meere und legt ihn dicht bei Braunschweig sanft auf die Erde nieder; dann kehrt er zurück, um auch den Löwen nachzuholen. Der Herzog aber, von der Anstrengung und der langen Seefahrt erschöpft, schläft in der Zwischenzeit ein und kommt damit in Gefahr, daß seine Seele dem Bösen verfällt. Der Teufel kommt mit dem Löwen durch die Lüfte gesaust, schon begierig auf die ihm, wie es scheint, ganz sichere Beute. Als aber der treue Löwe seinen Herrn in tiefem Schlafe regungslos liegen sieht, hält er ihn für todt und brüllt in wüthendem Schmerz; der weithin dröhnende Laut weckt den schlafenden Helden noch rechtzeitig auf, der Teufel findet ihn bei seiner Ankunft wachend und ist somit um die gehoffte Beute betrogen. Um nun seine Gemahlin, die schon das Hochzeitsmahl zurüstet, von seinem Leben und seiner plötzlichen Heimkehr unvermerkt zu benachrichtigen, läßt sich Heinrich am Schlosse einen Trunk aus ihrem Becher erbitten: in diesen wirft er einen seiner Gemahlin wohlbekannten Ring. Dieselbe findet ihn darin und dadurch wird dann die Wiedererkennung des schon längst todt geglaubten Herzogs herbeigeführt. Der Edle, welchem die Herzogin sich eben im Begriffe gewesen war zu vermählen, wird so freilich ganz unerwartet seines gehofften Glücks beraubt. Aber damit alles schließlich doch in Frieden und Freude endet, wird unter den Damen der Herzogin ein an Adel und Schönheit hoch ausgezeichnetes Fräulein gefunden, welche an Stelle der Herzogin dem so plötzlich

beseitigten Bräutigam die Hand reicht. Eine frohe Hochzeit, bei der zugleich die wunderbare Wiederkehr des bereits verloren gegebenen Herzogs festlich begangen wird, ist das schließliche Ende des abenteuerreichen Liedes. Dann wird noch des späten friedlichen Todes Heinrich's und seiner Beisetzung im Dome gedacht, während das Gedächtniß an den treuen Löwen durch die demselben auf dem Burgplatz zu Braunschweig errichtete Säule der Nachwelt überliefert und hoch geehrt wird. So weit unsere Sage.

Wie es in der Sage so häufig geschieht, hat auch hier die Person des gewaltigen, in dem Gedächtniß des Volks — wenn auch nur in ziemlich verwischten Umrissen — noch fortlebenden Sachsenherzogs nur dazu dienen müssen, um eine Anzahl der die Phantasie des Volks beschäftigenden mythologischen Züge, die zum Theil noch in der ältesten Zeit ihren Ursprung haben, zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Mit Recht haben daher unsere sagenkundigen Forscher darauf hingewiesen, wie wir in den Abenteuern Heinrich's des Löwen selbst altgermanische Elemente wiederfinden, und damit eine neue Bestätigung des eigentlich grundlegenden Satzes der ja verhältnißmäßig noch jungen mythologischen Forschung gegeben, daß nämlich die Vermischung der vereinzelt festgehaltenen altheidnischen Anschauungen mit den neuen, durch das Christenthum erst bekannt gewordenen Vorstellungen der eigentliche Boden ist, aus dem sich unsere Sage entwickelt hat. Die Heimkehr eines längst für todt gehaltenen Helden gerade in dem Augenblick, wo seine Gemahlin, nachdem sie seiner jahrelang vergeblich geharrt hat, eine neue Ehe einzugehen im Begriff ist, ist ein Zug, den wir in den den verschiedensten Zeiten und Völkern angehörigen Sagen vielfach wiederfinden. Auch die Wiedererkennung des so unerwartet Heimkehrenden durch einen in den Becher geworfenen Ring ist ein in der Oekonomie der

Sage vielfach mitwirkendes Element. Die auch sonst im Glauben und Aberglauben des Volks eine so bedeutende Rolle spielende Zahl 7 begegnet uns auch hier als wichtig. Ebenso finden wir das selbst die wildesten Thiere als treue, aufopfernde Begleiter an die Menschen fesselnde Band der Dankbarkeit in den Sagen vielfach wieder. Die Verbindung der nach dem Heiligen Grabe wallenden Helden mit dem Feinde des Christenthums, dem Teufel — oder wie er sich hier darstellt, dem Wirth aus dem Robiskruge, d. i. der Hölle — ist gerade für die Sage ein Quell der buntesten Erfindung gewesen; natürlich gehört dazu auch, daß der Teufel noch im letzten Augenblick um die als Beute gehoffte Seele des frommen Ritters betrogen wird. Daß gerade der Löwe mit Herzog Heinrich in der Sage in eine nähere Verbindung gebracht wurde, war sehr natürlich, da ja nicht blos der dem gewaltigen Helden noch bei seinen Lebzeiten beigelegte Beiname „der Löwe" auf eine solche Combination hinleitete, sondern auch äußerlich der Phantasie des Volks jenes Löwenbild zu Hülfe kam, das man noch heute auf dem Burgplatze zu Braunschweig stehen sieht. Der Volksglaube und mit ihm die Sage sieht in dem noch unversehrt erhaltenen stattlichen Löwen, der mit halbgeöffnetem Rachen, wie mit scharfer Wachsamkeit nach Osten ausschaut, ein Grabmal, welches dem treuen Begleiter des mächtigen Herzogs gesetzt worden ist. So singt denn auch das mehrfach vorerwähnte Lied, dem wir die Sage von Heinrich dem Löwen in der Hauptsache nacherzählt haben, nachdem es den Tod des Herzogs gemeldet hat:

Jedermann trawert sehre,
Vmb den Herren Hochgebohrn;
Desgleichen das wilde Thiere
Hat auch seinen Herrn verlohrn.

Der Lewe legt sich nieder
Voll auf seines Herren Grab;
Davon wolt er nicht wieder,
Bis er seinen Geist aufgab.

Man thete die Ehre dem Lewen,
Man grub ihn für die Burgk;
Man thut daß Grab anschawen,
Wer ietzt noch gehet durch.
Ein Lew ist gegossen,
Täglich thut man ihn sehn,
Auf Säulen thut er stehen.

Ueberhaupt hat dieses zu Braunschweig stehende Löwenbild, dessen Errichtung durch Herzog Heinrich im Jahre 1166 sicher beglaubigt ist, schon früh zu verschiedenen Deutungen Anlaß gegeben. An der Bildung der erzählten Sage hat es gewiß einen sehr wesentlichen Antheil, und auch die nahe liegende Beziehung auf den Beinamen des mächtigen Herzogs mag dazu beigetragen haben. Denn sehr früh hat sich die Vorstellung verbreitet, Herzog Heinrich habe das Löwenbild errichtet als ein Symbol seines löwenmuthigen starken Sinns; speciell soll darin eine Drohung liegen gegen die zu seinem Sturze verbundenen Fürsten, mit denen der Kampf allerdings gerade 1166 ausbrach, also in demselben Jahre, wo der erzene Löwe aufgestellt wurde. Der mit gespannter Aufmerksamkeit gen Osten spähende Löwe sollte den von Osten her nahenden Fürsten anzeigen, daß der Herzog sie wohl gerüstet und zu kraftvollem Kampfe bereit erwarte. Diese Andeutung findet eine Art von Unterstützung in einer Geschichte, welche uns Arnold von Lübeck überliefert hat (Bd. VII, Kap. 18). Bei der Beschreibung eines Festes nämlich, zu dem Otto IV. im Jahre 1209 seine Anhänger in Braunschweig vereinigte, führt er folgende Anekdote an: „Als nämlich alle voller Freude waren, sagte Herzog Bernhard (von Sachsen, der

Sohn Albrecht's des Bären), indem er den aus Erz gegossenen Löwen, welchen Herzog Heinrich dahin gestellt hatte, ansah: «Wie lange kehrst du deinen Rachen nach Osten zu? Laß das jetzt, du hast was du gewollt hast, wende dich gen Norden.» Durch diese Worte brachte er alle zum Lachen, jedoch nicht ohne daß manche, welche dieses Wort tiefer deuteten, sich darob verwunderten.“ Die Unterstützung, welche die Deutung des Löwenbildes als eines Symbols des die Feinde des Herzogs erwartenden löwenmuthigen Widerstandes aus dieser Erzählung gewinnt, ist aber nur eine rein scheinbare. Vielmehr werden wir uns besser denjenigen anschließen, welche in dem von Herzog Heinrich zu Braunschweig aufgestellten Löwen das Zeichen der in seinen Händen ruhenden höchsten Gerichtsbarkeit finden, ihm also eine ähnliche Bedeutung unterlegen, wie sie das so häufig vorkommende Rolandsbild hat. Doch thut diese abweichende und in ein ganz anderes Gebiet führende Erklärung des Löwenbildes dem Einfluß keinen Abbruch, den dasselbe auf die Gestaltung der Heinrich den Löwen verklärenden Sage gehabt hat. Auch sonst finden wir in Braunschweig, namentlich im Dom, eine Menge an Heinrich erinnernde Spuren, welche zugleich auf den durchaus localen Ursprung der ihn verherrlichenden Sage hinweisen. Am Fußende des Grabmals im Dome, welches uns Heinrich mit seiner Gemahlin Mathilde, ein Abbild der von ihm erbauten Kirche in der Hand haltend, zeigt, findet sich die Gestalt des Löwen wieder; läßt ihn doch die Sage am Grabe seines Herrn sterben. Die Thür, welche früher den Dom mit der alten Burg, dem ehemaligen Sitz der Herzoge verband, heißt noch heute die „Löwenthür“. Auch an die Greifen, welche in der Sage eine bedeutende Rolle spielen, finden wir allerhand äußerliche Erinnerungen, die denn auch zu der Gestaltung der Sage das Ihrige beige-

tragen, aber ebenso sehr rückwärts von ihr in ein besonderes Licht gesetzt sein mögen. Manches daran ist freilich nicht mehr vorhanden: so ist von der Greifenklaue, welche noch der braunschweigische Kirchenhistoriker Rehtmeier über dem Grabmale des Herzogs hängen sah, jetzt nichts mehr übrig; doch war schon unser Gewährsmann zweifelhaft, ob er es hier wirklich mit einer Klaue von dem fabelhaften Vogel Greif oder dem Horn irgendeines großen, gemsenartigen Thiers zu thun hätte. Greifenbilder finden sich auch mehrfach an dem großen siebenarmigen Leuchter, welchen Herzog Heinrich aus Konstantinopel mitgebracht hat und der noch heute im Dom steht, allerdings nicht an seinem ursprünglichen Platze. Ja noch mehr äußere Anhaltspunkte lassen sich der Sage nachweisen: noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts zeigte man im Dom zu Braunschweig das Schwert Heinrich's, das über seinem Grabmal hing, mit dem Bemerken, damit habe er den Lindwurm getödtet. Auf einem früher ebenfalls im Dom befindlichen, jetzt dem Museum einverleibten Bilde, welches Heinrich und seine Gemahlin Mathilde und daneben seinen Sohn Otto IV. mit dessen Gemahlin Beatrix vorstellt, hält die neben Heinrich sitzende Herzogin bedeutungsvoll einen Fingerring in die Höhe; ihn finden wir in der Sage bei der Erkennungsscene wieder.[9]) Aber auch nicht von dieser Seite her erklärbare, sondern in uraltem heidnischen Volksglauben der Deutschen wurzelnde Züge finden wir in unserer Sage: so haben die Kenner der deutschen Mythologie die Ochsenhaut, in welche Heinrich von dem letzten noch lebenden seiner Reisegenossen eingenäht wird, und die sich in verschiedenen Sagen wiederfindet, als eine Nachwirkung des im Glauben unserer heidnischen Vorfahren dem Wuotan beigelegten wunderthätigen Mantels erkannt.

Wir sehen also, aus wie verschiedenartigen Fäden die

Sage ihr farbenreiches Gewebe zu Stande gebracht; mit welcher Willkür sie dasselbe dann aber in späterer Zeit weiter geführt hat, das zeigt namentlich die mit dem mythischen Heinrich dem Löwen im Zusammenhang stehende Sage von Thedel Unverzagt von Walmoden. Dieselbe hat um die Mitte des 16. Jahrhunderts in dem aus Zwickau gebürtigen Georg Klee — oder wie er sich nannte, Thym —, Schulmeister zu Wernigerode, einen Bearbeiter gefunden. Von ihm erschien im Jahre 1558: „Des Edlen, Gestrengen, weitberümbten vnd Streitbaren Heldes Thedel Vnuorferden von Walmoden tapfferer, menlicher, vnd ritterlicher Thaten viel hübsche, alte, wunderbarliche Geschicht für etzlichen Jahren zum Heiligem Grabe, in Liefflandt, im Stiefft Halberstadt und im Lande zu Braunschweig warhafftig ergangen, kürtzweilig zu lesen, auffs fleißigste in Reim gebracht" (gedruckt zu Magdeburg bei Pangratz Kempff 1558).[10]) Das Büchlein ist einem Schüler des Verfassers und Nachkommen des darin gefeierten Helden, „dem Edlen vnd Ernvesten Theodule vom Walmoden" gewidmet. An ihn wendet sich auch die Vorrede, in der der Herkunft des alten Geschlechts derer von Walmoden aus Griechenland gedacht und ein kurzer Stammbaum desselben gegeben wird. Das Beispiel seines berühmten Vorfahren soll den Empfänger anspornen, ihm in ritterlicher Zucht und Sitte, Tapferkeit und christlichem Sinn eifrig nachzustreben. Nachdem dann eine an den Leser gerichtete gereimte Vorrede den Inhalt des Gedichts ganz im allgemeinen skizzirt hat, folgt die Erzählung selbst in zwanzig „Punkten". Das Werk des wernigeroder Schulmeisters trägt aufs deutlichste die Kennzeichen der traurigen Zeit an sich, in der es entstanden ist. Es sind fürchterliche Verse, in welche die ungefüge und schwerfällige Sprache gezwängt wird, und die willkürliche Vermischung der den Verfasser umgebenden Zustände mit

denen der Zeit, in welcher das Gedicht spielt, wirkt stellenweise außerordentlich komisch. Der einzige Werth des Buchs liegt für uns daher in der darin enthaltenen Sage; diese ist in ihren Hauptzügen folgende:

Thedel von Walmoden — der Vorname wird erklärt als entstanden aus Theodulos —, der Sohn des aus Griechenland stammenden Aschem von Walmoden, beginnt seine Laufbahn gleich als Wunderkind, indem er, sechs Jahre alt, in Paris studirt. Später lebt er dann zu Lutter bei Braunschweig; als er einst von da zur Vogeljagd ausgeht, sieht er auf einem feurigen schwarzen Roß einen wunderbaren Reiter dahinziehen. Demselben folgt auf einer dreibeinigen Ziege ein schwarzer Ritter. Letzterer erbietet sich auf Thedel's verwunderte Frage, was das denn alles zu bedeuten habe, ihn auf seiner Ziege mitzunehmen und durch die Lüfte nach Jerusalem zu führen; doch dürfe er unterwegs kein Wort reden, müsse sich pünktlich nach Ablauf der bestimmten Frist wieder zur Heimkehr einfinden und in der Kirche seiner warten, aber allen Versuchungen des Teufels — denn niemand anders ist es, der auf dem Rappen reitet —, der ihn zu erschrecken bemüht sein werde, muthig und unverzagt widerstehen, dann solle das wunderbare schwarze Roß sein Eigenthum werden. Schnell entschlossen setzt sich Thedel auf die dreibeinige Ziege, und im Fluge geht es nun durch die Luft nach Jerusalem. Dort trifft er in der Kirche Herzog Heinrich den Löwen mit dem ihn wie ein treuer Hund begleitenden Löwen. Auf dessen Frage, wie es daheim in Braunschweig stehe, erzählt Thedel dem Herzoge, daß seine Gemahlin ihn infolge seiner schon sieben Jahre dauernden Abwesenheit für todt halte und zu Michaelis mit einem Pfalzgrafen ihre Hochzeit feiern werde. Dies zu verhindern gibt der Herzog dem Thedel, der sich verpflichtet, in drei Tagen an Ort und Stelle zu sein, Briefe an seine

Gemahlin mit; Thedel besteht dann in der Kirche alle Reizungen des Satans, bekommt den wunderbaren Rappen, jedoch mit der Bedingung, keinem Menschen zu sagen, wo er ihn herhabe; drei Tage, nachdem er dies verrathen, müsse er sterben. Glücklich kehrt er nach Braunschweig zurück, richtet seinen Auftrag bei der Herzogin aus, besteht dann auf seinem Rappen, der als Höllenpferd mit glühenden Kohlen gefüttert wird, im Lande herumziehend allerhand Abenteuer mit Geistern und Gespenstern und zeigt sich bei allen seines Namens „Unvorferden", d. i. Unverzagt, würdig. Als dann Herzog Heinrich mit seinem treuen Löwen aus dem Heiligen Lande heimkehrt, wird Thedel von ihm am Hofe hoch geehrt, bei einem glänzenden Turnier, wo er sich auszeichnet, mit reichen Ehrengaben beschenkt. Natürlich fehlt es Thedel bei so angesehener Stellung nicht an Neidern; einer derselben kommt, um ihn zu stürzen, auf einen ganz sonderbaren Einfall: er räth dem Herzog, sich wie zufällig eine Feder im Bart stecken zu lassen, der kühne Ritter werde sie ihm entfernen wollen, und er solle ihn dann schnell in die Hand beißen. So geschieht es denn auch, aber unser Unverzagt läßt sich auch hier nicht verwirren, sondern wie der Herzog ihn so ganz unritterlich in die Hand beißt, antwortet er mit einem Backenstreich. Heinrich aber, über seine Thorheit erzürnt und erfreut durch den unerschrockenen Sinn Thedel's, läßt diesen ungestraft, lobt ihn sogar noch, jagt aber den übeln Rathgeber sofort von seinem Hofe fort. Die Schilderung dieses Abenteuers ist mit die verwunderlichste Stelle des Thym'schen Poems, namentlich der Schluß, wo der Anstifter bestraft wird; da heißt es:

Der rodt Ritter hat des gros hon
Ihm kam alle unehr darnon.

Der Rendtschreiber jhm von stund an
Gab sein hinderstelligen lohn,
Und sagt, das er sein Tag nicht kem,
Da jhn etwan der Fürst vornem.

Als Thedel dann, in der Gnade seines Fürsten nur noch mehr befestigt, heimkehrt, findet er einen Fehdebrief des Bischofs von Halberstadt vor. In dem darauf beginnenden Kampfe fällt schließlich sein Gegner in seine Gewalt und wird von ihm ein Jahr lang in Gefangenschaft gehalten. Später genügen dem thatendurstigen Manne die sich ihm in der Heimat bietenden Abenteuer nicht mehr, auf seinem wunderbaren Rappen zieht er mit zehn seiner Leute nach Livland, tritt in den Deutschen Orden ein und erwirbt sich im Kampfe gegen die Heiden neuen Ruhm. Schließlich aber verlangt der Hochmeister des Ordens einmal Auskunft darüber, woher denn eigentlich sein geheimnißvolles Streitroß stamme; als Thedel dieselbe nicht geben will, fordert ihn der Hochmeister bei seiner Ritterpflicht auf, es ihm zu sagen. Thedel, eingedenk der Bedingung, unter der er den Rappen einst zu Jerusalem erhalten, fordert sich eine längere Frist, benutzt dieselbe, um sich durch fromme Uebungen auf ein seliges Ende vorzubereiten, dann erzählt er dem Hochmeister alles und stirbt, wie es ihm vorhergesagt war, drei Tage danach.

Also kam er aus seim Ehlend
Vnd hat nun auch dis Gschicht ein end.

Den Schluß des Thym'schen Buches bildet dann ein Epitaphium auf den gefeierten Helden, in dem die Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse den Namen desselben darstellen.

Die Rolle, welche Herzog Heinrich der Löwe in dieser Sage spielt, ist eine sehr untergeordnete und überhaupt erscheint seine Verbindung mit der Thedel-Sage als eine

rein zufällige. Doch ist seine Figur und das sich in Geschichte und Sage an ihn Anknüpfende nicht ohne Einfluß geblieben: der Kampf Thedel's mit dem Bischof von Halberstadt und dessen Gefangenschaft stammen offenbar aus der Geschichte des gewaltigen Sachsenherzogs, der ja bei seinem letzten Ringen mit dem Kaiser und den Fürsten seinen alten Gegner Ulrich von Halberstadt in seine Gewalt bekam. Auch den Löwen als den Begleiter des Herzogs, sowie die beabsichtigte Vermählung seiner Gemahlin finden wir, freilich mit Modificationen in der Sage von Thedel Unverzagt von Walmoden wieder. Eigenthümlich ist ihre Verbindung mit dem Sagenleben der Ostseeprovinzen, welches an die Kämpfe des Deutschen Ordens gegen die heidnischen Slawen anknüpft. Das schwarze Roß aber, das Thedel vom Teufel erwirbt, sowie die Proben, die er vorher besteht, und die dreibeinige Ziege, auf der er seinen schnellen Ritt nach Jerusalem macht, sind Gebilde, die tief in der Mythologie wurzeln und deren Bedeutung und mannichfache Wiederkehr zu verfolgen und genauer zu erklären wir unsern Sagenforschern überlassen müssen.

Diese poetischen Behandlungen der an die Geschichte Heinrich's des Löwen anknüpfenden Sagen mögen uns schließlich hinüberleiten zu einem flüchtigen Blick auf die Dichtungen, zu denen dieser Stoff in neuerer Zeit Veranlassung gegeben hat. Die Anzahl dieser Werke ist beträchtlich; doch findet sich nicht eins darunter, von dem sich sagen ließe, daß es auf der geschichtlichen Höhe des Stoffes stände, oder selbst auch nur von rein ästhetischem Standpunkt betrachtet ein dauerndes Gedächtniß verdiente.

Daß namentlich der dramatische Dichter kaum einen dankbarern Vorwurf finden kann als die Geschichte Heinrich's des Löwen[11]), das, meinen wir, geht schon aus dem flüchtigen Abriß hervor, den wir in dem Vorstehenden von

seinem bunt bewegten Leben zu entwerfen gesucht haben; die gewaltige Persönlichkeit des Herzogs selbst mit ihren scharf ausgeprägten Zügen ist ja recht eigentlich wie für das Drama geschaffen, und auch der verhängnißvolle Conflict, in den er mit dem Kaiser geräth, sowie sein schließlicher vergeblicher Kampf und tiefe Sturz entbehren schon in der einfachen historischen Darstellung weder der dramatischen Spannung noch der tragischen Weihe. Nichtsdestoweniger ist unter den zahlreichen Dramen, zu denen die Schicksale des gewaltigen Welfenherzogs den Stoff gegeben haben, auch nicht eins, in welchem der Schatz, der hier für den dramatischen Dichter vergraben liegt, wirklich gehoben wäre, wie denn auch nicht eins darunter ist, das zur Zeit seines Erscheinens eine größere Wirkung hervorgebracht, oder in späterer Zeit sich eines Andenkens zu erfreuen gehabt hätte: vielleicht mit einziger Ausnahme des Grabbe'schen Werks, das wenigstens um seines Verfassers willen noch von Zeit zu Zeit namhaft gemacht wird, sind sie alle längst vergessen und fristen höchstens noch in den bibliographischen Repertorien ein kümmerliches Dasein.

Die erste uns bekannt gewordene dramatische Bearbeitung der Geschichte Heinrich's des Löwen fällt in den Anfang der neunziger Jahre, also in eine Zeit, wo die Ritterstücke bei uns in üppiger Blüte standen, während sich gleichzeitig ein gewisses Interesse an vaterländischen Stoffen in unserer Literatur zu verbreiten begann: 1791 erschien zu Leipzig ein Drama: „Heinrich der Löwe", von Wilhelm Fink (gest. 1794). Schon im Jahre darauf veröffentlichte der Schauspieler B. H. K. Reinhard in Braunschweig (gest. 1799) ein gleichnamiges „Schauspiel mit Gesang". Heinrich der Löwe als Held eines Schauspiels mit Gesang ist ohne Zweifel schon eine etwas gewagte Aufgabe; wie wir uns aber gar erst ein „allegorisches Singspiel" desselben Inhalts zu denken

haben, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben, da das betreffende Buch von H. Schmieder, das 1793 zu Frankfurt a. M. erschien, uns leider nur dem Titel nach bekannt geworden ist.

Eine bedeutende Rolle spielt unser Held ferner in dem „vaterländischen“ Schauspiel „Konrad, Herzog von Zähringen“, welches J. Roller im Jahre 1800 zu Regensburg herausgab, zunächst, wie es scheint, von der überströmenden Fülle seines breisgauischen Localpatriotismus dazu veranlaßt. Um nämlich den Freiburgern ihre Sommerwallfahrten nach Zähringen interessanter zu machen, schildert ihnen der Verfasser in diesem Drama die Geschichte des Kampfes, welchen Herzog Konrad gegen den Hohenstaufen Konrad III. führte, sein Unterliegen sowie die schließliche Aussöhnung beider. Vermittels eines allerdings etwas starken Anachronismus wird dabei Heinrich der Löwe als treuer Bundesgenosse des Zähringers und Bewerber um die Hand seiner schönen Tochter Clementia auf die Bühne gebracht. Nachdem die Burg Zähringen zerstört und die herzogliche Familie zu heimatloser Flucht genöthigt ist, gewährt Konrad III. großmüthige Verzeihung, Herzog Heinrich aber erhält als Lohn für seine treue Bundesgenossenschaft die Hand seiner Angebeteten, sodaß Herzog Friedrich von Schwaben, der in dem Stücke als Vermittler und Friedensstifter auftritt, dasselbe mit Recht mit den an dieser Stelle höchst wirkungsreichen Worten schließen kann: „Sieh da, auf Regen folgt Sonnenschein, auf eine Belagerung — eine Hochzeit — Glück zu!“

Gleich den bisher genannten ist auch das 1826 erschienene „cyklische Drama“ von W. Rienstädt, das in sieben Abtheilungen die gesammte Geschichte der Hohenstaufen behandelt und gewissermaßen die in den dreißiger Jahren Mode gewordene Dramatisirung dieses Gegenstandes ein-

leitet, einer nicht unverdienten Vergessenheit anheimgefallen. Dasselbe Schicksal, wiewol minder verdient, hat auch F. A. von Heyden's (gest. 1851) „Kampf der Hohenstaufen" gehabt; das Stück ist nicht ohne poetische Schönheit, wenn auch der eigentliche dramatische Nerv darin nur schwach ist. Im übrigen wären die beiden genannten Werke gewiß nicht erschienen ohne Raumer's „Hohenstaufen", die bekanntlich in den Jahren 1823—28 ans Licht traten. Auch F. W. Rogge's „Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine vaterländische Tragödie" (Lüneburg 1833) haben sie als Hauptquelle gedient, jedoch ohne daß des Dichters Werk es wagen dürfte, sich dem Geschichtswerk ebenbürtig an die Seite zu stellen.

Durch dasselbe Raumer'sche Werk wurden auch zwei andere Dichter auf die Geschichte der Hohenstaufen geführt, zwei Dichter, die ohne Zweifel die namhaftesten in dieser ganzen Reihe sind, ja sogar die einzigen, die noch heute Beachtung verdienen, wenn auch zunächst nicht gerade für ihre Hohenstaufendramen: das sind Grabbe und Raupach. Ersterer hat die Geschichte der Hohenstaufen in zwei Dramen behandelt: „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." (Frankfurt 1829—30). In beiden spielt Heinrich der Löwe eine hervorragende Rolle, ja es scheint als ob der Dichter, der bekanntlich selbst nur allzu reich war an schroffen und scharfen Ecken, den übermüthigen, hitzigen Herzog mit dem Gigantischen seines Strebens und der Maßlosigkeit seiner Entwürfe mit besonderer Vorliebe behandelt habe, freilich nicht mit ebenso viel künstlerischem Erfolge; im Gegentheil, wie die genannten Stücke im allgemeinen an denselben Ueberschwenglichkeiten und Ungeheuerlichkeiten leiden, die Grabbe's Dichtungen überhaupt entstellen, so ist auch sein Heinrich der Löwe ein würdiges Seitenstück zu seinem Kaiser Heinrich: wie dieser dargestellt wird als ein grausamer, blutdürstiger Tyrann voll frevlen Uebermuths, der

die Zukunft nach den Leichen berechnet, deren er noch zur Erreichung seiner Plane bedarf, so ist auch der Sachsenherzog geschildert als ein roher, jähzorniger, zerstörungslustiger Krieger. In „Heinrich VI." wird namentlich die Versöhnung des Herzogs mit den Hohenstaufen dargestellt. Heinrich der Löwe stirbt dabei unter wilden Phantasien, die noch einmal wie im Fluge den ganzen wechselvollen Gang seines Lebens an seinem brechenden Auge vorüberführen, eine Scene, auf welche der Dichter sichtlich großen Fleiß verwandt hat, und die doch, selbst abgesehen von den darin aufgehäuften Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen, unsers Bedünkens unendlich weit zurückbleibt hinter dem erschütternden Gemälde, das der stederburger Chronist als Augenzeuge von dem Ende des gewaltigen Welfenherzogs entwirft, nämlich wie er stirbt einsam und verlassen auf seiner Burg, nur wenige Getreue zur Seite; auf sein Sterbelager aber fällt der Widerschein der Flammen, die seinen blitzentzündeten Palast zu verzehren drohen.

Während so bei Grabbe die Ausschreitungen und Uebertreibungen einer nach dem Großen und Gewaltigen strebenden, aber ebenso sehr des Maßes wie der eigentlichen, natürlichen Zeugungskraft entbehrenden Phantasie uns zu keinem reinen, dichterischen Genusse kommen lassen, fühlen wir uns umgekehrt bei Raupach durch die vollständige Nüchternheit, den absoluten Mangel an Phantasie und Schwung in der Conception sowol wie in der Ausführung erkältet und zurückgestoßen. Raupach ist an die Abfassung seines Hohenstaufencyklus (im ganzen sind es nicht weniger wie neun Stücke meist von fünf, einige sogar von sechs Acten) nicht als ein Dichter, sondern als ein Handwerker gegangen; die praktische Erfahrung und die Routine, die er sich als alter Bühnenpraktikus erworben, ließen es ihm als eine Kleinigkeit erscheinen, den gewaltigen Stoff bühnenmäßig einzuschlachten,

wie er denn auch als eine richtige Birch-Pfeiffer in Jamben sämmtliche neun Stücke in verhältnißmäßig außerordentlich kurzer Zeit, von 1827—33, zu Stande gebracht hat. Dem Raumer'schen Werke ist er dabei mit fast sklavischer Treue gefolgt; einzelne größere Abschnitte, namentlich die Reden, welche der Historiker nach den Quellen seinen Figuren in den Mund legt, sind von Raupach einfach in Jamben übertragen worden, wie denn überhaupt von einer tiefern Erfassung und poetischen Umgestaltung der geschichtlichen Thatsachen, sowie der ihnen zu Grunde liegenden großen psychologischen und ethischen Probleme bei ihm nirgends die Rede ist, sich vielmehr alles auf eine reine äußerliche Dramatisirung beschränkt. So ist denn auch die Gestalt Heinrich's des Löwen, wie sie uns bei Raupach entgegentritt, nichts als ein sehr verblaßtes Abbild der herkömmlichen historischen Auffassung, ohne jenes individuelle Leben und jene tiefere Charakteristik, zu der ein noch genaueres Studium der Quellen dem Dichter den reichsten Stoff hätte bieten müssen.

Auch nach Raupach ist die Zeit der Hohenstaufen noch mehrfach theils in dramatischer, theils in epischer Form poetisch behandelt worden. Heinrich der Löwe aber in der gewaltigen Ursprünglichkeit seines Wesens und der erschütternden Größe seines Schicksals hat, soviel uns bekannt, seinen Dichter noch immer nicht gefunden, vielmehr bleibt hier noch ein Kranz zu erringen, der beiden, sowol dem Haupt, um das er sich schlingt, als der Hand, die ihn flicht, zur Ehre gereichen würde. Wohl aber, wie wir gesehen haben, lebt Heinrich der Löwe noch heute in der von der Gesammtheit des Volks gedichteten, darum auch der Gesammtheit des Volks noch immer verständlichen und lieben Sage fort, und auch eine strenge und unparteiische Geschichtschreibung stellt ihn mit Recht unter die großartigsten Erscheinungen, welche unser deutsches Mittelalter hervorgebracht hat.

Anmerkungen.

1) Die in der vorstehenden Arbeit, welche ursprünglich schon für den vorigen Jahrgang des Historischen Taschenbuch bestimmt war, gegebene Darstellung von der Geschichte Heinrich's des Löwen beruht zunächst auf den Forschungen, welche in meinem größern Werke über diesen Gegenstand bereits eingehend wissenschaftlich begründet worden sind. Doch war es mir vergönnt, einige dagegen erhobenen Einwendungen sowie freundliche Mittheilungen hier noch nachträglich verwerthen zu können, sowie eine Anzahl mehr dem Gebiete der Hypothese angehöriger Punkte eingehender zu behandeln, als es dort am Platze gewesen sein würde. Vgl. H. Prutz, Heinrich der Löwe, Exc. I, S. 441. Daß sich die Sage in den Niederlanden und in Schwaben wiederfindet, erwähnt Maßmann, Kaiserchronik, III, 1113. Eine ganze Anzahl von Städten, in denen sich die gleiche Sage findet, ist zusammengestellt in W. Menzel's Literaturblatt Nr. 90 (1865, 11. Nov.).

2) Vgl. die Bemerkungen von Jaffé, Konrad III., S. 35 (Nr. 23).

3) Die Literatur, welche sich im Laufe der Zeit über die Echtheit oder Unechtheit der österreichischen Freiheitsbriefe gebildet hat, würde schon eine ganze kleine Bibliothek füllen. Hier sei nur der abschließenden scharfsinnigen Untersuchung von W. Wattenbach, Die österreichischen Freiheitsbriefe, Untersuchung ihrer Echtheit und Forschungen über ihre Entstehung (Bd. 8 des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen) Erwähnung gethan.

4) Es ist dies die von O. von Heinemanns, Albrecht der Bär, S. 477, aus einem magdeburger Copialbuch mitgetheilte Urkunde über das am 12. Juli 1167 zwischen Köln und Magdeburg gegen Heinrich den Löwen eingegangene Schutz- und Trutzbündniß.

5) Arnold. Lub. Anon. Slav., I, 5.

6) Vgl. H. Prutz, Heinrich der Löwe, Exc. II, S. 443.

7) Die großen politischen Verhältnisse dieser Zeit zuerst erkannt und klar dargelegt zu haben ist das Verdienst von Otto Abel in seiner 1852 in der Kieler allgemeinen Monatsschrift erschienenen Abhandlung über die politische Bedeutung Kölns am Ende des 12. Jahrhunderts, und dann namentlich in der Einleitung zu seinem König Philipp der Hohenstaufe.

8) Das aus 104 Strophen bestehende Gedicht ist gedruckt von H. Pröhle in seinen Anmerkungen und Sachregister zu den deutschen Sagen, wo sich auch andere auf unsere Sage bezügliche Nachweisungen finden. Der Name des Verfassers, den Pröhle in der Handschrift zu Wolfenbüttel gesehen zu haben glaubt, findet sich nicht darin. Die bei Pröhle uncorrect gedruckte 81. Strophe lautet:

Weil es den so Gott schaffet,
Sie euch zur Ehe vermählet,
Die Fürstin auch darauff hofft,
Und ja es nicht sein soll,
Auch mir aus hohem Stamm
Ein Frewlein auserkohrn.
Diesen Rath hat gegeben
Unser Fürst hochgebohren.

Ueber die Verbreitung der Sage vgl. die Citate bei Maßmann, Kaiser-Chronik, III, 1132.

9) Ueber diese äußern Anhaltspunkte finden sich genauere Angaben in dem Aufsatz von L. C. Bethmann, Die Gründung Braunschweigs und der Dom Heinrich's des Löwen, in Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften, Nr. 59 (August 1861).

10) Der von uns benutzte magdeburger Druck desselben Buchs gehört der königlichen Bibliothek zu Berlin. Vgl. auch Pröhle, Anmerkungen u. s. w., S. 22. Der Verfasser des Gedichts, Georg Klee, genannt Thym, war aus Zwickau gebürtig, wurde von Melanchthon gebildet, lebte als Lehrer zu Magdeburg, Zwickau, Goslar und Wernigerode und starb 1561 zu Wittenberg. Vgl. Goedeke, Grundriß, I, 292.

11) Nach dem kürzlich erschienenen Kalender Schiller's, welchen Frau von Gleichen-Rußwurm herausgegeben hat, befand sich die Geschichte Heinrich's des Löwen mit unter den Stoffen, an deren dramatische Bearbeitung Schiller dachte.

Der Kampf der Fürsten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450.

Von

Theodor von Kern.

Das Jahrhundert unserer Geschichte, welches auf den vorläufigen Abschluß folgte, den die Regierung Karl's IV. der Entwickelung des deutschen Staatslebens gegeben hatte, und das durch die Bündnisse und Kämpfe der einzelnen auf verschiedenartigen Principien beruhenden Provinzialgewalten innerhalb des Reichs, vor allem durch den Gegensatz zwischen Adelsherrschaft und Bürgerthum gekennzeichnet wird, hat weniger als andere Gebiete der deutschen Geschichte zur Erörterung streitiger Fragen den Anlaß gegeben. Dagegen hat bald der an Umfang und Gehalt völlig ungenügende Stand der veröffentlichten Quellenschriften eine gewisse Dürre und Farblosigkeit aller einschlägigen Darstellungen, bald die dilettantenhafte und unsichere Benutzung noch ungedruckten Materials eine wenig brauchbare, fast anekdotenhafte Geschichtschreibung erzeugt. Letztere besonders auf dem Gebiete der Orts- und Landesgeschichte. Im vergangenen Jahrzehnt erst hat die Behandlung dieser Periode eine ähnliche Umgestaltung erfahren, wie jene des frühern Mittelalters schon einige Decennien vorher. Mehr noch als für den Anfang gilt dies für das Ende des bezeichneten Zeitabschnitts. Erst jetzt sind wir in den Stand gesetzt, den letzten gewaltigen Kampf der Fürsten und des Adels gegen die Städte, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts beinahe ganz Deutschland in zwei feindliche Lager

schied, richtig würdigen, die Zwecke und Ziele, welche die Gegner verfolgten, erkennen, und die Kräfte und Hülfsquellen, über die sie geboten, beurtheilen zu können.[1])

Den eigentlichen Mittelpunkt jener Bewegung, die wir hier, so wie sie jetzt sich uns darstellt, ins Auge fassen wollen, bilden die Ereignisse in Franken. Ihnen möge deshalb auch eine vorzugsweise Berücksichtigung im Folgenden zutheil werden.

In Schwaben hatte beim ersten Städtekrieg der Schwerpunkt des Kampfes gelegen. Sowie der hauptsächliche Schauplatz, war jetzt auch die Stellung der Parteien eine vielfach veränderte, der Preis des Sieges ein anderer geworden.

Um ein gewaltiges Bündniß, dessen folgerichtige Weiterbildung das Reichsstaatswesen einer durchgreifenden Umgestaltung entgegenführen mußte, zu behaupten und aufrecht zu erhalten, hatten die Städte im 14. Jahrhundert zu den Waffen gegriffen. Es gelang ihnen nicht, die Stellung, welche sie eingenommen hatten, im Kampfe zu befestigen. Daß aber die Fürsten die politische Macht des Bürgerthums gebrochen hätten, daran fehlte doch viel. Beide Elemente hatten sich in ihrer eigenthümlichen Entwickelung behauptet, ohne daß es zu einer wirklichen Auseinandersetzung der sich entgegenstehenden Principien gekommen wäre. War man doch nicht einmal im Stande, alle die kleinen Anlässe aus dem Wege zu räumen, welche stets aufs neue zu Conflicten führen mußten. Allerorten sehen wir deshalb den Ruhestand, welcher nach dem großen Städtekriege der Jahre 1388 und 1389 im allgemeinen eintrat, durch locale Fehden unterbrochen. An ihnen mußten die alten Gegensätze immer neue Nahrung finden.

Die Weiterbildung der bürgerlicher Gemeinwesen geht inzwischen ungehindert ihren Gang. Nach allen Seiten hin

suchen sie sich sicherzustellen, überall beseitigen sie fremdartige Einflüsse und Rechte. Und was ihnen am kriegerischen Erfolge noch gefehlt hatte, ersetzte reichlich das natürliche Wachsthum ihrer materiellen Lebensquellen, welches den Neid und die Furcht der Gegner um so mehr erregte, als es diesen nicht im gleichen Maße zutheil ward.

Die Kämpfe um das Regiment, welche im Innern der Städte geführt wurden, die gerade jetzt mit besonderer Heftigkeit wieder hervorbrechenden und unter steigender Erbitterung zum Austrag gebrachten Streitigkeiten mit dem Klerus haben die Thätigkeit der Bürger freilich auch in dieser Periode von andern Bestrebungen oft genug abgelenkt. Und eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob die allgemeinen Interessen der Kirche und des Reichs, welche mächtig genug sich hervordrängten, den Streit der Parteien in Deutschland in den Hintergrund stellen, die Kräfte der Nation für sich in Anspruch nehmen würden. Aber hatten auch die kirchlichen Reformversuche und die Noth der Hussitenkriege noch einmal die sämmtlichen Stände des Reichs zu gemeinsamer Thätigkeit wach gerufen, so zeigte schon die Art, wie dieses geschah, daß die lebendig empfundenen Interessen nicht dem Entwickelungsgange des Ganzen, sondern vielmehr den innern Gegensätzen zugekehrt waren, welche bei der naturgemäßen Fortbildung und weitern Entfaltung der Eigenthümlichkeit beider Gruppen sich immer schroffer gegenübertreten mußten.

Auch das Fürstenthum hatte sich mächtig erhoben, es fühlte sich stark genug, nicht blos seine Stellung zu behaupten, sondern auch neue Ansprüche geltend zu machen. Und dies war um so wichtiger, je weniger die Reformbestrebungen, durch welche man während der Regierung Sigmund's den Organismus des Reichs zu kräftigen versuchte, von einem befriedigenden Erfolge begleitet waren. Die Reichsgewalt sah

sich nicht im Stande, auf das Verhalten der großen Parteien zueinander eine entscheidende Einwirkung auszuüben. Kaiser Sigmund hatte sich den Städten günstig gezeigt. Den Gedanken einer engern Verbindung mit ihnen hat er nicht von der Hand gewiesen. Mehrmals gab er ihnen zu erkennen, wie sie allein eigentlich noch das Reich repräsentirten.[2]) Aber mochte er Einsicht und Lebendigkeit des Geistes genug besitzen, um solchen Anschauungen Einfluß auf seine Reformplane zu gestatten, seine ungarischen und vor allem die böhmischen Angelegenheiten haben ihn die Gunst der Fürsten nicht entbehren lassen, die Kirchenfrage und die so lange vergeblich gesuchte Kaiserkrönung in Rom haben seine Thätigkeit auf andere Gebiete abgelenkt, seine stete Geldbedürftigkeit endlich und der Mangel an jener Kraft und Ausdauer, welche nur einem fest in sich beruhenden Charakter eigen sind, haben den Erfolg aller seiner Schritte von vornherein zu einem ungewissen und zweifelhaften gemacht. Noch weniger als Sigmund's Regierung hatte die seiner Nachfolger auf die innern Parteiungen Einfluß gewinnen können. Theils mehr noch als jener durch auswärtige Angelegenheiten in Anspruch genommen, theils weit entfernt von jener Rührigkeit, die der alte Kaiser noch bis an sein Ende bewahrte, waren sie fast theilnahmlose Zuschauer der stets sich mehrenden Gärung geblieben. Letztere wurde durch die äußern Bedrängnisse — auf die Hussitenkriege waren die Armagnakeneinfälle gefolgt — nur vorübergehend beschwichtigt, während der Schweizerkrieg der vierziger Jahre nicht wenig dazu beitrug, die Gegensätze zu schärfen. Eben die den Städten am feindlichsten gesinnten Fürsten hatten sich zum Kampfe gegen die Eidgenossen, die „Verdrucker des Adels und aller Ehrbarkeit“, wie sie sie nannten[3]), verbündet. Weit eifriger als König Friedrich haben sie Oesterreichs Sache vertreten.

Wie einst zur Zeit der Sempacher Schlacht, so ging auch diesmal dem Kampfe mit den Städten der Versuch voran, die populären Elemente der Eidgenossenschaft zu überwältigen.

Wie dieser Schweizerkrieg im Süden, leiten im Norden die Unternehmungen des Erzbischofs von Köln, welche die Freiheit der westfälischen Communen bedrohten, den Ausbruch des allgemeinen Krieges ein. Als jener Kirchenfürst im Jahre 1447 die Stadt Soest belagerte, eilte ihm Herzog Wilhelm von Sachsen, von dem man glaubte, er wolle einen vernichtenden Schlag gegen Erfurt führen[4]), mit einer zahlreichen Schar von böhmischen Söldnern zu Hülfe. Die Solidarität der Interessen wurde von allen Seiten her wirksam empfunden.[5]) Mit überraschender Deutlichkeit findet sich dies Gefühl in den Schriftstücken der Zeit ausgesprochen, auf den Charakter und die Dimensionen des Kampfes ist es vom entscheidendsten Einflusse gewesen.

Im Bündnißwesen hatte man auch jetzt wieder das Mittel zur Vereinigung gefunden; wesentlich hat dasselbe zur Steigerung der Leidenschaften beigetragen, die principielle Seite des Kampfes deutlicher hervortreten lassen. In den Einungen der Fürsten und des Adels namentlich finden wir wiederholt ganz allgemeine Klagen gegen die Städte erhoben. Nichts Geringeres, warf man ihnen vor, sei ihr Bestreben, als das Fürstenthum zu erniedrigen und den Adel zu verderben. Allein um ihre Freiheit und ihre Rechte zu schirmen gegen gewaltthätige Angriffe, erwiderten diese, würden sie zu den Waffen greifen.

Die schwäbischen Städte hatten auf die Zumuthung, auch ihrerseits Hülfstruppen gegen die Schweizer zu stellen, die sie mit schlecht verhaltenem Unwillen zurückwiesen, mit einer Verbindung geantwortet, welche sie zum eigenen Schutze schlossen.[6]) Die von den Armagnaken drohende Gefahr und

die traurige Rolle, welche König Friedrich, ja auch die Stände des Reichs in dieser Angelegenheit spielten, legten den Städten die Nothwendigkeit gemeinsamen politischen Handelns noch eindringlicher vor Augen und trugen nicht wenig zur weitern Ausdehnung des Bundes bei.[7]) Und als es im Jahre 1445 auch zu einer Vereinigung unter den Fürsten kam, erneuerten am 22. März 1446 die schwäbischen und fränkischen Städte — es waren deren jetzt einunddreißig — in feierlicher Weise das bisherige Bündniß.[8]) Dasselbe war in allen wesentlichen Punkten auf derselben Grundlage errichtet, wie jenes vom Jahre 1376. Schutz ihrer Freiheiten und Vorrechte gegen widerrechtliche Angriffe und Verpfändungen werden als die Ziele, eine gemeinsame Politik in Krieg und Frieden, ausgehend von der Bundesversammlung, in welcher die Entscheidung durch einfache Stimmenmehrheit erfolgt[9]), ein für gemeinsame Unternehmungen einheitlich geordnetes Kriegswesen werden als die Mittel bezeichnet, durch welche die verbündeten Städte zu wirken suchen.[10]) Die Tendenz einer weitern Ausdehnung über verschiedene Landschaften des Reichs hat, wie den Bündnissen des 14. Jahrhunderts, auch dieser Vereinigung innegewohnt. Wir sehen, man hatte es an dem nöthigen Zusammenfassen der Kräfte nicht fehlen lassen. Nicht weniger eifrig waren die Fürsten bestrebt, sich aneinander zu scharen. Nur daß es auf andere Weise geschah. Das Mergentheimer Bündniß von 1445, die gleichzeitigen mit verwandten Tendenzen erfüllten Kämpfe haben hier wol vorbereitend eingewirkt, wie sie selbst großentheils nur die Aeußerungen der herrschenden Erbitterung gegen die Städte waren. Den gewaltigen Antrieb aber zu gemeinsamer That hat die Persönlichkeit Albrecht's von Brandenburg gegeben, der gleich anfangs die leitende Rolle im Kreise der Fürstenpartei ergreift und mit bewundernswerther Geschicklichkeit

die Schwierigkeiten der Situation zu überwinden versteht. Ihm vor allen ist es zuzuschreiben, wenn es noch einmal gelang, den Widerstreit landesfürstlicher Politik und ritterschaftlicher Selbständigkeitsbestrebungen völlig zum Schweigen zu bringen. Nach allen Seiten hin betont er das gemeinsame Interesse, überall weiß er anzutreiben und vorwärts zu drängen. Als man im Januar 1450 zu Heidelberg verhandelte, durfte er es wagen, im Namen aller Fürsten und des gesammten Adels des Reichs das Wort zu ergreifen.[11]) Auf den Gang der Ereignisse, nicht blos in Franken, hat er den bei weitem größten Einfluß ausgeübt.

Mit Albrecht's Vater waren die Zollern zur Herrschaft in den Marken gelangt, hatten sie zum ersten mal auf allgemeine Reichsangelegenheiten in hervorragender Weise eingewirkt. Kurfürst Friedrich's Söhne waren nicht gemeint, die errungene Stellung aufzugeben, am wenigsten Markgraf Albrecht. Bei der Theilung der väterlichen Lande war diesem der sogenannte untergebirgische Antheil der fränkischen Stammlande, das spätere Fürstenthum Ansbach zugefallen — ein Territorium, das wegen seiner reichern Cultur und der festern Ausbildung der landesherrlichen Gewalt nicht so geringfügig war, als es im Vergleich mit den dem zweiten Bruder zutheil gewordenen Kurlanden wol scheinen möchte, aber zu klein, um den weitausgreifenden Geist des reichbegabten Fürsten zufriedenzustellen. Mit einer hohen, kräftigen und schönen Gestalt hatte er frühzeitig eine persönliche Tapferkeit und Gewandtheit verbunden, die ihn im ersten Jünglingsalter schon zum Gegenstande der Bewunderung bei Kampfspielen und Turnieren machte. In zahlreichen Kriegen hatte er seitdem seinen Muth und sein Feldherrntalent erprobt, welche beide ihm unter den Zeitgenossen bereits den Beinamen des deutschen Achilles erwarben. Seine ganze Erscheinung verkündete, daß er zum Herrscher

geboren, von großen Entwürfen erfüllt sei. Dem jungen Kampfgenossen ein leuchtendes Vorbild, erschien er den Verbündeten und Untergebenen als eine sichere Stütze, dem Feinde als ein gefürchteter Gegner. Auf alle, die ihm näher traten, eine seltene Anziehungskraft ausübend, wußte er die meisten sich zu verbinden, die verschiedensten Interessen in seines zu verweben. Wie keinem andern unter den Fürsten und wie wenigen seiner Zeitgenossen, stand ihm die Gabe der Rede zu Gebote, mit der er bald voll Zorn und Entrüstung dem Feinde bittere Invectiven ins Gesicht schleuderte, bald durch schmeichelnde oder kühne Worte den Abgeneigten gewann, den Schwankenden sicher machte. Auf den zahlreichen Reichstagen und Fürstenversammlungen jener Tage war sein Auftreten stets von hervorragender Bedeutung. Alle seine Eigenschaften machten ihn, wie sein berühmter Zeitgenosse Enea Silvio de Piccolomini meint, „wundervoll und fast göttlich anzuschauen“.[12])

Daß eine so geartete Persönlichkeit in diese Zeit und in diese Umgebungen gestellt, über die engen Schranken hinausstreben würde, welche das friedliche Regiment im bescheidenen Territorium begrenzten, war leicht vorauszusehen. Unablässig sehen wir daher auch den Markgrafen bald sein unmittelbares Machtgebiet zu vergrößern, bald durch seinen oft beherrschenden Einfluß auf König Friedrich, oder durch seine Stellung an der Spitze mächtiger Coalitionen seinen Wirkungskreis zu erweitern bedacht. Zahlreiche seiner Schreiben legen Zeugniß ab von jener Rührigkeit und Gewandtheit im Unterhandeln, welche ihn als Parteihaupt aufzutreten in so seltenem Grade befähigten.

Als er zu Anfang des Jahres 1449 von beinahe geringfügigen Klagepunkten mit steigender Leidenschaft zu immer größern Beschwerden gegen das in seiner nächsten Nähe so mächtig emporgeblühte Nürnberg vorgeschritten

war und sich offen genug dahin aussprach, die Entscheidung mit den Waffen suchen zu wollen, da war es nicht mehr zweifelhaft, daß hier keine locale Fehde ausgefochten, sondern ein allgemeiner Kampf entbrennen würde. Noch ehe es zum wirklichen Bruche kam, hatte Albrecht durchs ganze Reich hin die Fäden seiner Politik gesponnen, eine geschlossene Fürstenpartei zu organisiren gewußt, die nicht sowol durch feste Bundesverträge als durch persönliche Beziehungen, durch gemeinsame Ziele und Leidenschaften zusammengehalten war. Alle die örtlichen Zwiste und Streitigkeiten, die mannichfach verschlungenen Bestrebungen territorialer Politik, traditionellen Parteiwesens und persönlichen Ehrgeizes hat der Markgraf nicht weniger auszubeuten verstanden, als die allerorten wahrnehmbaren Einwirkungen der großen Gegensätze, welche den bevorstehenden Kampf heraufbeschworen hatten. Im Verlaufe desselben setzte Albrecht seine Bemühungen fort und erweiterte noch den Kreis seiner Verbündeten.

Auf benachbartem Gebiete hatte er in seinem Bruder Johann, der in dem fränkischen Oberlande herrschte, an dem Bischof von Bamberg, Anton von Rotenhan, der einst den Anfang seines Regiments durch ein erbittertes Ringen mit der eigenen Hauptstadt bezeichnet hatte, an dem Bischof von Eichstädt und an Pfalzgraf Otto von Neumarkt, welchem der größere Theil der Oberpfalz zustand, sichere Stützen gefunden. Nur der Bischof von Würzburg, welcher durch Albrecht's Walten und die von ihm verfolgten Plane die Interessen seines Stifts aufs empfindlichste beeinträchtigt oder bedroht sah, hat sich den Städtern zugeneigt, ohne doch seine Ritterschaft von dem Bündnisse mit dem Markgrafen, dessen Panieren mit wenigen Ausnahmen ja fast der ganze fränkische Adel folgte, zurückhalten zu können. Ebenso mächtige als eifrige Parteigänger fand dieser in dem Herzoge

Wilhelm von Sachsen, des Kurfürsten Friedrich jüngerm Bruder und stetem Widersacher, welcher in Thüringen herrschte, und in dem Landgrafen Ludwig von Hessen, beides Fürsten von ungleicher Art und Vergangenheit, Herzog Wilhelm jung und ungestüm, in vielem dem Markgrafen ähnlich, aber ohne die großen Gaben, welche Albrecht zierten; Ludwig ein in langen Jahren schon erprobter Herrscher, der voll kluger Berechnung alle die Grafen und Herren, deren Gebiete sein Fürstenthum umgrenzten oder durchbrachen, gleich der gegen seine Vorgänger oft genug schwierigen hessischen Ritterschaft in die Kreise seiner Politik zu ziehen wußte. An ihrer Spitze war er, ehe noch der Krieg begann, persönlich in des Markgrafen Lager erschienen, desgleichen Herzog Wilhelm, begleitet von vielen thüringischen Herren, die zum Theil auch selbständig am Kriege Antheil nahmen und ihre städtefeindliche Gesinnung in zahlreichen Reibungen und Kriegen mit Erfurt längst bekundet hatten. Beide, der Landgraf und der Herzog, waren schon vorher gemeinsame Wege gegangen, Ludwig führte außerdem sein Bündniß mit dem mainzer Erzbischof, Wilhelm seine Feindschaft gegen den würzburger Bischof in die Reihen der Fürstenpartei. Von ausschlaggebender Bedeutung war für die Gruppirung der Parteien in Thüringen die feindliche Stellung des Herzogs zu seinem Bruder, dem Kurfürsten. Den Bürgern von Erfurt hatte der letztere manchen Vorschub geleistet, er begünstigte sie um so eifriger, je feindseliger Wilhelm und die Seinen ihnen gegenübertraten. Und vor allem zu den Brandenburgern sehen wir die beiden eben jetzt in ganz entgegengesetzte Beziehungen gerathen. Der Streit um die Lausitz (1448) hatte diese mit dem ältern Bruder aufs tiefste entzweit. An ihm fand der natürliche Gegensatz zwischen dem brandenburgischen und sächsischen Hause abermalige Nahrung. Von den Marken aus bedroht

ließ sich Friedrich von Sachsen in Unterhandlungen mit den Städtefreunden ein, auch mit dem nürnberger Rathe hat er Verbindungen gepflogen. Albrecht's Bruder, dem Markgrafen Friedrich, der erst vor kurzem die Selbstherrlichkeit Berlins gebrochen hatte, gaben diese Verhältnisse noch stärkern Antrieb, in die Bahn zu lenken, welche ihm ohnedies schon das gemeinschaftliche Interesse des Hauses gewiesen hätte. Mit allen seinen Verbündeten, den Pommernherzogen Wratislaw und Barnim, dem vertriebenen König Erich, dessen Groll gegen seine alten Gegner, die Städte, hierbei aufs neue entflammen mochte, mit Heinrich von Mecklenburg-Stargard, mit den zahlreichen Edeln und Herren der Lausitz, welche zu dem brandenburgischen Anhange zählten, hat er sich als Bundesgenossen der im Süden kämpfenden Fürsten bekannt. [18]) Auch die braunschweiger Herzoge zögerten nicht, wo es den Städten galt. Wilhelm, dessen Gemahlin eine Schwester der brandenburgischen Brüder war, zeigte sich in einem langen Kriegerleben ganz von dem Geiste, der jetzt den hohen und niedern Adel des Reichs beseelte, erfüllt. Sein gleichgestimmter Sohn, dem sein wildes Gebaren später ein trauriges Ende bereiten sollte, ist jetzt persönlich nach Franken gezogen, um gegen die Städte zu fechten, gleichwie einst der Vater Kampf und Ruhm in der Fremde gesucht hatte.

Wie sich im Norden Deutschlands persönliche Beziehungen der Fürsten und eine gleiche Sinnesweise allerorten begegneten, so auch in Schwaben und am Oberrhein. Hier, wo der Städtekrieg des vorangegangenen Jahrhunderts am ärgsten gewüthet, fehlte es auch jetzt nicht an Zündstoff. Reichlich genug hatte eben erst der Schweizerkrieg ihn angehäuft. Albrecht Achill's Schwiegervater, der Markgraf Jakob von Baden, mit seinen Söhnen, mit den verwandten Herzogen von Lothringen-Vaudemont, der Graf Ulrich von Wür-

temberg sind nicht blos für ihre alten Verbündeten eingetreten, auch eigene Beschwerden hatten sie gegen die Städte vorzubringen. Oberrheinische Grafen und Herren haben sich zahlreich ihnen angeschlossen, oder sind in ihre Dienste getreten. Wie in einer langen Kette sollte sich der Krieg bald von den schwäbisch-rheinischen Grenzgebieten bis nach seinem vorzüglichsten Schauplatz in Franken hinziehen. Die Grafen von Helfenstein und die von Oettingen haben durch ihre Parteinahme nach beiden Seiten hin die Verbindung hergestellt. Später hat dann von Nordwesten her der Erzbischof Dietrich von Mainz, welchen gegenüber Nürnberg eine Zeit lang auch die Rücksicht auf das von König Friedrich ihm übertragene Mittleramt zurückhielt, durch seine Befehdung von Schwäbisch-Hall im Frühling des Jahres 1450 selbstthätig in den Gang des Krieges eingegriffen. Der großen Coalition der Fürsten ist er auf die Mahnungen der schwäbischen Parteihäupter und auf Markgraf Albrecht's Andringen mit seinem zahlreichen Anhange unter dem hohen und niedern Adel der Rheinlande schon im Herbste des Jahres 1449 beigetreten. Einer seiner Verwandten, Philipp Schenk von Erbach, hat gleich anfangs im Heere des Brandenburgers gekämpft. Auch andere mittelrheinische Grafen und Herren begegnen uns in demselben: Johann von Nassau, Reinhard der Jüngere von Hanau, ein Graf von Leiningen erscheinen mit Albrecht in die Niederlage von Pillenreut verwickelt.

Noch ungleich größere Dimensionen hat der Fürstenbund im weitern Verlaufe des Krieges gewonnen. Nach allen Seiten hin haben sich die Consequenzen der gegebenen Parteistellung vollzogen. Wir sahen bereits, wie der lausitzer Streit in die sächsisch-brandenburgischen Beziehungen eingriff. Er hat auch auf die Stellung der böhmischen Parteien zu den deutschen Angelegenheiten zurückgewirkt. Im

Gegensatze zu seinem Bruder hielt Kurfürst Friedrich von Sachsen die alte feindselige Stellung des wettinischen Hauses zum hussitischen Königreiche aufrecht. Durch seine Absichten auf die Lausitz, welche König Friedrich unterstützte, sah man die Rechte der böhmischen Krone beeinträchtigt. Daß dann der Kurfürst mit der Partei Ulrich's von Rosenberg sich ins Vernehmen setzte, steigerte die Erbitterung unter den Anhängern Georg's von Podiebrad, dessen Bund eben anfing, als die vorherrschende politische Macht im Lande sich geltend zu machen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß die deutschen und die böhmischen Parteien sich die Hände reichen würden. Die Brandenburger wußten es nach längern Verhandlungen am 27. März 1450 zu einem förmlichen Bundesvertrage[14]) mit dem spätern Böhmenkönige zu bringen, in welchem dem Markgrafen Albrecht 1500 — 2000 Mann Hülfstruppen gegen Nürnberg und dessen Verbündete zugesagt wurden. Ein combinirter Angriff auf Sachsen und auf die Reichsstädte ist damals verabredet worden.

Hatten verwandte Stimmungen und gemeinsame Interessen dem Markgrafen von allen Seiten her Bundesgenossen entgegengeführt, so verstand er es auch, entferntere Beziehungen aufzugreifen und an entlegenen Orten seine Verbindungen geltend zu machen. Um dieselbe Zeit, als die Fehdebriefe der Böhmen in Nürnberg eintrafen, kündigte der österreichische Parteiführer Ulrich von Eizing mit zahlreichen Edeln aus Oesterreich und Mähren der Stadt seine Feindschaft an. Unter dem lebhaften, aber völlig erfolglosen Proteste König Friedrich's traten (bereits im Herbste 1449) Graf Ulrich von Cilly, und seinem Beispiele folgend drei Grafen von Frangipan, Herzog Hans von Limbach (ein Bánffy) und andere Grafen und Ritter aus dem fernen Südosten des Reichs als Albrecht's Parteigänger

auf. Endlich konnte auch König Friedrich's Bruder, Herzog Albrecht von Oesterreich, als er selbst mit einigen schwäbischen Städten in Conflicte gerieth, der allgemeinen Strömung nicht widerstehen, die ihn umflutete, und der er vor kurzem noch im Schweizerkriege recht eigentlich die Wege gebahnt hatte. Am 25. Jan. 1450 schloß er sein Bündniß mit den Häuptern der Fürstenpartei, was dann eine weitere Ausdehnung des Krieges in Schwaben zur Folge hatte.

Wir sehen, die Coalition, welche Markgraf Albrecht geschaffen hatte, und an deren Ausbau und Befestigung er unablässig arbeitete, griff weit über die Grenzen hinaus, in denen sich der Kampf selbst bewegte. Was der Markgraf vor dem Ausbruch des Krieges an einen Adelichen schrieb: „wollet bedenken, was itzund an uns ist, daß es hinnach an euch auch gelangen mochte"[15]) — es war der Grundgedanke, auf welchem sie ruhte.

Daß nun die Städte ebenso weitreichende Verbindungen angeknüpft, daß sie selbst etwa durch das ganze Reich hin sich zusammengethan hätten, daran fehlte doch viel. Ihr Bündniß, so sehr es darauf angelegt schien, eine weitere Ausdehnung zu erhalten, blieb im wesentlichen auf Franken und Schwaben beschränkt.[16]) Nicht einmal die rheinischen Städte gelang es herbeizuziehen. Unter den Fürsten haben manche gerade von den mächtigern eine städtefreundliche Haltung angenommen, zu welcher sie theils der Gegensatz gegen die Brandenburger oder ihre Verbündeten veranlaßte, theils die eigene Gefahr, mit welcher die um sich greifende Politik des Markgrafen Albrecht sie zu bedrohen schien, theils der Wunsch, sich und ihr Land vor dem Ungemach eines erbitterten und verheerenden Krieges zu bewahren, bestimmte. Aber die meisten von ihnen, wie der Kurfürst von der Pfalz[17]), Graf Ludwig von Würtemberg, der

landshuter Herzog, haben sich doch nur neutral verhalten. Friedrich von Sachsen hat die Sache der Städte mittelbar vielfach gefördert, aber zu einer direkten Hülfeleistung hat ihn die eigene Bedrängniß und wol auch die Scheu vor weitern Verwickelungen nicht kommen lassen.[18]) Allein mit dem Bischof von Würzburg wurde ein wirksames Bündniß geschlossen, ein anderes, welches man mit Herzog Albrecht von Baiern-München einging, vermochte als es zum Kriege kam, diesen Fürsten gleichwol nicht zur Parteinahme anzutreiben. Mit Podiebrad's Gegnern in Böhmen hat Nürnberg mehrfach verhandelt und einzelne Herren des Strakonicer Bundes durch Gewährung von Subsidien zur Befehdung der Städtefeinde bewogen.[19]) Einzelne Adeliche, welche ihre sonstige Parteistellung oder die Lust nach höherm Sold veranlaßte, den Städtern ihre Dienste anzubieten, wurden willkommen geheißen; so stand Georg von Geroldseck, den Ulm angeworben hatte, einmal mit an der Spitze des vereinigten Städteheeres, hat Heinrich Reuß von Plauen — aus der jüngern Linie zu Greiz, die im Gegensatze zur ältern dem sächsischen Kurfürsten anhing[20]) — sich als Hauptmann der nürnbergischen Reiterei bewährt. Mit richtigem Blicke hatte der Städtetag zu Ulm auf eine Verbindung mit den Eidgenossen hingewiesen. Diese kam denn auch in der Weise zu Stande, daß man mit Einwilligung derselben Soldtruppen in der Schweiz anwerben ließ. Nürnberg allein hat 1000 Mann von ihnen herbeigerufen, mit deren Diensten man wohl zufrieden war. Aber worauf es vor allem ankam, das Bündniß der Städte selbst, so sehr ihm die engere Begrenzung, auf die man einmal angewiesen blieb, eine festere Gliederung zu erleichtern schien, erwies sich doch lange nicht so wirksam, als man erwarten mochte. Die eigene Bedrängniß einzelner Bundesglieder, die bei der großen Zahl der Feinde so häufig ausgesetzte Lage vieler Städte, der allzu sehr am

localen Vortheil haftende Sinn und die vielköpfige Leitung wirkten, ähnlich wie im ersten Städtekriege, auf alle gemeinsamen Unternehmungen hemmend ein, ließen es zu einem besonders wirksamen, den militärischen Vortheil der Vereinigung wahrhaft verwerthenden Auftreten der Bundesheere selten kommen. So war es für den Ausgang des Kampfes entscheidend, welchen Widerstand die einzelnen mächtigern Städte zu leisten vermochten. Und vorzüglich war es hier jenes Gemeinwesen, gegen welches Markgraf Albrecht die Hauptmacht der Fürstenpartei ins Feld gerufen hatte, von dessen Schicksal nicht zum geringsten Theil die Zukunft des Bürgerthums abhing.

Längst hatte Nürnberg um diese Zeit den ersten Platz unter den fränkischen Städten eingenommen. Seine Lage hatte einen ausgebreiteten Handel nicht minder wie die frühe Entwickelung politischer Selbständigkeit begünstigt. Die Regsamkeit seiner von vornherein auf das künstliche Gewerbe angewiesenen Bevölkerung, die verhältnißmäßig ruhige Fortbildung seiner städtischen Verfassung, und endlich die Gunst der luxemburgischen Kaiser hatten es zu einem der blühendsten und mächtigsten Gemeinwesen Deutschlands erhoben. Die Vereinigung der staatlichen Gewalt in den Händen des zum überwiegend größern Theile aus den durch Alter, Ansehen oder Grundbesitz hervorragenden Geschlechtern zusammengesetzten Rathes hat alle die Störungen beseitigt, welche in andern Städten eine wechselnde Herrschaft der Parteien dem consequenten Verfolgen bestimmter politischer Ziele und Grundsätze bereitete. Ueberlieferung und eigene vielseitige Erfahrung haben in diesen Kreisen eine staatsmännische Gewandtheit und Bildung erzeugt, die über das Gebiet ihres nächsten Wirkens hinaus auch in den Angelegenheiten des Reichs und der Kirche sich geltend machte. Für das heimische Gemeinwesen hat sie die

wesentlichsten Erfolge erzielt. Die ordnende Umsicht und weitblickende Fürsorge, welche das städtische Regiment im Innern bewährte, der kräftige Schutz, welchen es allen seinen Angehörigen auch nach außen hin angedeihen ließ, haben Nürnberg zu hohem Ansehen gebracht. Mit kluger Berechnung war man bedacht, die reale Unterlage, deren eine solche Politik bedurfte, zu erweitern. Noch besaß die Stadt nicht wie später ein ansehnliches Gebiet in ihrem Umkreise, doch dehnte der Rath seine Gewalt auch über die Besitzungen der Bürger auf dem Lande aus und brachte allmählich eine Reihe fester Punkte in der nähern und fernern Umgebung mittelbar oder unmittelbar unter sein Gebot. Sogar mehrere von den benachbarten Edelleuten wußte er in die Kreise seiner Politik zu ziehen. Gerade das hatte den Unwillen des Markgrafen am meisten erregt, ihm einen willkommenen Anlaß geboten, die Widerstandskräfte der Stadt auf die Probe zu stellen. Wie weit diese reichen würden, war nun die Frage. Natürlich barg das in Gewerbe und Handel so rasch emporgeblühte Gemeinwesen eine Fülle finanzieller Hülfsquellen, die, opferwillig eröffnet und richtig verwendet, eine scharfe Waffe gegenüber einem Gegner werden konnten, welcher ungleich weniger nach dieser Seite hin einzusetzen hatte. Regelmäßig unterhielt die Stadt ein kleines Söldnerheer, enorme Summen hatte sie zur Zeit der Hussiteneinfälle auf die Befestigungen verwendet. Und wenn sie jetzt zu noch größern Anstrengungen sich emporraffen mußte, so konnte es in dem Gefühle geschehen, daß ihre Mittel nicht so leicht zu erschöpfen waren.

Sehen wir zu, welche Ansprüche man an die Leistungsfähigkeit der Bürger und an ihre Opferwilligkeit machte. Außer einer am Anfang des Krieges eingezahlten „Losung“ — der gewöhnlichen Vermögens- und Einkommensteuer — erhob man gegen das Ende desselben ein (in Form

von Leibrenten und Ewiggeldern) zu vier Procent von allen Geldeswerth repräsentirenden Besitzthümern ausgeschriebenes Zwangsanlehen. Die Bemitteltern unter der Bürgerschaft traf aber wol am schwersten die Ausrüstung der Reiterei. Fünfhundert mit allem Nöthigen versehene berittene Kriegsleute sollten auf Kosten der einzelnen zusammengebracht werden. Nach der Größe seines Vermögens war jedem auferlegt, theils mit andern zusammen, theils allein ein Pferd (oder zwei, drei und mehr) zu stellen und dieses entweder selbst zu besteigen oder für die Bemannung zu sorgen. Gegen Säumige verfügte man, auch wenn sie zu den Vornehmsten zählten, Geld- und Gefängnißstrafen. Nach den Gassenhauptmannschaften, in welche jedes von den acht Vierteln der Stadt eingetheilt war, rief man, wenn es erforderlich wurde, die Bürger unter die Waffen, welche die Reihen des Fußvolks verstärken sollten, wobei sich die Zahl der aufgebotenen Mannschaft ganz nach dem jedesmaligen Bedürfnisse richtete. Wer bereits als Söldner Kriegsdienste genommen hatte, mußte gleichwol, wenn es ihn auszuziehen traf, noch einen Ersatzmann stellen. Die Ausrüstung war auch hier Sache des einzelnen. Vor dem Auszuge hatten die Hauptleute sich zu überzeugen, ob die Bewaffnung genüge. Fehlte sie, so mußte sie herbeigeschafft werden, und wurde nur den Mittellosen aus der städtischen Waffenkammer verabreicht. Natürlich hatte man auch die Zahl der Söldner sehr beträchtlich vermehrt und waren sie es zunächst, deren Dienste in Anspruch genommen wurden. Das Geschütz, die Pfeile, das Pulver führte man auf zahlreichen Wagen ins Feld, wo die letztern zur Wagenburg zusammengeschlossen wurden. Die sorgfältigsten Anordnungen waren zur Vertheidigung der Stadt selbst getroffen. Bürger, namentlich solche, die einschlägige Handwerke betrieben, hatten die überaus zahlreichen Geschütze auf den Mauern und Thürmen der Be-

festigungswerke zu bedienen, und Glieder des größern Raths (neben besoldeten Schützen) die wichtigsten Wachtposten zu besetzen, oder, wo dies nicht durch den kleinern Rath und seine Angehörigen geschah, für die Ausführung der ertheilten Befehle und den Vollzug der angeordneten Maßregeln zu sorgen. Die umfassendsten Vorkehrungen suchte man dem drohendsten Uebel, der allmählichen Aushungerung der Stadt entgegenzusetzen. Zwar hat der Markgraf, der auf einen Sturm gegen die für jene Zeit unüberwindlichen Mauern Nürnbergs von vornherein verzichtet zu haben scheint, es nicht unternommen, in eigentlichem Sinne die Stadt zu belagern; aber bei der durch das geflüchtete Landvolk und die Soldtruppen bewirkten, das gewöhnliche Maß noch weit überschreitenden Menschenanhäufung in derselben, bei der unausgesetzten Verheerung des ganzen umliegenden Gebiets und der Wachsamkeit der markgräflichen Streifcorps mußte sich die Aufmerksamkeit des Raths gleichwol bald in erster Linie auf die Verproviantirung der Stadt richten. Mit einer beinahe unbeschränkten Machtbefugniß hat er hier durchgegriffen.

Wie für den Verkauf der gewöhnlichsten übrigen Lebensmittel schon in Friedenszeiten Maximalpreise festgesetzt waren[21]), so geschah dieses jetzt auch in Bezug auf das Getreide. Man ging aber noch weiter. Schon lange vor dem wirklichen Ausbruche des Kriegs war den einzelnen nach Maßgabe ihres Vermögens befohlen worden, eine bestimmte Quantität von Korn aufzuspeichern. Bald nach Beginn desselben mußte jeder Bürger einen Theil davon zum festgesetzten Preise verkaufen, und später durfte er überhaupt nur mehr so viel für sich behalten, als er und die Seinen für ein Jahr nöthig hatten. Mehrmals suchte sich der Rath durch genaue Erhebungen und Aufzeichnungen zu überzeugen, wieviel Getreide und andere dauerhafte Lebensmittel noch in der

Stadt vorhanden seien. Die in den öffentlichen Speichern aufgehäuften Vorräthe strebte man, soweit es anging, zu erhalten, von dem geraubten Vieh, welches das Kriegsvolk von seinen Streifzügen in die Stadt brachte, machte man den umsichtigsten Gebrauch. Bis ins kleinste Detail hatte man die Verpflegung der Soldtruppen und der Ausziehenden, der Verwundeten und der Bedürftigen geregelt und gesichert.

Die gleiche Sorgfalt wie in diesen bekundete das städtische Regiment auch in andern Dingen. Um Ruhe und Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten und jede Hinterlist von seiten des Feindes zu vereiteln, traf man die energischsten Vorkehrungen. Alle Einwohner, die nicht Bürger waren, darunter auch der Klerus, mußten einen Eid schwören, der Stadt treu zu sein. Fremde, die über ihren Unterhalt sich nicht ausweisen konnten, mußten dieselbe verlassen. Niemand durfte die Thore passiren, ohne daß man sich überzeugte, daß er unschädlich sei, und wenn er die Stadt verließ, ob er derselben kein Kriegsmaterial entführe. Zur Behandlung der gesammten Kriegsangelegenheiten, soweit diese nicht dem kleinern Rath selbst vorbehalten blieb, bildete man einen ständigen Kriegsrath, der indeß, soviel wir sehen, auf das eigentlich strategische Gebiet nicht übergriff.

Den Beginn des Krieges voraussehend, hatte man es an den nöthigen Vorbereitungen nicht fehlen lassen, während der Dauer desselben war man nach allen Seiten hin bemüht, die Mittel des Widerstandes ungeschmälert zu erhalten. So meinte man in Nürnberg wenigstens hinlänglich gerüstet zu sein, um die Unabhängigkeit des Gemeinwesens ihrem vollen Umfange nach behaupten und einen Frieden nur auf der Grundlage billiger Ausgleichung eingehen zu können. Durch Briefe und durch Gesandtschaften hat der Rath allen

Machthabern die Gerechtigkeit seiner Sache darzulegen, von den Verbündeten Hülfe zu erlangen gesucht. Und wenn auch die letztere weit spärlicher, als man hoffen mochte, zufloß, vielmehr die Unterstützung der kleineren fränkischen Bundesstädte eine Abgabe von Streitkräften nöthig machte, wenn es trotz aller Vorsorge nicht immer gelang, Misstände zu beseitigen, die in der Stadt oder unter dem Kriegsvolk sich geltend machten, wenn auch das Gewerbe stockte und der Handel daniederlag, so blieb es doch kaum zweifelhaft, daß die Bürger, durch ihre Mauern geschützt, dem Adelsheere würden Trotz bieten können. Mochte dieses letztere immerhin zahlreicher und kriegsgeübter, mochte es mit geringerm Kostenaufwand zu unterhalten sein, als die bei den täglichen Streifzügen und entfernteren Expeditionen meist allein verwendeten Soldtruppen der Städter: unter den unausgesetzten Verheerungen ihrer Ländereien, die jedem Angriffe offen lagen, sahen auch die Fürsten mit jedem Tage mehr die Hülfsquellen ihrer Macht versiegen.[22]) Beruhte doch die Art der Kriegführung zum großen Theile auf dem Grundsatz, den Gegner durch den seinem Gebiete zugefügten Schaden zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Die Felder wurden verwüstet, die Dörfer verbrannt. Dennoch könnte man im allgemeinen nicht sagen, daß der Krieg ein grausamer gewesen sei. Es fehlt auf beiden Seiten nicht an schönen Zügen von würdiger Behandlung des Gegners. Und wenn die Beschädigung der Ortschaften und Länder größer, so war der Verlust an Menschenleben geringer, als bei den meisten Kriegen auch des 15. Jahrhunderts. Zahlreich wurden Gefangene gemacht, um, wenn sie dem bäuerlichen Fußvolk angehörten, durch ihr Lösegeld die Mittel zum Kriege zu vermehren.

Größere Schlachten wurden beinahe gar nicht geschlagen, um so glänzender zeigten lebhafte Reitergefechte die Tapferkeit

des einzelnen wie die Einsicht des Führers. Da hier auch der Markgraf persönlich an der Spitze seiner Ritter kämpfte, sind dieselben für den Gang des Kriegs in vieler Beziehung ausschlaggebend gewesen. Erst gegen Ende desselben begegnen sie häufiger. Am 11. März 1450 erfochten die Nürnberger unter Heinrich Reuß von Plauen und dem Rathsherrn Jobst Tetzel einen glänzenden Sieg über Albrecht, der, selbst zur Flucht gedrängt, erst innerhalb der Thore von Schwabach Schutz fand. Mit einer großen Zahl ritterlicher Gefangenen und mit drei erbeuteten Panieren kehrte man am Abend jenes Tages in die Stadt zurück und nach allen Seiten hin verkündete der Rath das glückliche Ereigniß. Dem folgte dann freilich einen Monat später die ebenso entscheidende Niederlage des vereinigten Städteheeres bei Kloster Sulz, südwestlich von Leutershausen, wo Markgraf Albrecht, von den thüringischen Grafen Sigmund von Gleichen und Hans von Hohnstein sowie dem Marschall Georg von Pappenheim begleitet, auf das bei dem Mangel einer einheitlichen Leitung rasch in Unordnung gerathene Kriegsvolk der Städte eindrang. Empfindlich waren auf der letztern Seite die Verluste aller Betheiligten: Bürger und Edle, die in städtischen Diensten standen, vornehmlich gerade die Führer geriethen in Gefangenschaft.[23]) Der nürnberger Rath aber schrieb damals in jener wackern, unerschütterlichen Gesinnung, die allein zum endlichen Erfolge führt: „Uns ist es angenehmer, sie sind mit Ehren darniedergelegen, denn sie wären mit Schanden geflohen.“[24]) Die Nürnberger allein haben dann noch einmal, am 20. Juni, bei Rednitzhembach dem Markgrafen eine Schlappe beigebracht, ohne jedoch ihren Sieg, an dem diesmal auch das Fußvolk theilnahm, weiter verfolgen zu können.

Wenige Tage darauf sind die Verhandlungen, welche, um einen friedlichen Vergleich herbeizuführen, fast während

des ganzen Krieges, stets abgebrochen und doch immer wieder aufgegriffen, gepflogen worden waren, zu einem Abschlusse gelangt und am 2. Juli 1450, gerade ein Jahr nach dem Beginne des Krieges, wurden von allen Seiten die Feindseligkeiten eingestellt. Auf diesen zu Bamberg geschehenen vorläufigen Friedensschluß folgte ein noch drei Jahre lang währender, durch gütliche Vergleichshandlungen zeitweise unterbrochener oder von ihnen begleiteter Rechtsstreit zwischen Nürnberg und dem Markgrafen. Denn alle jene Differenzen, von denen man ausgegangen war, sollten durch den römischen König, dessen bisherige Vermittelungsversuche nicht minder seine Ohnmacht wie den Mangel an jedem richtigen Verständniß der Lage dargethan hatten, jetzt geschlichtet werden. Dem vielfach interessanten Gange der während und nach dem Kriege geführten Unterhandlungen zu folgen, kann hier nicht die Absicht sein. Die vollständig auf uns gelangten Acten derselben enthalten alle die ausführlichen Reden und Gegenreden, welche von den Fürsten oder deren Anwälten und den Rathsbotschaften bei den häufigen Tagleistungen gehalten wurden. Mit erschöpfenden Argumenten hat Dr. Peter Knorr die fürstlichen Forderungen, Gregor Heimburg die Rechte Nürnbergs zu vertheidigen gesucht, mit eifersüchtigem Mistrauen hat man die Formeln einer Uebereinkunft stets aufs neue redigirt. Markgraf Albrecht, der bei den meisten dieser Zusammenkünfte persönlich zugegen war, hat oft genug selbst das Wort ergriffen. Mit herrischer Leidenschaft verlangte er, als man zu Wien vor Friedrich III. tagte, daß ein Fürstengericht, zu welchem er seine eigenen Bundesgenossen ausersehen hatte, die Entscheidung fällen solle, — ein Begehren, das Gregor Heimburg, ungerecht, wie es war, mit scharfen Worten zurückwies, und das auch von den Fürsten nicht alle sich aneignen mochten. Erst im April des Jahres 1453

wurde zu Lauf ein dauernder Friede geschlossen, unter der Vermittelung des Herzogs Ludwig von Baiern-Landshut, mit welcher ihn der Kaiser, welcher darauf verzichten mochte, durch einen Urtheilsspruch die Sache entscheiden zu können, beauftragt hatte. Danach blieben die Rechte Nürnbergs, welche Markgraf Albrecht in Zweifel gezogen oder angetastet hatte, beinahe sämmtlich aufrecht erhalten, wurden die von ihm eroberten Schlösser zurückgegeben, und nur auf die in einem Nebenvertrage ausbedungene und bisher beharrlich verweigerte Zahlung einer freilich der ursprünglich geforderten lange nicht entsprechenden Geldsumme mußte die Stadt schließlich eingehen. In ähnlicher Weise und zum Theil noch später wurden die beim bamberger Friedenswerke ebenfalls rechtlicher Entscheidung oder schiedsrichterlichem Spruche anheimgegebenen Streitigkeiten anderer Städte mit einzelnen Fürsten, nicht alle jedoch ebenso günstig, ausgeglichen.

Was Markgraf Albrecht Nürnberg gegenüber erreichte, war überaus wenig im Vergleich zu dem, was er gewollt und erstrebt hatte. Auf seine hochfliegenden Entwürfe mußte er, soweit dieselben gegen die Städte gerichtet waren, völlig verzichten. Wenn er in der That, wie die Nürnberger in einem Rundschreiben an die Universitäten des europäischen Festlandes klagen[25], nichts Geringeres einst beabsichtigt, als die Stadt völlig unter seine Gewalt zu bringen, so mußte er diesem Gedanken jetzt für immer entsagen. Daß er die Nothwendigkeit eines solchen Verzichts erkannte und sich ihr zu fügen wußte, ist uns das beste Zeugniß von der wahrhaft politischen Einsicht dieses Fürsten. Er stand davon ab, ein mit Vorliebe erstrebtes Ziel weiter zu verfolgen, als er sah, daß es unerreichbar war, daß jeder fernere Schritt in dieser Richtung nur ein nutzloses Verbrauchen seiner geistigen und materiellen Kräfte zur

Folge haben könne. Wol vorzugsweise in diesem Sinne haben wir es zu verstehen, wenn er noch im Jahre 1453, bald nach dem eigentlichen Friedensschlusse, einer nürnberger Rathsbotschaft erklärte, er bereue soviel Unheil über die Lande gebracht zu haben und wolle durch einen allgemeinen Friedensbund, an welchem theilzunehmen er die von Nürnberg zunächst auffordere, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen suchen.[26]) Während seiner ganzen noch sehr langen Regierung hat er fortan Friede mit der Stadt gehalten. Diese aber erntete alle die Früchte des rühmlich bestandenen Kampfes und ging eben jetzt dem glänzendsten Jahrhundert ihrer Geschichte entgegen.

Wir sehen schon hieraus, welches die Resultate des großen Krieges gewesen. Ungeschmälert hatten die Städte ihre eigenthümliche Entwickelung durch die letzte bedeutende Krise, welche sie bedrohte, hindurch gerettet. Durch keinen allgemeinen Angriff sahen sie in der Folgezeit ihre Existenz weiter in Frage gestellt. Aber wie ihre letzte große Vereinigung nur der Abwehr eines solchen gegolten hatte, so haben sie zu einer gemeinsamen, umfassenden politischen Thätigkeit sich auch nicht mehr zusammengethan. Die selbständige Bedeutung und Macht ihrer Bündnisse war, im obern Deutschland wenigstens, für alle Zeiten gebrochen. Im Gegensatze zum großen Hansabunde des Nordens und seinen verschiedenen Abzweigungen hatten diese lediglich politischen Zwecken ihre Entstehung verdankt und sind ihnen treu geblieben, ohne je mercantile Interessen unmittelbar ins Auge zu fassen. So haben sie dem Wandel der staatlichen Verhältnisse auch rascher erliegen müssen. Das Einungswesen, dessen man in den Wirren der nächsten funfzig Jahre am wenigsten völlig entbehren konnte, hat fortan eine veränderte Richtung empfangen. Es sind nicht mehr die großen, vom ständischen Gegensatze getragenen Parteien, welche sich

seiner bemächtigen; vielmehr localen Interessen hat es von jetzt an gedient. Die Städte, mehr durch die Kraftanstrengungen der einzelnen als durch ihr gemeinsames Auftreten gerettet, sind, wo sie es vermochten, jede ihre eigenen Wege gegangen, haben Verbindungen mit den benachbarten Fürsten geschlossen, und auf den besondern Grundlagen ihrer Existenz weiter bauend ist eine jede von ihnen immer mehr zu einer auf sich selbst gestellten Individualität erwachsen. Es bereitete sich auf allen Seiten die Entwickelung vor, durch welche am Ende des 15. Jahrhunderts das Territorialsystem zu vorwiegender Geltung, das Fürstenthum, in einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten vertreten, zu jenem innern Abschlusse gelangte, der ihm die Zukunft gesichert hat. Gerade hierin aber mußten ihm die Städte zum Vorbild dienen, deren staatliche Organisation neben aller Eigenthümlichkeit so vieles enthielt, was für die neuen Bildungen zugleich die Grundidee und den Ausgangspunkt hergeben sollte. So haben die Bürger, indem sie ihr Gemeinwesen und die politische Selbständigkeit desselben gegen die Angriffe der Fürsten und des Adels schützten, nicht blos den Boden gesichert, auf welchem Künste und Wissenschaften, die ganze reiche Cultur jener Tage immer glänzender sich entfalten sollten, sie haben eine bedeutungsvolle Errungenschaft auch für das Staatsleben der Folgezeit davongetragen.

Anmerkungen.

1) Für die schwäbischen Verhältnisse bildet der 1856 erschienene Bd. 3 von Stälin's Würtembergischer Geschichte — für die fränkischen Droysen's Geschichte der preußischen Politik und besonders der Bd. 2 der von der Historischen Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Städtechroniken die Hauptgrundlage unserer Kenntniß.

2) Eine Anschauung, die sie denn auch selbst wol geltend machten. Vgl. das strasburger Schreiben in Schilter's Ausgabe von Königshofen, S. 986. In einem Liede aus der Zeit des Städtekrieges wird ihnen vorgeworfen, daß sie unter Vertreibung des Adels und der Geistlichkeit für sich allein das Römische Reich sein wollen:

> sy gedunckt es sey nit ir geleich,
> und nennen sich das römisch Reich.

Liederbuch d. Cl. Hätzlerin, herausgegeben von Haltaus (Quedlinburg 1840), S. 40.

3) Jung, Miscellan., I, 288; vgl. Stälin, Würtembergische Geschichte, III, 469, Anm. 6. Höfler, Kaiserliches Buch, S. 15.

4) Vgl. Konrad Stolle's Thüringisch-Erfurt. Chronik, herausgegeben von Hesse (Bd. 32 der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart), S. 22.

5) So schrieb z. B. Nürnberg im Juni 1449 an Erfurt: Man werde jetzt immer mehr inne, wie das Beginnen der Fürsten „eine zugerichte Sache" sei, um die Städte, eine nach der andern, niederzuwerfen. Vgl. Chroniken der deutschen Städte.: Nürnberg, II, 372.

6) Die „Einung" — denn dies ist jetzt der urkundlich gebrauchte Ausdruck — bestand, von den vorübergehenden Versuchen der Jahre vorher abgesehen, schon im Jahre 1443, wie sich aus den bei Stälin, III, 464, Anm. 5, angeführten Beitrittserklärungen ergibt, und erweiterte sich allmählich.

7) Wie die Armagnakenbedrängniß darauf einwirkte, zeigt z. B. was in Schilter's Anmerkungen zu Königshofen S. 983 und bei Müller R. T. Theat., I, 230, über die Berathungen der Städte auf dem nürnberger Reichstag von 1444 mitgetheilt ist. Ebenso geben es die Verhandlungen zu erkennen, welche dem Beitritt Nürnbergs zum Städtebündniß (December 1444) vorangingen und von denen wir durch das im nürnberger Archive aufbewahrte Material Kunde erhalten.

8) Vgl. die Urkunde bei Wencker, Coll. jur. publ., de pfalburg., S. 204 fg.

9) Auch wenn es sich um eine Vermehrung der Bundespflichten handelte, für welchen Fall man im Bundesbriefe von 1382 (vgl. Forschungen zur deutschen Geschichte, II, 198), abweichend von den frühern Bestimmungen, eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen für nöthig erachtete. Uebrigens führten Augsburg und Nürnberg im Bundesrathe je drei, Ulm und Eßlingen je zwei Stimmen.

10) Erst bei der Erneuerung des Bündnisses gelang es, so gefährliche Ausnahmestellungen, wie die war, welche Nürnberg anfangs für sich und die kleinen fränkischen Städte Windsheim und Weißenburg in Anspruch genommen hatte, zu beseitigen. (Die Aufnahmsurkunden der genannten Städte vom 9. Dec. 1444 im nürnberger und stuttgarter Archiv; vgl. in Bezug auf letzteres Stälin III, 464, Anm. 5.)

11) Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 388.

12) Admirabilem eum ac pene divinum reddidere. Aen. Sylvii Europa ap. Freher scrr. ed Struve, II, 131.

13) Als freilich dreiviertel Jahre später König Friedrich wegen der lausitzer Angelegenheit viele norddeutsche Fürsten ermahnte, Brandenburg gegen Sachsen keinen Beistand zu leisten, haben die pommerschen Fürsten das zugesagt. Riedel, Cod. dipl., II, 4, S. 432. Weniger bestimmt lautet, wie ich meine, die Antwort Heinrich's von Mecklenburg; l. c. S. 431, 432.

14) Die Urkunde ist veröffentlicht von Palacky in den urkundlichen Beiträgen zur Geschichte Böhmens im Zeitalter Georg's von Podiebrad (Font. rer. Aust., XX), Nr. 2.

15) Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 371, Anm. 2.

16) Wohl hatte die gemeinsame Gefahr auch in den Kreisen der Hansa den Gedanken an eine Verbindung mit den oberdeutschen Städten angeregt, aber die zur Erwägung desselben angesetzte Tagfahrt kam nicht einmal zu Stande.

17) Sein Bruder Friedrich (der Siegreiche), welcher nach dem schon in der ersten Zeit des Krieges (am 13. Aug. 1449) erfolgten Tode Ludwig's die Regierung übernahm, behielt den Städten gegenüber dieselbe Stellung bei.

18) Zu einem förmlichen Bundesvertrage zwischen ihm und den Städten ist es, soviel ich sehe, nicht gekommen. Noch am 18. Mai 1450 konnten, nachdem Markgraf Albrecht schon früher in dieser Richtung thätig gewesen war (Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 460, Anm. 1), die verbündeten Fürsten eine drohende Aufforderung an ihn richten, am Kampfe gegen Nürnberg theilzunehmen. Vgl. Palacky in den Font. rer. Aust., XX, 8, und Kotelmann, Geschichte der ältern Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz, S. 37, Anm. 5.

19) Den Vorschlag, ein böhmisches Söldnerheer in seine Dienste zu nehmen, der ihm für den Fall der Beendigung des Krieges zwischen dem Podiebrad'schen und dem Strakonicer Bunde im Mai 1450 gemacht worden war, hat dagegen der nürnberger Rath zurückgewiesen. Vgl. Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 473.

20) Daher Markgraf Albrecht dem letztern die Theilnahme dieses Herrn und anderer sächsischen Edelleute am Kriege zum lebhaften Vorwurfe machte. Vgl. Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 460, Anm. 1; Droysen, Geschichte der preußischen Politik, II, 1, 127, 128.

21) Vgl. Nürnberger Polizeiordnungen, herausgegeben von J. Baader (LXIII, Publ. des stuttgarter literarischen Vereins) an verschiedenen Stellen des 6. Abschnittes, z. B. S. 226.

22) Aen. Sylv. Hist. Frid. (ap. Kollar, Anal. II, 425) läßt den Markgrafen einem der königlichen Commissare, welche den Frieden vermitteln sollten, dem Bischof von Chiemsee entgegenrufen: „In Tempore venisti pater, fessi bello utrinque sumus, neque

vires nobis neque facultates superant ullae, ferro juventus periit, fruges ignis absumpsit, aurum omne recessit", womit er namentlich in Bezug auf den letztgenannten Punkt, für welchen dies schon der schließliche Austrag des Streits beweist, vorzugsweise seine eigene Lage schildert. Vgl. Aen. Sylv., l. c., S. 423, 424.

23) Auf diesen Zusammenstoß bezieht sich wol die lebhafte Schilderung, welche Aen. Sylv. Hist. Frid. (ap. Kollar, Anal. II, 166, 167 und 421—423) von dem persönlichen Heldenmuthe des Markgrafen entwirft. Die nicht unwesentlichen Verschiedenheiten der beidesmaligen Erzählung zeugen übrigens von der Flüchtigkeit seiner Berichterstattung in diesen Dingen.

24) Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 215, Anm. 2.

25) Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 518.

26) — „hett die sach vor mir, das ich durch solich verstentnüß die land in ruwe und guten frid bringen wolt, damit ich der übeln sache des kriegs, so ich zugericht habe, ein widerlegung tun wolt, halt, das gar vil mer wer für mein sele, dann das ich gen Rom ritt." Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg, II, 528.

Ueber die Studien Winckelmann's in seiner vorrömischen Zeit.

Von

Karl Justi.

Ueberschaut man das, was seit der von Goethe veranstalteten Sammlung: „Winckelmann und sein Jahrhundert", also seit mehr als sechzig Jahren über den Gründer unserer Archäologie veröffentlicht worden ist, so sollte man meinen, daß die Quellen zur Kunde seines Lebens vollständig erschöpft seien.

Niemand hat eine ausführliche Erzählung seines Lebens versucht, so oft auch der Wunsch einer solchen, unter andern von A. W. Schlegel [1]), ausgesprochen worden ist. Wo Winckelmann's im Zusammenhang umfassender historischer Darstellungen gedacht wird, ebenso wie in den mehr oder weniger panegyrischen Vorträgen, zu welchen die Feier seines Geburtstags zuweilen Anlaß gibt, begnügt man sich, das Bekannte zu benutzen, das allerdings noch mancherlei Combinationen, Folgerungen und Anknüpfungen nützlicher Lehren zuläßt.

Und doch sind die einundzwanzig Bände handschriftlichen Nachlasses, die aus der Villa Albani auf die Vaticanische Bibliothek und von da 1801 nach Paris gekommen sind [2]), zum größten Theile, ferner die beiden Bände aus der altmärkischen Zeit auf der Stadtbibliothek zu Hamburg [3]), eine Anzahl kleinerer in den Bibliotheken Dresdens, Montpelliers und anderer Orten zerstreuter Reste, und endlich die noch vorhandenen und nur zerstückelt mitgetheilten Originale der

Briefe an Stosch und die Schweizer noch gar nicht ausgebeutet worden: man scheint geglaubt zu haben, daß diese Massen nichts als taube Schlacken seien.

Zwar hat sich gar vieles von dem, was Winckelmann hinterließ, bisher auch den emsigsten Nachforschungen entzogen. Es gab einen Aufsatz über die dresdener Galerie aus dem Jahre 1752[4]) und ein platonisirendes Gespräch über das Schöne; es gab Betrachtungen über die griechischen Redner[5]) und zahlreiche deutsche Briefe an Boysen, den Freund Gleim's[6]), und an den Maler Oeser[7]), um anderes nicht zu erwähnen.

Aber wenn durch eine gewinnreiche Ausbeute des bisjetzt Bekannten und Vernachlässigten die biographische Nutzbarkeit dieser Reliquien bewiesen und das Interesse an ihnen aufgeregt wäre, vielleicht daß dann die allgemeinere Aufmerksamkeit glücklicher ist als die Nachsuchungen und Bitten eines einzelnen Mannes. Denn der alte gascognische Edelmann scheint auch darin etwas für eine Besonderheit gehalten zu haben, was eigentlich von allen Menschen gilt, wenn er sagt: „Si quelquefois on m'a poussé au maniement d'affaires étrangères, j'ai promis de les prendre en main, non pas au poulmon et au foie; de m'en charger, non de les incorporer: de m'en soigner, oui; de m'en passioner nullement!“[8])

Warum sollte sich das Exemplar des emendirten Sophokles[9]), dieses Denkmal seiner frühesten philosophischen Versuche, nicht noch einmal irgendwo auffinden, so gut wie vor einigen Jahren das Exemplar des Julius Cäsar aus der Bibliothek und mit den Randbemerkungen desselben Montaigne, von dem wir soeben einen Ausspruch anführten, in einem der Bücherkästen der Seinekais aufgetaucht ist?[10])

Winckelmann's Collectaneen.

Der quantitative Umfang jener ungeheuern Manuscripten-convolute scheint nun freilich auf den ersten Anblick in einem kläglichen Misverhältniß zu ihrem Gehalt zu stehen. Bei weitem das meiste sind Collectaneen aus einer unermeßlichen bunten, chaotischen Lektüre. So sehr wir uns freuen und wundern, diese sonst von wenigen gern aufgehobenen Denkmäler des Werdens und Suchens durch Zufall und Verehrung so zahlreich und sorgfältig erhalten zu sehen, so ist doch das Gefühl, welches sich unser beim Durchblättern dieser Bände bemeistert, ein Gefühl der Enttäuschung, man möchte fast sagen des Schreckens.

Der Enttäuschung, weil auch nicht an Einer Stelle in die Massen des zusammengeschichteten fremden Stoffs das Goldkorn einer kritischen Bemerkung, eines Gedankens eigener Fabrik eingesprengt ist, und weil, wenigstens in allem, was der vorrömischen Zeit angehört, nicht einmal Spuren von Studien für irgendein wissenschaftliches Problem oder gar für einen literarischen Plan wahrzunehmen sind.

Des Schreckens, weil, wie Lessing von Hamann's Büchern sagte, nicht einmal ein Polyhistor, sondern nur ein Panhistor im Stande zu sein scheint, in diesem Dickicht einen Pfad zu finden und den Sinn dieses noch dazu fragmentarischen Durcheinander für ein Leben zu entziffern, in dem nichts ohne Sinn gewesen sein kann.

Und doch sind diese Excerpte in einer Beziehung von unersetzlichem Werth.

Die Briefe Winckelmann's, welche einst die Neugierde des deutschen Publikums nach Nachrichten von seiner Person zuerst befriedigten, indem sie nach und nach das Geheimniß entschleierten, welches sein früheres dunkles und sein späteres

in mancher Beziehung glänzendes Leben anfangs umgab, diese Briefe, bisjetzt die Hauptquelle seines Lebens, sind doch eine Quelle von sehr begrenzter Ergiebigkeit.

Sie sind unschätzbar als unverstellte Aeußerungen der Stimmungen und Regungen des Augenblicks, hingeworfen ganz ohne einen Gedanken an andere möglichen Leser, als den einen im Augenblick des Schreibens so affectvoll vergegenwärtigten. Sie würden für uns kaum weniger interessant sein, wenn ihnen auch nicht das Gewicht des Namens ihres Absenders zugute käme. Wir können zwar nicht viel aus ihnen lernen, aber sie geben uns etwas was mehr ist als gelehrte Thatsachen, das Bild eines Menschen.

Aber nur wenig Auskunft enthalten sie über seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, über den Gang seiner Bildung, über die Vorgeschichte seiner Werke. Winckelmann, dessen Briefe fast nur Freundschaftsbeziehungen verdankt wurden, gab nur mit dem größten Widerwillen, ganz abweichend von der sonstigen Weise der Philologen, Briefe sachlichen Inhalts von sich. Selbst wenn er auf seine wissenschaftlichen Projecte zu sprechen kommt, so thut er fast nichts weiter, als daß er ihre Titel ankündigt. Er entwirft ein Werk vom Geschmack griechischer Künstler, von dem Stile der Bildhauer in den Zeiten des Phidias, eine Beschreibung der Alterthümer in den Gärten und Galerien von Rom. In diesen Titeln und in einzelnen Schilderungen von Statuen erkennen wir allerdings die embryonischen Elementartheile, aus denen später ein größeres Werk zusammenwuchs.

Aber als Winckelmann anfing schriftstellerische Projecte zu machen, war seine Bildung und sein Geschmack, waren seine Hauptgedanken und seine stilistischen Grundsätze bereits geformt. Die Entwürfe kamen ihm wie angeflogen; er hatte nur das Material herbeizuschaffen, und selbst die

Fundorte desselben hatte er zum Theil durchstreift. Die dreizehn letzten Jahre seines Lebens (1755—68) sind es bekanntlich, in die sich alle seine Werke zusammendrängen; er that nur den Mund auf, so war er auch schon ein gemachter Mann und ein berühmter Mann. Aber die Blüten- und Blätterfülle, mit der sich der Baum in Einer Frühlingsnacht bedeckt, sind lange Wintermonate hindurch in der Knospe gehegt und vorbereitet worden.

Wir wünschen die geistige Vorgeschichte dieser Persönlichkeit kennen zu lernen; wir fragen nach den Wegen, auf welchen die Steine zu diesem Bau gesammelt worden sind, nach den Einflüssen, unter denen sich diese Organe der Anschauung, der Erkenntniß, des Ausdrucks gebildet haben.

Kein authentischeres Denkmal dieser innern Geschichte eines Gelehrten kann es geben als solche Collectaneen, — wenn es nur nicht so schwer zu lesen wäre, so leserlich auch die Handschrift ist. Die Auswahl der Bücher, die quantitativen Verhältnisse der Auszüge aus den verschiedenen Autoren, die einzelnen Stellen, deren zuweilen eine einzige ein ganzes Buch repräsentirt, dies und anderes gestattet dem, der die rechten Augen mitbringt, das Feld seiner Studien zu überschauen, seine innersten Tendenzen zu ahnen, in seine gelehrten Sitten, in seine Lieblingsideen, die er sich freute in andern wiederzuerkennen, ja zuweilen in die geheime Werkstätte seiner Gedankenbildung hineinzusehen.

Allgemeines Resultat.

Das Resultat nun, was sich hieraus für die innere Bildungsgeschichte Winckelmann's in der vorrömischen Zeit ergibt, ist, um es vorläufig herauszusagen, ein ganz anderes, als man nach der ersten Ansicht dieser Quellen meinen sollte.

Allerdings finden wir auch hier (wie jedermann erwarten

muß, der solche Dinge mit historischem Sinn ansieht, die Spuren der Elemente, aus deren Aneignung er seine intellectuelle Existenz aufbaute. Wir finden die großen Muster der Darstellung, die ihn frühzeitig fesselten; er sammelt sich Maximen des Lebens und des Schreibens, lange ehe er ahnte, welchen Gebrauch er davon machen würde; wir sehen, wie er sich den Tendenzen seiner Zeit lebhaft hingibt; wir finden sogar zahlreiche Stellen, die uns später als Bestandtheile seiner eigensten Gedankenreihen begegnen.

Dennoch, wenn wir das, was eigenen Impulsen, und das, was äußern Einflüssen angehört, im ganzen und großen gegeneinander abwägen, so erscheint das Spontane in unverhältnißmäßigem Uebergewicht gegen das Receptive. Selbst was er von außen her aufnimmt, erscheint, genauer betrachtet, als ein Einfluß, der schon mit freier Wahl gesucht worden ist. Ich darf mir hier eine allgemeine Betrachtung erlauben.

Der gewöhnliche Mensch ist ein Product der Umstände oder der sich durchkreuzenden Kräfte eines innern Triebes und äußerer Zufälligkeiten. Dem bedeutenden Menschen sind die Umstände, welche man mit dem Namen des Schicksals zusammenzufassen pflegt, nur das Material, aus dem er sein geistiges Sein aufbaut. Er folgt Impulsen, die aus den ihm oft selbst geheimnißvollen Tiefen seiner Natur hervorkommen, Impulsen, die ihm die Gunst des Zufalls bis auf einen hohen Grad entbehrlich machen, Impulsen, die ihm selbst niemand ertheilt hat, aber die er seinen Zeitgenossen ertheilt. Er weiß auch in dem dürrsten Boden, da wo andere verkommen würden, noch unsichtbare assimilationsfähige Elemente zu finden, die zu seinem Wachsthum hinreichen. Sein Wille läßt sich durch Widerwärtigkeiten nicht lähmen und brechen, aber auch durch Verlockungen nicht erweichen und zerstreuen. Bleibe dir selbst treu —

„ursprünglich eigenen Sinn laß dir nicht rauben“ — das ist nicht blos eine der ersten Maximen der Moral und der Kunst, sie sollte auch der Kompaß des Denkers und des Forschers sein. Bei genialen Menschen aber werden wir, je genauer wir ihre Bildungsprocesse uns aufzulösen suchen, auf eine gegebene Natur zurückkommen; auf die ursprüngliche Organisation einer geistigen Monade, auf einen Funken, den wir göttlich nennen, weil wir ihn auf keine zureichenden Antecedentien in der Kette des Causalzusammenhangs zurückführen können. Dieses Göttliche führt den genialen Menschen oft einer Bestimmung entgegen, von der er selbst kein Bewußtsein hat. Es macht ihn ungeschickter als viel mittelmäßigere Köpfe zu herkömmlichen, landesüblichen, zünftigen Beschäftigungen; es verdammt ihn zur Unruhe des Suchens und Versuchens, bis er auf den Punkt trifft, wo er mit dem alexandrinischen Philosophen, da er nach Durchwanderung aller Systeme der Weltweisheit den congenialen Meister fand, in stürmischer Freude des Findens ausruft: „Τοῦτον ἐζήτουν“ — den hab' ich gesucht!

Dieses also, was ich in Ermangelung eines bessern Wortes die Spontaneität des Genius nennen will, ist auch der dominirende Zug in Winckelmann's Bildungsgeschichte. Diese Spontaneität aber zeigt sich in zweifacher Weise.

In allen den Dingen, wegen deren Winckelmann bei der Nachwelt genannt wird, und die jedem von uns bei der Nennung seines Namens in den Sinn kommen, in diesen Dingen erscheint er von Hülfsmitteln, Mustern und Anregungen im Stich gelassen; ohne Führer und ohne die nicht hoch genug anzuschlagende Aufmunterung, welche im Interesse der Zeit und in der dem Unbemittelten unentbehrlichen Verbindung seiner idealen Ziele mit dem realen Ziele einer sichern und bequemen Lebensstellung liegt. Solche

Dinge nun waren die griechische Literatur, die bildende Kunst, die deutsche Prosa.

Dagegen erscheint Winckelmann durch die gebieterische Mode und durch die Sitte der Zeit, durch die Berührung und Verbindung mit einigen der ersten Gelehrten seiner Zeit, in eine Reihe von Beschäftigungen hineingezogen, die seinem Genius und der Bestimmung, die das Resultat seines Lebens enthält, mehr oder weniger fremd waren. Aber alle diese Dinge hat er in dem Moment, wo er frei wurde, wo er, obzwar schon über die Mitte des Lebens hinaus, den der eigenthümlichen Mischung seiner Natur angemessenen Gegenstand fand, von sich abgeschüttelt, so gänzlich abgeschüttelt, daß von einer mitgeschleppten hemmenden Nachwirkung auch keine Spur zurückblieb. Darunter meine ich aber nicht etwa seine Versuche theologischen oder medicinischen Brotstudiums, sondern jene polyhistorischen, encyklopädischen und bibliothekarischen, zum guten Theil auch seine historischen Bemühungen, die, dem Umfang nach betrachtet, wol den größten Theil seiner Lebenszeit und seiner Kräfte in Anspruch genommen haben.

Die Laufbahn Winckelmann's glich den Abenteuern der Prinzen arabischer Märchen, die um eines Kleinods willen eine Pilgerfahrt vollenden müssen und gebunden sind, sich durch kein Schrecknis und keine Lust von ihrem geradlinigen Wege ablenken zu lassen. Winckelmann begegnete freilich viel weniger Sirenen als Geistern der Einöde.

I.

Winckelmann's Irrfahrten.

Contraste in Winckelmann's Leben.

Der Stil, in welchem, wenn ich so reden darf, Winckelmann's Leben entworfen ist, ist ein Stil der Contraste. Der Uebergang nach Rom und Italien scheidet sein Leben in zwei Hälften, voll der frappantesten Gegensätze.

Und es ist nicht blos die Versetzung aus kahler Umgebung in die Versammlung der erhabensten Denkmäler der Welt, es ist nicht blos der Gegensatz von Suchen und Finden, von Entbehrung und Lebensgenuß, von Schuldienst und Herrendienst hier, und Freiheit von Geschäften und Freiheit seinen Neigungen zu leben dort. Es ist auch nicht blos der Wechsel in seinem Glück und in seinem Selbstgefühl, der den italienischen von dem deutschen Winckelmann scheidet und seine frühern Bekannten oft fast zweifeln macht, ob der Autor von europäischem Ansehen, der Freund und Hausgenosse des Cardinals Albani und der herrische Präfect der Alterthümer mit dem niedergedrückten seehäuser Conrector und dem demüthigen Bibliotheksecretär zu Nöthnitz Eine Person sei.

Es ist eine ebenso durchgreifende Umwälzung in seinem intellectuellen Leben vor sich gegangen. Man möchte von ihm sagen, was Clarendon von Cromwell sagte, daß er seine Gaben versteckt zu haben scheine, bis er Gelegenheit fand, dieselben zu gebrauchen; und dies war es, was Winckelmann selbst meinte, wenn er sich in die Klasse der Spätklugen (ὀψιμαθεῖς) setzt, welche die Antipoden der Wunderkinder sind.

Für diesen Contrast aber erhalten wir nun eben die

Schattenpartien aus seinen Collectaneen. Die zwei Theile seines Lebens verhalten sich in dieser Beziehung wie Zerstreuung und Concentration, wie Mannichfaltigkeit und Einheit, wie Zufall und Plan, wie Sammeltrieb und Schaffenslust.

Die Welt kennt Winckelmann nur als einen fruchtbaren Schriftsteller, der eine Reihe abgeschlossener Werke, und Werke mit dem Ehrgeiz der Originalität, einem einzigen Gegenstand weiht, einem Gegenstand von engen Grenzen, wenn auch von allgemein menschlicher Bedeutung, seine Hülfskenntnisse, seine Gefühlsweise, sein Interesse gehört ausschließlich diesem Gegenstande. Seine Bücher sind Beispiele eines nicht blos technisch und künstlerisch wohlgeordneten, sondern auch von einer höchsten wahrhaft humanen Idee getragenen Wissens, und durchaus gefärbt von einer Denk- und Anschauungsweise, in der man später das antike Naturell erkannte. Selbst die Alten, seine Lieblinge, liest er in Rom fast nur noch, indem er eine Topik für die Kunstgeschichte und eine Sammlung räthselhafter Basreliefs vor sich liegen hat. Jedermann kennt seine Hiebe auf die wüsten Compilatoren, auf die Gelehrten, welche wissen, was andere gewußt haben, und auf die, deren Wissenschaft in der Kenntniß von Büchertiteln besteht, auf die Erziehung, welche das Gehirn mit Tönen, statt mit Begriffen anfüllt. Das ist der ultramontane Winckelmann.

Winckelmann als Polyhistor.

Dagegen erscheint nun der altmärkische und sächsische Winckelmann tief versenkt in die unabsehbaren und verworrenen Niederungen der Polymathie, welche noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts den gelehrten Beschäftigungen der Deutschen ihre Physiognomie gab. Wir sehen hier den

receptiven Excerptor, der plan- und ziellos, oder wenigstens mit keinem andern Plan als dem, die ungeheuersten Folianten in sich aufzunehmen und womöglich zu verdauen, mit eisernem Fleiß und unbegrenztem Wissensdurst in den weitläufigen gothischen Hallen der vier Facultäten und in den labyrinthischen Gärten der Literatur der modernen Gesellschaft umherstreift. Niemand der nicht wüßte, wessen Arbeiten er vor sich hat, würde auf den Gedanken verfallen, daß er hier die Papiere eines werdenden Archäologen unter den Händen habe.

Von Kindesbeinen ist er auf die Encyklopädien erpicht, er begann als Knabe mit jener Duodezencyklopädie für Cavaliere, dem Hamburger „Adligen Ritterplatz", in welchem eine lange Reihe von Bändchen mit geöffneten Festungen, Bauakademien, Seehäfen, Münzcabineten, Arsenalen, Antiquitätenzimmern, Bibliotheken, Raritäten- und Naturalienkammern, Bergwerken, Kaufmannsbörsen u. s. w., „die vornehmsten wissenschaftlichen und politischen Uebungen der politischen Jugend zu Nutzen und den Reisenden zur Bequemlichkeit ans Licht stellen sollte".

In einer Reihe von lateinischen Briefen aus Seehausen erbittet er von einem benachbarten büchersammelnden Geistlichen Bände des kolossalsten aller Universallexica, des (ohne die Supplemente) 68 foliobändigen Zedler, und er beschreibt, wie er dem Boten, der einen Buchstaben bringt, ungeduldig entgegenläuft.[11])

Wol in seinem ganzen Leben aber hat ihn kein Buch länger und eingehender beschäftigt als Bayle's „Dictionnaire"; es muß einen wahrhaft überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht haben, er überließ sich willenlos diesem Labyrinth historischen Wissens, das ein lebenslanger eiserner Fleiß aufgebaut hatte. Er strebt den Inhalt der gewaltigen Bände sich handlich zu machen und das Beste daraus in seinen Kopf zu versetzen. Er macht sich einen kleinen

Bayle, der in einem Quartheft von 676 Seiten zu Paris erhalten ist[12]); aber er besaß noch einen zweiten Auszug, dessen Existenz nur durch ein alphabetisches Register bezeugt ist. Durch Nachweisungen richtete er sich den Dictionnaire zu einem Magazin für historische Studien ein[13]), und wie der Khalif, welcher seine wandernde Bibliothek von hundert Kamellasten auf ein Bändchen zusammenzog, so fertigt er noch 1755, dreizehn Jahre nach seiner ersten Bekanntschaft mit Bayle, eine Quintessenz der eigenen Auszüge („Extracta ex Extractis Dict. hist. Baelii"). [14])

Und die Productivität, die er diesem Material entgegensetzt, ist eine ganz gleichartige, oder vielmehr eigentlich gar keine Productivität: diese Magazine der Vielwisserei sind ihm nicht eine Fundgrube für gewisse Zwecke, er sammelt nicht in Fächern, sondern er fertigt ebenfalls biographische und Miscellaneensammlungen; er macht Lexica aus Lexicis. Und das, was ihn an Bayle anzog, war nicht, wie man vermuthen könnte, das antitheologische Wohlgefallen an dem Aufstörer verjährter theologischer Processe, an dem Advocaten längstbegrabener Ketzer, der so ärgerliche Dissonanzen in die apologetischen Harmonien christlicher Philosophen hineinbrachte; auch war es nicht das formale Interesse an seinen wahrhaft kanonischen Proben kritischer Kunst; denn Bayle war durch seine intellectuelle Anlage wie durch seine moralischen und constitutionellen Eigenschaften und durch seine Schicksale das eigentliche kritische Genie der neuern Zeit.

Ihn interessirten vielmehr nur die Biographien, die Anekdoten und Apophthegmen der Bayle'schen Helden.[15]) Was ihn damals an Bayle so bezauberte, war dasselbe, was er später so verachtete: der Büchergelehrte im kühnsten Stil, der classische Repräsentant derjenigen Gelehrten, deren Leben ganz und gar in der Schattenwelt der Bibliotheken, der Journale und Correspondenzen aufgeht, als gäbe es

keine andere Welt; von dem J. Sterling schön sagt[16]), er scheine sein ganzes Leben zugebracht zu haben in des Plinius fensterlosem Arbeitszimmer, nur bei Lampenlicht gesehen und die Welt für einen trefflichen Rohstoff zu Büchern gehalten zu haben. Bayle beschäftigte sich weniger mit den Dingen, als mit dem, was über die Dinge gemeint und geirrt worden ist; und die Leute, von denen er uns erzählt, würden ihm gleichgültig werden, wenn es nicht hundert Zufälligkeiten ihres Privatlebens gäbe, und wenn ihr Bildniß nicht durch die spätern Uebermalungen der Tradition, durch die schwankenden Lichter der wechselnden Leidenschaften der Jahrhunderte, durch die grotesken Linien, zu welchen ihre Individualität von der Skandalsucht verzogen wird, entstellt wäre, und wenn nicht dies alles Anlaß gäbe, das Gespräch des gelehrten Salons an sie zu knüpfen, den Bayle eröffnet hat, und dessen Gesumme eigentlich sein Element ist. Bayle schreibt nicht für Menschen, sondern für Leser; aber diese Kunst hat auch kein Mensch verstanden wie Bayle.

In der That sind alle Collectaneen Winckelmann's mehr oder weniger im Bayle'schen Stil. Insofern ist ihre Lektüre keineswegs so trocken, wie viele meiner Leser vielleicht fürchten.

Es ist die Lästerchronik der Höfe und der Großen; es sind die zuweilen witzigen, oft blos paradoxen, obscönen oder lästerlichen Bonmots, es sind die bizarren Ideen der Grübler gärender Uebergangszeiten. Es ist hier alles aufgehäuft, was von Sitten, Meinungen und Thaten der Gelehrten in der Literatur der Ana chaotisch und pikant zusammenliegt. Die Verfasser der Essais, der Pensées, der Saillies d'esprit, die Memoiren, die gelehrten und galanten Correspondenzen wechseln ab mit den Pamphleten englischer Politiker und Deisten und mit den europäischen und außereuropäischen Reisewerken, in welchen seine Einbildungs-

kraft einen Ersatz gesucht zu haben scheint für die Gefangenschaft an einem kleinen Ort. Er verzeichnet endlich die antiquarischen und naturhistorischen Raritäten, den kostbaren Plunder der Kunstkammern deutscher Reichs- und Residenzschlösser[17]), und seine Sammlungen sind überhaupt etwas im Charakter dieser alten Kunstkammern, in welchen unsere Väter mit mehr Sammeleifer als Geschmack, und mit mehr Freude am Sonderbaren, Raren, als am Schönen und Bedeutenden, statt ewiger Kunstwerke, die unglaublichen verschnörkelten Meisterstücke deutscher Handwerker aufgestellt haben.

Winckelmann als Bibliothekar.

Durch die Beschränkung auf den Verkehr mit der Bücherwelt, durch die Gewohnheit, auf kleinen Reisen, deren Zahl an die Unruhe der alten Humanisten erinnert, in den öffentlichen und Privatbibliotheken von Halle und Jena, Dresden, Leipzig und Magdeburg herumzuwühlen, durch seine Anstellung bei zweien der größten Büchersammler der Zeit, dem Kanzler von Ludewig und dem Grafen von Bünau, endlich durch das gesteigerte Interesse, welches die Freude des Sammlers am eigenen Besitz schöner Ausgaben erzeugt; durch dies alles entwickelte sich in Winckelmann frühzeitig die Neigung zu einer bibliothekarischen Beschäftigung mit der Literatur, und er erscheint auf dem Wege zum Literator.

Es ist noch ein Heft von 270 Quartseiten[18]) vorhanden, welches Auszüge aus den „Actis Eruditorum Lipsiensium" aus den „Zuverlässigen Nachrichten" und andern Journalen von den Jahren 1682—1747 enthält und in welchem keine Disciplin unberücksichtigt geblieben ist. Der Charakter dieser die europäische Literatur eines halben Jahrhunderts um-

fassenden Notizen, die oft bloße Beschreibungen der Bücher sind, verräth viel weniger ein sachliches als ein bibliothekarisches Interesse.

Fachstudien.

Aus dem Kreise der theologischen Wissenschaften zwar, an die er sich aus Rücksicht auf seine Aeltern und Gönner für zwei Jahre gekettet hatte, fesselten ihn nur die biblischen Alterthümer und die Sprache des Alten Testaments, zu dessen Urtext er auch noch in Rom gern zurückkehrte.

Dagegen ging von ihm selbst der Versuch aus, die Mathematik und die Medicin zu seinen Fachstudien zu machen.

Er bezog im Jahre 1741 die Universität Jena, um bei Georg Erhard Hamberger (1677—1755) die Medicin zu studiren. Hamberger war der letzte consequente Verfechter des sogenannten iatromathematischen Systems, welches die Medicin ganz auf die Gesetze der Mechanik gründen wollte. Die iatromechanische Schule war in Italien um die Mitte des 17. Jahrhunders unter dem Einfluß des Aufschwungs der Mechanik seit Galilei, der Cartesianischen Körperlehre und der Harvey'schen Entdeckung des Blutkreislaufs aufgekommen; in Winckelmann's Zeit aber war sie bereits überall durch eklektische Systeme verdrängt worden.

Winckelmann's spätere Urtheile über den Werth der Mathematik und über den gesunden Menschenverstand der Mathematiker seiner Bekanntschaft, die ihm eigene Art der Gedankenverknüpfung, die von mathematischer Disciplin des Verstandes wenig verräth, beweisen, daß er für ganz andere Formen des Seins und Erkennens organisirt war; seine Lehren schließen sich der Reihe von Wirkungen an, welche im vorigen Jahrhundert den mathematischen

Regelgeist aus dem Bereich der schönen Künste verbannten. Um so bezeichnender ist es für die damalige encyklopädische Tendenz seines Geistes und für seine Erregbarkeit gegenüber den intellectuellen Einflüssen der Gegenwart, daß er einige Jahre lang auch dem mathematischen Zeitalter seinen Tribut brachte; daß es eine Zeit gab, wo er nichts als Euklid studirte, wo er mit Enthusiasmus von der mathematischen Demonstration und mit Verachtung von der Empirie sprach und im Besitz einer Sammlung mathematisch-physikalischer Instrumente glücklich war.[19])

Die in einem Briefe gerühmte „kleine, aber rare Collection" physikalischer und medicinischer Nachrichten, die er in Dresden sich anlegte und in Rom erweiterte, besteht zur Hälfte aus den Abhandlungen der pariser und der londoner Akademien der dreißiger und vierziger Jahre; Uebersichten über das Ganze sucht er sich zu verschaffen aus des halleschen Professors Krüger „Naturlehre", aus Allen's „Abriß der praktischen Medicin" und aus den Werken Buffon's.[20])

Historische Studien.

Doch gab es unter diesen mannichfaltigen Studien ein bevorzugtes. Schon als Student in Halle war Winckelmann durch seine Verbindung mit dem Kanzler Johann Peter von Ludewig in das Studium der deutschen Reichsschichte vom staatsrechtlichen Gesichtspunkte eingeführt worden.

Die deutsche Reichs- und Kaisergeschichte war durch Ludewig und Gundling, mit Verdrängung der bis dahin herrschenden alten Geschichte zum dominirenden Geschichtszweig der Universität gemacht worden. Daß der hier empfangene Impuls ein dauernder war, beweist ein Jahre nachher ausgeführter Auszug aus Simon F. Hahn's „Einleitung zu der deutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie

und dem daraus fließenden jure publico" (1721). Der Hauptgesichtspunkt dieses Werks war, die auf die kaiserlichen Vorrechte und auf das Wachsthum der Stände bezüglichen Veränderungen zu entwickeln; ihr Verdienst war Genauigkeit. Winckelmann's Auszug geht bis auf Heinrich IV., die diplomatische Grundlage ist stets beigefügt. Es gibt auch noch eine Sammlung historischer und staatsrechtlicher Fragen aus der Geschichte der Kaiser von Sigismund bis auf Ferdinand II. in der Weise von Gundling's Kaiserfragen. Später erwarb er selbst das große Bünau'sche Werk für den Preis von 16 Thlrn.; und so war er aufs trefflichste vorbereitet zur Mitarbeit an diesem Werke, welche ihm einige schöne Jahre seines Lebens geraubt hat. Denn die Herausgabe der Geschichte der sächsischen Kaiser von Otto I. bis auf Heinrich III., für welche er die sächsischen Chroniken durchlesen mußte, zu der umfassende Auszüge und Entwürfe von seiner Hand noch erhalten sind[21]), ist durch den Siebenjährigen Krieg vereitelt worden.

Es mag befremdend erscheinen, wie Winckelmann soviel Zeit auf Werke verwenden konnte, in welchen, bei der fast rein juristischen Betrachtungsweise, und infolge des Charakters der geschilderten Zeiträume nichts aufkommen konnte, was wie politische Einsicht oder gar wie philosophische Reflexion und wie künstlerische Form aussah, und welche meist die Werke von Männern waren, die den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben vollkommen hergestellt sahen, wenn sie für ihren Hof Deductionen anfertigten, oder die adeliche Jugend für den Geschäftsverkehr abrichteten. Die Regierung des einzelnen Kaisers war bei den meisten nur ein Gefach, in welchem vereinzelte staatsrechtliche Fragen erörtert und für einzelne Ereignisse Zeugen aufgerufen und abgehört wurden; es waren Ketten von Belegen, zu welchen den Text zu schreiben man den Nachkommen überließ.[22])

Allein man muß sich erinnern, daß diese Werke für die damalige Zeit ein großer Schritt waren; denn es war noch nicht gar so lange her, daß die deutschen Gelehrten sich damit begnügten, in einige halb fabelhafte Erzählungen der mittelalterlichen Chronisten des 14. und 15. Jahrhunderts hineingesehen zu haben, wo die Archive verschlossen waren und man in der Geschichte blos einen Zeitvertreib suchte.

Aber nicht lange nach der Universitätszeit lernte Winckelmann auch ganz andere Vorbilder der Geschichtschreibung kennen. Als Hauslehrer in Hadmersleben fand er Zutritt zu einer Sammlung neuerer meist französischer Historiker, welche der Gesandtschaftssecretär Ludwig von Hanses in Paris angelegt hatte. Hier studirte er die Koryphäen des 16. und 17. Jahrhunderts, die de Thou, Grotius, die mit der Erfahrung von Geschäfts- und Staatsmännern und aus eigener Theilnahme an den Ereignissen die Geschichte schrieben, und die von der Abendröthe des Zeitalters des Humanismus beleuchtet, sich den römischen Historikern, besonders dem Tacitus, in Sprache und Darstellungskunst an die Seite zu stellen suchten.

Seitdem stand die neuere Geschichte Europas bei Winckelmann obenan. Er studirt die englische und französische Geschichte in Parallele nach den Werken des Rapin de Thoyras und des Pater Daniel. In einem Briefe an Hauses bittet er um Clarendon's „Geschichte der englischen Rebellion"; mit Voltaire's Geschichte Karl's XII. war er damals auch schon vertraut.

Er hatte den Geschichtsunterricht in der Schule — er wird einmal genannt als „die vier Monarchien" examinirend — er sucht ihn in Kloster Berge; ja er spricht in einem Briefe aus dem Jahre 1746 den Entschluß aus, sich

für das Staatsrecht und die neuere Geschichte an der Universität Jena oder Halle niederzulassen.

Wie er damals neuere Geschichte zu behandeln gedachte, davon sind noch einige Spuren erhalten.

Er sammelt nach Grotius' Vorbild Sentenzen und Charakteristiken alter Historiker, Dichter, Philosophen, die er, wie mit einem „auf daß erfüllt würde" auf moderne Ereignisse und Personen anwenden will. So soll z. B. die Taciteische Charakteristik des Tiberius bei Ludwig XI. von Frankreich angeführt werden, und bei der Erzählung von dem Mord Monaldeschi's durch die Königin Christine soll der Ausruf des Anchises über die Gefährlichkeit der Liebe göttlicher Weiber zu sterblichen Menschen citirt werden:

ἀλλ' ἐλέαιρ'· ἐπεὶ οὐ βιοθάλμιος ἀνὴρ
γίγνεται, ὅστε θεαῖς εὐνάζεται ἀθανάτῃσιν.[23])

Im Anhang sind noch andere Proben dieser Art zu finden.

Ferner sammelt er Analogien und Parallelen aus der alten und mittlern Geschichte, die zur Beleuchtung und Ausschmückung von Vorfällen und Charakteren der neuern Geschichte dienen sollen. Man sieht hier, sein lebhafter Geist strebt, zwischen den getrennten Provinzen seines Wissens, der alten Literatur, der mittelalterlichen Reichsgeschichte und der neuern Staatengeschichte Verbindungsfäden zu knüpfen; man sieht, wie sich der Darstellungstrieb regt bei unzulänglicher Beherrschung des Stoffs.

Denn was für ein Licht kann auf die Politik Cromwell's oder des Herzogs von York fallen, wenn wir erfahren, daß auch Athanarich den königlichen Titel als misliebig ausgeschlagen habe; oder wozu soll bei dem Neid zwischen Louvois und Colbert an das Verhältniß von Rufinus und Stilico erinnert werden? Viele dieser Parallelen wären aufs höchste Zierathen der historischen Darstellung, aber Zierathen, die mehr zur Belastung als zur Verschönerung beitragen würden.

Ein ganz neuer Gesichtskreis eröffnete sich ihm, als er in Nöthnitz die zum Theil eben in jenen Jahren erscheinenden Werke des Auslandes aus erster Hand erhielt, welche auf eine vollständige Umgestaltung der Kunst der Geschichtschreibung ausgingen. In diesen Jahren beschäftigten ihn Bolingbroke's „Briefe über den Geist des Patriotismus", Montesquieu's „Geist der Gesetze", Voltaire's „Zeitalter Ludwig's XIV."; er eignete sich die Tendenzen dieser Schriftsteller mit Gelehrigkeit an.

Bolingbroke wollte die Geschichte behandelt haben als eine Begleiterin der staatsmännischen Erfahrung, als Wegweiserin des Genies, als eine Philosophie, die uns durch Beispiele belehrt, und er rieth, von den trümmerhaften Ueberlieferungen des Alterthums zu der ganzen und authentischen Geschichte der neuern Zeit zu eilen, auf deren Umwälzungen alle unsere Zustände ruhen. Voltaire verspottet das dürre Wissen der Thatsachen und Namen, die Wissenschaft der Lexica, die das Gedächtniß beschwert ohne den Geist zu erleuchten, und fordert die Verwandlung der Geschichte aus einer Geschichte von Kriegen und Verträgen in eine Geschichte des menschlichen Geistes, die uns die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Völker lehrt, die uns in Fehlern und Vorurtheilen die Wirkungen der Leidenschaften zeigt und durch den furchtbaren Stoß so vieler Mächte und den Umsturz so vieler Reiche den Faden der Fortschritte der Künste verfolgt.

Nichts aber fand bei Winckelmann ein geneigteres Ohr, als was mit der Abkehr von den monarchischen Ideen des Zeitalters Ludwig's XIV. zusammenhing.

Seinen Beifall hatte es, wenn bei Montesquieu das Begreifen der Größe und des Verfalls des antiken Staats zur Apologie, ja zur Apotheose alter Institutionen und Sitten und alten Bürgersinns wird, während der moderne Staat ins Halbdunkel der Romantik zurücktritt.

Er las die Schriften des Exulanten St.-Evremond und des Grafen von Boulainvilliers, der die absolute Monarchie im Interesse der Unabhängigkeit des alten Lehnsadels angriff und beklagte, daß die Ideen der Vaterlandsliebe und Seelengröße durch die Idee des Dienstes des Königs verdrängt worden seien. Unter den politischen Schriftstellern Englands aber kehrte er merkwürdigerweise am häufigsten zurück zu den leidenschaftlichen Declamationen des Schotten Thomas Gordon gegen Tyrannei und Priesterthum, dessen Discurse zum Salust die Ehre erhielten, im Jahre II der Republik officiell übersetzt zu werden.

Aus diesen und andern Schriftstellern schöpfte Winckelmann jene Verstimmung gegen unsere politischen Zustände, der er sich in Rom vollkommen frei überlassen durfte, und die in einigen unterdrückten Stellen seiner Briefe zuweilen die Sprache eines Mitglieds des Jakobinerclubs führt. Er „gedenkt mit Schaudern" an sein preußisches Vaterland zurück, auf welchem „der größte Despotismus drücke, der je erdacht ist". Für die, welche „in diesem unglücklichen Lande eine schwere erstickende Luft schöpfen", scheint ihm der Tod das Beste. „Es schaudert mich", ruft er, „die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher das von der Natur selbst vermaledeite und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschheit machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano!"[24])

Plan zu Vorträgen über neuere Geschichte.

Es wäre um ein Haar geschehen (wenn eine solche Betrachtung erlaubt ist), so hätten wir in Winckelmann statt eines Archäologen einen Geschichtschreiber bekommen.

Merkwürdig ist es, daß die Geschichte am Ende aller drei Abschnitte seines vorrömischen Lebens stand; die Universitätszeit schloß mit dem Verhältniß zum Kanzler von Ludewig; die Schullehrerzeit in der Altmark mit dem Plan einer Habilitation für dieses Fach und mit dem Engagement bei Bünau; die sächsische Zeit dagegen mit einem Plan zu Vorlesungen über neuere Geschichte, zu denen ihn eine Gesellschaft in Dresden eingeladen hatte. Nur die Eingangsvorlesung ist ausgearbeitet worden und noch erhalten; er hatte sie geschrieben ein paar Monate ehe ihm der unerwartete Erfolg seiner ersten Schrift den Anstoß gab, dem er dann bis ans Ende seines Lebens folgte. Es schien ihm einen Augenblick, als ob er hier an seinem endlichen Ziele stehe.

Diese Vorlesung, welche sich in Oeser's Nachlaß vorfand, ist das einzige Document über das, was Winckelmann am Schluß einer funfzehnjährigen Beschäftigung mit der Geschichte über ihre Behandlungsweise dachte; sie ist zugleich sein definitiver Abschied von der Geschichte.

Die Idee dieser Rede war, daß der mündliche Vortrag der neuern Geschichte Vortheile gewähre, auf welche man in Büchern verzichten müsse. Man könnte denken, daß ihn auf diese Idee der Druck gebracht habe, der unter dem Brühl'schen Regiment auf der sächsischen Presse lastete. Aber es ist mehr der Druck gemeint, den die starren, schwerfälligen und hartnäckig vertheidigten Gewohnheiten deutscher Universitätshistoriker auf eine freiere Bewegung der Darstellung übten, obwol allerdings auch Gelegenheit genommen werden soll, „Helden und Prinzen die Larve abzuziehen".

Der historische Redner soll die Geschichtschreiber dem strengen und tyrannischen Gesetz überlassen, dem sie ihre eigene Willkür und Wahn unterworfen, alles zu schreiben,

was man schreiben kann; er dispensirt sich, mit dem Kalender in der Hand, seinem Helden von Tag zu Tag, von Schritt zu Schritt zu folgen. Er kennt einen weitern Horizont als die, welche nur von Fürsten und Feldherren, von Kriegen und Verträgen erzählen; auch läßt er sich nicht blenden von dem Glanz, den allerdings die großen Tage über die Geschichte, wie über den Helden ergießen. Er kennt einen humanern und philosophischern Maßstab des Werthes. Er darf die Siegeszeichen der Helden in ein schwaches Licht und in den Hintergrund des Gemäldes setzen; aber er zeigt die wahre Größe des Feldherrn: „die mit Klugheit und ohne Tausende von Menschenopfern überwundenen Schwierigkeiten machen den Helden". Und der Freund der Menschen, der Vater des Vaterlandes, der Helfer der Unterdrückten, der Beförderer der Künste, der Friede in seinen Grenzen und Ruhe in seinen Palästen hegt (der Herzog Karl V. von Lothringen) ist unendlich erhabener als der ehrgeizige Eroberer (Ludwig XIV.).[25])

Er geht noch weiter, und die Geschichte wird ihm zu einer Geschichte des menschlichen Geistes; sie nennt die Erfinder und die Originale unter den Gelehrten und Künstlern; ja alle, die in ihrer Art groß gewesen, bis auf die Spitzbuben und Phrynen. Auch möchte er die Geschichte von ihrem freilich unvermeidlichen Unrecht befreien: über den stillen menschlichen Werth hinwegzugehen; er will den Helden die Namen starker und ewiger Freunde beigesellen.

In diesem ersten oder persönlichen Theil der Geschichte sollen auch die Anekdoten Platz finden, die man in unsern Reichshistorien vergebens sucht, und welche uns doch bei der Entwerfung der Charaktere soviel Licht geben, und von dem Innersten der Seele zuverlässiger als ein Porträt zu urtheilen erlauben.

Von diesem biographischen Theil der Geschichte geht er zum pragmatischen über. Der Redner soll die großen Schicksale und die wunderbaren Wechsel der Reiche und Staaten, ihre Aufnahme, ihr Wachsthum, ihren Flor und Verfall nicht blos im Vorbeigehen andeuten oder gar dem Leser zum Verfolgen überlassen, „sondern in entscheidenden Betrachtungen" behandeln. Er soll die merkwürdigen Perioden und Cirkel der Staaten auch in Gewerbfleiß, Handel und Wohlstand verfolgen und durch das alles die großen Mittel lehren, wodurch Staaten glücklich und mächtig werden. —

Daß nun alle diese Dinge nicht auch für gedruckte Bücher wünschenswerth wären, dafür ist kaum ein Grund einzusehen. Aber Winckelmann hatte sich nach seinen Vorbildern und nach seinen eigenen Neigungen ein Bild von Geschichtschreibung zusammengesetzt, das zu wenig Aehnlichkeit hatte mit den Quartanten der deutschen Professoren, als daß er gewagt hätte, sein leichtes Gebilde neben sie zu stellen; der Schüler Ludewig's und Bünau's glaubte seiner, freilich nie bis zur Geburt gelangten Schöpfung kein Recht auf die Würde einer gedruckten Historie vindiciren zu können.

Ob uns diese Probe zusammen mit dem, was Winckelmann später in historischer Darstellung auf einem andern Gebiet ausführte, das Recht gibt, mit einem Kritiker, der kurz nach seinem Tode schrieb[26]), anzunehmen, daß Winckelmann, wenn er sich blos auf die Geschichte gelegt hätte, unser Hume hätte werden können, das mögen die Leser selbst entscheiden.

Wie aber der Plan dieser Geschichte ausgefallen wäre, darüber können wir eine Vermuthung wagen.

Auf dem Hintergrunde eines aus Reisebeschreibungen gewonnenen Gemäldes des Charakters des Landes und Volks

sollten die großen Ansichten der Kreisläufe der Staaten gegeben werden und ihre Ursachen enthüllt. Die Wechsel der culturgeschichtlichen Potenzen, der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Gewerbe, sollten in ähnlichen Betrachtungen mit der politischen Geschichte vereinigt werden. Aber in gleichem Verhältniß mit der Entwickelung dieser unpersönlichen Evolutionen der Elemente des Culturganzen und der Jahrhunderte sollten die hervorragenden Geister aus der politischen und militärischen, der gelehrten und artistischen Sphäre geschildert werden. Polybius und Plutarch, Montesquieu und Bayle sollten verknüpft werden. Die alten Schriftsteller hätten den Schmuck von Sentenzen und Analogien hergegeben. Das Vergnügen an detaillirter Ausmalung des Schauplatzes der Vergangenheit sollte durch gelegentliche Einschaltung von „Ceremoniell, Gebräuchen und artigen Nachrichten" auch sein Recht bekommen. Das Ganze aber sollte der Geist der Humanität und der Freimüthigkeit gegenüber den Machthabern durchwehen.

Selbstbefreiung.

So war Winckelmann dicht vor dem Moment, wo er die Wissenschaft der Kunst des Alterthums als seine Lebensaufgabe ergriff, durch eine Verkettung von Umständen, die in der Theilnahme an dem classischen Bünau'schen Katalog gipfelten, einer der ersten Bibliothekare seiner Zeit geworden, und durch eine Reihe von Studien, die uns den Gang der deutschen historischen Studien in der ersten Hälfte des Jahrhunderts abspiegeln, und die wiederum in der Theilnahme an der Bünau'schen Reichsgeschichte auf der einen Seite und auf der andern in der Aneignung der historischen Ideen der modernen Historiker des Auslandes culminiren, war er

bis nahe an die Meisterschaft der Geschichtschreibung vorgedrungen.

Welche Kühnheit gehört dazu, in einer so elenden und ungewissen Lage wie die seinige das mit Mühe Gewonnene wegzuwerfen, gleichsam Jahrzehnte aus dem Buch des Lebens herauszureißen, und nach der Ueberschreitung der Mitte des Lebens das Wagniß zu unternehmen, noch einmal von vorn anzufangen.

Wie viele hätten wol den Weg herausgefunden aus dem Labyrinth der Polyhistorie, aus dieser bequemen und nützlichen Vielgeschäftigkeit!

Ja lag es nicht sogar nahe, in der Reihe von Umständen, die ihn bis auf jenen Punkt geführt hatten, den Wink einer höhern Macht zu erkennen!

Aber Winckelmann gehörte nicht zu denen, welche, nach Goethe's Worten, „dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchten, um sich vom Zufall determiniren zu lassen und dem Resultat eines so schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Fügung zu geben".

Von dem Moment an, wo unserm Winckelmann die ihm congeniale Wirkungssphäre sich aufgethan hatte, waren alle Spuren des Polyhistors, des Lexikographen, des Literators verschwunden. Wir beneiden ihm diese Verjüngungsfähigkeit, die sich nach einer in greisenhafter Gelehrsamkeit verlorenen Jugend zu Werken aufrafft, welche die Jugendfrische und Anmuth eines Herodot wiedergefunden haben; wir bewundern den unfehlbaren Instinct einer sich selbst vertrauenden Natur und die Elasticität eines Geistes, der in dem Moment, wo sein Schicksal ruft, wie ein Neugeborener sich auf den Schwingen der Werdelust und der Schöpfungslust zu der Morgenröthe des Ewigschönen erhebt.

II.

Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ.

Im auffallenden Gegensatz zu der soeben geschilderten Gruppe von Studien zeigt sich nun aber fast in alledem, worin Winckelmann später seine Lorbern pflückte, wo er neue Bahnen eröffnete, wo er Gebäude nach eigenem Grundriß aufführte und die Neigungen der Zukunft ankündigte, daß das Schicksal für ihn eine ebenso hartnäckig übelwollende Stiefmutter war, wie ihm die Natur eine huldvolle Mutter gewesen war. Es gelingt uns allerdings hier und da Anregungen aufzufinden, aber wenn wir bis auf die ersten Anfänge zurückgehen, so finden wir stets, daß er schon seine Richtung hatte, als ihn die ersten Anstöße in dieser Richtung trafen, und daß er die Einflüsse, die ihn förderten, eigentlich selbst gesucht hatte.

Winckelmann's Wege zum griechischen Alterthum.

Ganz dem Impuls seiner Natur folgend, erscheint Winckelmann in seiner frühen Hinwendung zu den Griechen; ganz sein eigenes Werk war die für seine Zeit seltene Kenntniß des griechischen Alterthums und eines Kreises griechischer Schriftsteller, die zwar mit der Meisterschaft holländischer Hellenisten nicht verglichen werden kann und soll, welche aber die ausreichende und damals einzig dastehende, und die in seiner damaligen Umgebung auch einzig mögliche Vorbereitung und Ausrüstung für seine spätere Kunstauslegung war. „Winckelmann ward die Schönheit in den Schriften der Alten zuerst gewahr.“ 27)

Das Studium des Griechischen konnte wol nicht tiefer

sinken ohne zu erlöschen, als es während Winckelmann's Jugendzeit in Deutschland gesunken war. Einige Trümmer griechischen Unterrichts wurden auf Schulen und Universitäten noch durch das Neue Testament stehend gehalten; einige meist spätgriechische Schulautoren wurden von Zeit zu Zeit noch aufgelegt, welche diese Gunst ihrer moralischen Nutzbarkeit und ihrem Reichthum an Sentenzen zu verdanken hatten. Zu griechischen Collegien meldete sich kein Zuhörer; und sie würden ihnen nicht haben folgen können, es wäre denn, man hätte sie zu einer Nachholung des Elementarunterrichts bestimmt.

Guerre des anciens et modernes.

Aber nicht blos die Tradition der Schule war im Erlöschen begriffen; auch der Zeitgeist und die Kreise, welche sich das Monopol des guten Geschmacks vindicirten, zeigten sich seit den neunziger Jahren gegen die Griechen kühler als je. Wer die Macht des Zeitgeistes kennt, der weiß, wie viel ungünstiger Winckelmann damit gestellt war als frühere Autodidakten, z. B. Budé und Joseph Scaliger. Das erwähnte Vorurtheil datirte seit der Abwendung der Franzosen von der pedantisch gelehrten Dichtung des Ronsard und der Plejaden; es erhielt sich selbst in dem goldenen Zeitalter, dessen Koryphäen, wie Racine, Fénélon u. a., doch in ganz anderer Weise als jene, ihren poetischen Sinn an den Griechen genährt hatten; es wurde nur bestätigt durch den seltsamen und thörichten Streit über den Vorzug des Alten und Neuen, der damals in jedermanns Munde war, den wir Winckelmann durch alle seine Stadien hindurch verfolgen sehen und auf welchen das Thema seiner Erstlingsschrift anspielt.

Es war dies jener himmelstürmende Krieg der Pygmäen gegen die Götter; der Protest gegen die Einfalt und Größe

des Alterthums von seiten der kleinen und schönen Geister, die gar zu gern die ernste Wissenschaft und die hohe Poesie heruntergezogen hätten zu dem Niveau ihrer Conversationen und Correspondenzen mit den femmes savantes, in deren Verkehr sie so glücklich waren, — jenes Streits, in welchem Fontenelle die Natürlichkeit eines Fortschritts von Theokrit zu Virgil, und von Virgil zu — Fontenelle mit Gründen der Philosophie der Geschichte plausibel machte; wo Perrault die heroische Einfalt an den Hof von Versailles brachte, um den Cavalieren eine Komödie zu machen, und zwar von Boileau mit feinem Spott vernichtet, aber von Bayle gelobt wurde; wo Lamotte in seiner abgekürzten Iliade die ehrwürdige Statue des Homer mit seiner frechen französischen Raspel abglättete, um sie dann in seinem Discours in Stücke zu zerschlagen; wo Madame Dacier, die tapfere und gelehrte Tochter Tanaquil Faber's, den dem Homer hingeworfenen Handschuh, ein Weib, allein aufnahm, aber so, daß man von ihr sagte, sie behandle ihren Gegner à la grecque und ahme die Höflichkeit der homerischen Helden nach, während Lamotte ihr als einer französischen Dame — und wie eine Dame — antwortete; wo endlich der Ritter Temple, als Champion der Alten, die Fabeln des Aesop und die Briefe des Phalaris als Beispiele des Besten weil Aeltesten in der Prosa mit beredten Worten gerühmt hatte, und dadurch Anlaß gegeben zu dem einzigen werthvollen Resultat des Streits, den Briefen Richard Bentley's, der zwar selbst die Einmischung in den Streit ablehnte, dessen Freund William Wotton aber, der das letzte Wort hatte, ganz auf die Seite der Modernen neigte.

Schule und Universität.

So fragte denn Winckelmann auf den Schulen Preußens vergebens nach dem Griechischen herum und fand es auf

der Universität theuerer als Gold. Es war in den Schulen der Altmark so in Verfall, daß er zweifelte, ob es jemals in Aufnahme gewesen sei. Als er den Lehrer, dessen mehr als zehnjährigem Unterricht er die Einführung ins Alterthum verdankte, den stendaler Rector Tappert, einst fragte, wer Sextus der Empiriker und Lucian gewesen sei, erhielt er zur Antwort: Das sind Lateiner, und die Verweisung auf Fabricius' lateinische Bibliothek. Auf der Schulbibliothek fand er ein paar alte Bände auf, einen mit Staub und Schimmel überzogenen Xiphilin und Herodian. Da die frühern Ausgaben fehlten und die neuen englischen kostspielig waren, so mußte man Chrestomathien anfertigen; solche waren die poetische des J. Vorstius und die prosaische J. M. Gesner's, deren (so sagt Winckelmann) zerrissene Poeten und Redner uns die alten Namen zum Ekel machten, und die uns im Stich ließen, wenn sie uns den Appetit geweckt hatten.[28])

Dennoch war diese Neigung in dem siebzehnjährigen Knaben schon so decidirt, daß er es möglich machte, auf das Gymnasium zu Cöln an der Spree zu wandern, wo der später so viel genannte Christian Tobias Damm Conrector war. Aber in seinen Bemühungen, den Homer recht treu und treuherzig deutsch reden zu lassen und dem wässerigen Deutsch des 18. Jahrhunderts aus dialektischen, antiquirten und technischen Ausdrücken Farbe und Kernhaftigkeit zu geben, verfiel dieser ehrliche und gelehrte Mann auf ein Deutsch voll so ungestalter, ja wahrhaft monströser Solöcismen, daß sein Miteinschluß unter die praeceptores ἀμούσους von seiten Winckelmann's, und Winckelmann's Qualification als eines „homo vagus et inconstans“ von seiten des Rectors ganz begreiflich wird. So verließ er Berlin bald und ging auf die Altstädter Schule nach Salzwedel; aber hier traf er zwar einen ebenso gelehrten und

redlichen, aber noch pedantischern Mann, den Rector Scholle, der seine Primaner in griechischen Phrasen ausschalt, sogar in seinen Zeugnissen schwülstige Allegorien dichtete, und zwar nicht selbst witzig war, wohl aber Ursache, daß seinen Schülern der Humor nie ausging.

So war die Universität herangerückt; ein paar Wochen vor der Abreise nach Halle machte Winckelmann jene abenteuerliche Pilgerfahrt zu der Auction der Bibliothek des J. A. Fabricius in Hamburg, um sich für die akademischen Jahre mit einem Vorrath von Ausgaben zu versehen; aber welchen Enttäuschungen begegnete er auf der Universität!

Als Theologe war er durch das bekannte Edict Friedrich Wilhelm's I. genöthigt, zwei Jahre in Halle zu studiren. Und während er in Leipzig den in der alten und neuen Kunst wohlbewanderten Christ und seine Sammlungen hätte kennen lernen können, der zuerst die Kunst der Alten in die akademischen Hörsäle brachte, und während selbst in Wittenberg J. W. von Berger, der mit alter und neuer Literatur und selbst mit Italiens Sammlungen vertraute Rathgeber beim Ankauf der dresdener Antikensammlung, ihn, wie einige Jahre später den David Ruhnken hätte berathen können, so lag in Halle die sämmtliche Alterthumswissenschaft auf den Schultern des einzigen Johann Heinrich Schulze. Er war ein trockener, nur in seinem Büchersaal lebender Polyhistor, als Professor der Eloquenz Nachfolger Gundling's, aber viel mehr bekannt als der erste Geschichtschreiber der Medicin; er bot oft, wie es scheint ohne Erfolg, Uebersichten der alten Literatur an und wollte damals gerade einige griechische und römische Alterthümer aus Münzen zu erklären anfangen.[29])

Dennoch hatte Winckelmann auf der Bibliothek des Waisenhauses so weit fortgearbeitet, daß er am Schluß seiner Universitätsjahre die Reise nach Frankreich antrat, nicht,

wie eine alte Notiz darüber vermuthet, um die Schlachtfelder Cäsar's zu besuchen, sondern, nach einem bisher unbekannten Brief, „um der geliebten griechischen Sprache willen“, vielleicht um auf der pariser Bibliothek griechische Handschriften auszuziehen, deren Katalog damals eben herausgegeben worden war. [30])

Es ist merkwürdig anzusehen, wie es schien als ob Winckelmann von allen Berührungen mit der damals wieder auflebenden deutschen Philologie fern gehalten werden sollte. Er bewarb sich um eine Stelle in Gesner's Seminar zu Göttingen, dem ersten, das in Deutschland eröffnet wurde, aber vergebens. Er lebte einige Jahre in Dresden zusammen mit Heyne; aber beide öffneten sich einander so wenig, daß Winckelmann damals klagen konnte, er finde in Dresden niemand, der griechisch verstehe, während doch Heyne gerade damals mit der Herausgabe seines Epiktet beschäftigt war. Er wurde durch seine erste Schrift Christ bekannt, der ihm bei einem Besuche seinen Beifall bezeigte und dessen Kritik Winckelmann wünschte [31]); aber es war schon zu spät, denn Winckelmann war im Begriff nach Italien aufzubrechen, und Christ im Begriff zu sterben. Doch ich eile der Zeit vor.

Jedermann kennt die Leidensgeschichte Winckelmann's nach seinen verfehlten Universitätsjahren: wie er Conrector in Seehausen wird, wie er mit Elementarunterricht und Privatstunden überhäuft, die Kunst lernt, sich zu verdoppeln, wie er erst in der Nacht, nur durch einen Pelzmantel gegen die Kälte des nordischen Winters geschützt, sich freimacht und die Griechen hervorholt, und die hehren Gestalten des Sophokles zu sich ladet. Wenn er damals eine gute Ausgabe, und wäre es auch nur einen Spanheim'schen Athenäus oder Julian erwarb oder entlieh, so schrieb er es jubelnd seinen Freunden. [32]) Als ihm der stendaler Superintendent

und Schulmann Nolten, der ein Kenner des Griechischen war, über eine Chrestomathie zu Rathe zog, verlangt Winckelmann nur große Ganze, z. B. vollständige Dramen, mit gutem Texte; „aber", ruft er aus, „wer will uns den Duker'schen Thucydides herbeischaffen, oder den Robinson'schen Hesiod, den Lysias Taylor's, und den Polybius Gronov's"! Und so nennt er noch ein halbes Dutzend.

Man möchte denken, die Epoche der Alterthumswissenschaft, die wir Winckelmann verdanken, ruhe auf der Basis der neuerweckten griechischen Studien der leydener Schule; aber Winckelmann kannte, ehe er nach Sachsen kam, also in seiner philologischen Bildungsepoche, die Namen Richard Bentley und Tiberius Hemsterhuis nur aus den gelehrten Zeitungen, die gleichzeitigen Leistungen der Textkritik aus den Excerpten in den „Actis Eruditorum".

Seine Collectaneen zeigen uns, wie fragmentarisch seine Studien unter solchen Umständen waren: er mußte fürliebnehmen mit dem, was ihm der Zufall in die Hände spielte. Es sind nichts als Miscellaneen, theils interessante Stellen aus einer großen Anzahl alter und späterer Schriftsteller, theils Auszüge aus den „Annotationes variorum", gesammelt ohne erkenntliche Gesichtspunkte. Am ausführlichsten sind die in Dresden gemachten aus dem Küster'schen Aristophanes und dem Clarke'schen Homer, die einen ganzen Band ausmachen. Aus der römischen Literatur gibt es solche Noten zu den Elegikern, zu den Satirikern und zu Plautus. Ein angefangener eigener Commentar zu der Lysistrate des attischen Komikers, der aus den Lexikographen zusammengestellt ist; ein begonnenes Glossar zu Aeschylus, eine begonnene Abschrift aus dem römischen Codex der Anthologie zeigen an, wie unsicher er sich auf diesem Felde bewegte und wie wenig Vergnügen er an diesen rasch aufgegebenen Arbeiten fand.[33])

Dies sind die Schattenseiten einer solchen zerrissenen und unmethodischen Bildung, zumal bei einem Manne, dessen sprachliche Begabung keine ersten Ranges war. Diesem Mangel an Schule ist es zuzuschreiben, daß Winckelmann in dem, was man heute die Technik der Philologie nennt, stets ein Dilettant blieb, und vielleicht gerade deshalb, weil er Dilettant war, bildete er sich später so viel ein auf seine Textverbesserungen und auf seine Erklärungen schwerer Stellen, die doch bis auf einige Ausnahmen in Nichts zerrinnen. Man pflegt das am höchsten zu halten, was uns am meisten Mühe macht, und das geringzuschätzen, zu dem uns Lust, Talent und Erfolg hinziehen.

Doch hatte dieser Bildungsgang auch seine Vortheile. Er trat zu den Alten zwar nicht als Herausgeber und Kritiker, aber als Mensch. Je weniger er, schon durch den Mangel an Hülfsmitteln, dazu kam, die Schriftsteller als Anlässe zur Ausübung der Kunst oder zur Ausbreitung seiner Gelehrsamkeit zu gebrauchen, um so eher gestaltete sich eine Art unmittelbaren, vertraulichen, persönlichen Verkehrs.

Denn was ihn als Knaben in bloßer Ahnung zu den Griechen hinzog, was ihn nach allen Unterbrechungen stets wieder zu ihnen zurückführte, war nichts anderes als eine Wahlverwandtschaft mit griechischem Wesen, eine Wahlverwandtschaft, die von da an häufiger in eminenten wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeiten auftritt, und die in unserm Fall durch Sympathie und Divination den Mangel an Hülfsmitteln, Methode und Zeit möglichst ersetzte.

Kreis von Lieblingsschriftstellern.

Winckelmann stand die Superiorität des Griechischen über das Römische in allen parallelen Erscheinungen von Anfang

an fest, und dies zu einer Zeit, als man sich mit solchen Urtheilen noch kaum hervorwagte. In der ersten Schrift wird an die Analogie der Homerischen Nausikaa und der Virgilischen Dido sehr bezeichnend die Ueberlegenheit der griechischen über die römischen Bildhauer veranschaulicht.

Indeß wenn Winckelmann alles Griechische las, dessen er habhaft werden konnte — wie die Literarhistoriker als Literaturdenkmal, und wie die Polyhistore als Fundgrube der Antiquitäten: so sondert sich doch aus diesem großen Kreis eine engere Gruppe von Schriftstellern aus, mit denen er „wie mit Freunden“ bekannt war, und die er las, wie wir Goethe und Shakspeare lesen, mehr als solche, die „zahlen mit dem, was sie sind“, als mit dem, was sie lehren. Es ist ihre Menschheit, ihre Art die Welt zu schauen und die Welt schauen zu lassen, und das, was hiervon der reinste Spiegel ist, Stil und Sprache, dies ist es, wozu er sich wahlverwandt hingezogen fand; es ist das, was später in Winckelmann dem Schriftsteller hervortrat und was das vorige Jahrhundert den „griechischen Geschmack“ nannte.

Wenn man die Namen Homer und Herodot, Sophokles und Aristophanes, Xenophon und Plato nennt, so sieht man zunächst, daß es die „attischen und ionischen Huldgöttinen“ waren, die sich für Winckelmann zu einem engern Kreis von Vertretern alterthümlichen Geistes zusammenschlossen. Aber selbst unter den Attikern waren einige seinem Wesen antipathisch. Nicht nur Pindar scheint ihm ziemlich fremd geblieben zu sein, auch von Aeschylus und Thucydides redet er mit unverkennbarer Kälte.

Nach jener Zeit der tiefsten Verdunkelung des Verständnisses griechischen Geistes war es der natürliche Weg, sich das Hellenische zuerst in den Manifestationen zugänglich zu machen, welche dem Allgemeinmenschlichen am nächsten stehen; und dies ist wirklich der Charakter der genannten

Gruppe. Doch muß man gestehen, daß diese Gruppe auch dem Centrum des hellenischen Geistes am nächsten steht, wofern Schiller recht hat, daß der Begriff der antiken Poesie kein anderer sei als dasjenige, „was zu allen Zeiten auf die einfache Natur gleichförmig wirkt“.

Homer

begegnen wir als Winckelmann's Begleiter durch sein ganzes Leben, von der Zeit an, wo er sich Homerische Bilder und Sentenzen auf (noch erhaltenen) Octavblättchen sammelt, zum Memoriren auf Spaziergängen. Seine Hexameter summen ihm vor den Ohren, als er, gequält von dem Lärm seiner Abecedarier „Homer's Gleichnisse betet“, und im norddeutschen Frost die Glut des ionischen Himmels aus den Gemälden des Dichters herausfühlt, der „mit der höchsten Grazie begabt war“. Dreimal las er (so versichert er wenigstens) im vorletzten Winter zu Dresden diesen Dichter mit dem Lichte des Joshua Barnes und Samuel Clarke; es ist der Winter vor seinem ersten Versuche, über griechische Kunst zu schreiben.

Damals erfüllte er sich mit einem ebenso reichen wie deutlichen Bildervorrath epischer Gestalten und Geschichten, der dann später der Haupthebel wurde, mit dem er den römischen Spuk aus der Erklärung der Scenen alter Denkmäler entfernte. Damals erschienen ihm zuerst die Götter und Göttinnen, die Homer den Griechen gegeben hat, jene menschliche, begrenzte, formbestimmte Façade der griechischen Religion, die sich vor dem dunklern und formlosern Labyrinth des alten Naturglaubens aufgebaut hat, jene Façade, die ganz für die Plastik gemacht war, gleich als ob der Genius der Bildnerei sich hinter die Dichtkunst gestellt

hätte, als er aus technischer Hülflosigkeit seinen Gedanken noch keine marmorne Existenz geben konnte.

Zuletzt bequemte er sich freilich auch, vom Ehrgeiz des Antiquars in Italien angesteckt, den Homer mit Späheraugen für das zu durchsuchen, was er sonst als Quisquilien verspottete. Diese Quisquilien findet man in den vielen Citaten der „Monumenti“, wo man sehen kann, wie Hunderte von Stellen über Waffen, Kleider und Gebräuche der Heldenzeit in seinem Gedächtniß nach Verknüpfung mit Denkmälern streben. Aber das Beste von den Wirkungen eines Schriftstellers wird nicht in Citaten ausgemünzt; und ebenso wenig ist dieses Beste in seinen ästhetischen Bemerkungen über Homer zu finden, die etwas die Schule der Poetik seiner Zeit verrathen. Er spricht nur von dem Kleinen in den Wirkungen des bildnerischen Geistes des Homer, von der musikalischen Malerei seiner Verse, von den Bildern und Vergleichen; „im Homer“, sagt er, „ist alles gemalt, und zur Malerei erdichtet und erschaffen“. Noch weniger findet sich dies Beste freilich in Aufschlüssen wie die, daß die Ilias ein Lehrbuch für Könige und Regenten, die Odyssee eins für das häusliche Leben habe sein sollen, und daß der Zorn des Achill und die Abenteuer des Odysseus nur das Gewebe zur Einkleidung seien.

Herodot

war vielleicht derjenige unter den Griechen, mit dem Winckelmann am frühesten vertraut wurde; er nennt ihn mit Longin den Homer der Geschichtschreiber und den Zögling der Grazien.

Beachtenswerth sind die Zeit und die Umstände, unter welchen Herodot in Winckelmann's Leben erwähnt wird.

Er lege ihn aus, erzählt Boysen, wie von einem Genius inspirirt; und gerade damals (1743) trägt er sich mit dem Gedanken nach Aegypten zu gehen und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren.

Man denke sich einen Jüngling voll unruhigen, aus engen Verhältnissen wegstrebenden Sinns, der aus Reisebeschreibungen, Memoiren und Biographien den Ersatz einer lebensvollern Kunde von Welt und Menschen sucht, dem sein Leben lang das würdigste Ziel der Wißbegierde war, Länder und Völker auf eigenen Wanderungen kennen zu lernen: wie muß auf ihn der alte wander- und schaulustige Ionier gewirkt haben, mit seinen Gemälden voll frischer Erinnerungen und voll von der Freude an dem Reichthum des Geschauten, von dem man gesagt hat, daß man mit ihm reise und mit seinen Völkern lebe. Wenn das Köstlichste eines Schriftstellers weniger in dem Stoff liegt, den er uns mittheilt, als in dem Geist, den er auf uns überträgt, wie unschätzbar war für Winckelmann dieser Erzähler, der mit griechischem Auge die alte Welt des Südens gesehen hatte. Er ahnte in seinen Erzählungen von der phantastischen geheimnißvollen Welt des Orients und seines Volksgewimmels und von dem Wunderland Aegypten mit seinen Memnonsäulen und Labyrinthen, ein Wirkliches, da, wo phantasielose Ausleger seit Harpokration nur den Fabler gesehen hatten; zu einer Zeit ahnte er es, als jene Welt noch nicht für uns auferstanden war, als Zeuge für Herodot's Wahrhaftigkeit.

Sophokles

scheint in seiner Gunst auf Herodot gefolgt zu sein; er war während des Schul- und Herrendienstes die Zuflucht seiner nächtlichen Mußestunden. Wenn er den Tag über

mit den Schülern und mit den Chroniken die gröbern Geisteskräfte ermüdet hatte, dann ging ihm in den feierlichen Stunden der Einkehr in uns selbst „das Siebengestirn des himmlischen Sophokles" auf. In diesen nächtlichen Stunden der Weichheit und Versöhnung lernt er an seinen hohen und rührenden Gestalten die Süße der tragischen Sympathie kennen; hier findet er die Erhebung des Geistes, die über dem Elend der Gegenwart schwebt; vor allen aber ist es Sophokles, der ihn in die Mysterien des Schönen einweiht. Denn Sophokles hat unter allen Griechen am vollkommensten das Gesetz der Schönheit erfüllt; der Bau seiner Werke wie die Gestalten seiner Menschen und der Fluß seiner Sprache zeigen überall die großen, einfachen, sanft verschmolzenen Linien, die in Poesie und Plastik das Geheimniß griechischer Schönheit sind.

In seinen Vergleichungen der Poesie des Aeschylus mit der Sophokleischen, zwischen denen ihm ein Riesenschritt zu liegen schien, spricht sich die ausschließliche Bevorzugung des schönen Stils gegen den erhabenen aus. Bei Sophokles nährte er zuerst seine Lieblingsidee, daß in der moralischen wie in der künstlerischen Welt die Stille etwas Höheres sei als der Sturm, daß die Ruhe göttlich und die Bewegung menschlich sei; daß wenn uns die erhabene Dichtung in gigantischen Conceptionen übermenschlicher Wesen, in erdbebenartigen Erschütterungen der Leidenschaft, in Leiden, durch welche das Schicksal prüfen zu wollen scheint, wie weit die Spannkraft der menschlichen Natur geht, und in Schöpfungen von Worten und Gleichnissen, welche an den Grenzen der Fähigkeit der Sprache und der Einbildungskraft stehen, über die menschliche Natur hinausreißt: daß dagegen eine mildere Kunst uns lehrt, wie vielmehr in der Hineinführung in die Tiefen des Menschlichen der Weg zum Allerheiligsten der Schönheit liegt, und wie die sanfte

Harmonie eine dauerndere und wahrere Gabe ist als der gewaltsame Schwung.

Winckelmann lobt an Sophokles die Meisterschaft des tragischen Mitleids („die innige Empfindung"), die kunstvolle, kanonische Technik („die wunderbare Entwickelung und Auflösung seiner Fabeln"), die poetische und plastische Idealität und Würde seiner Gestalten („die heroische Majestät"); und das alles faßt er zusammen in dem Eindruck absoluter Vollkommenheit, wenn er sagt, daß Sophokles „uns über unsern Wunsch hinausführe und daß er die Grenzen des menschlichen Geistes in der tragischen Poesie erreicht habe".

Xenophon.

Am liebsten indeß verglich Winckelmann den Stil der griechischen Plastik, und besonders den sogenannten schönen Stil mit dem Stil der Schriftsteller aus der Schule des Sokrates.

„Die Zeit des Praxiteles ist die Zeit der feinsten Scribenten und der größten Redner, des Xenophon und Plato, die damals in den besten Jahren waren." Das vorzüglichste Merkmal der Meisterwerke der Kunst, die „edle Einfalt und stille Größe" ist ihm auch das Kennzeichen der Schriften aus dieser besten Zeit.

Unter diesen hatte Winckelmann eine besondere Schwachheit für Xenophon. Nur Einen Versuch stilistischer Kritik hat er uns hinterlassen, und dieser behandelt Xenophon als Geschichtschreiber; doch ist es weniger Kritik als Ausdruck eines Entzückens, in welches ihn die naive Anmuth dieses Erzählers versetzt hatte. Er ist im Original noch nicht veröffentlicht.

In Xenophon's Schriften findet er die Grazie, die „Thucydides nicht suchte". Es ist das „sanfte und stille

Wesen" im Gegensatz zu dem Feuer der Erzählung; es ist die „erleuchtete und reine Kürze. Die schöne Natur mit allen ihren Reizungen herrscht durch und durch in seinen Schriften. Diese will nicht entblößt, aber auch nicht mit Schmuck überladen sein; sie ist schwerer zu erreichen als die Kunst".

Er vergleicht den Eingang des Rückzugs der Zehntausend mit dem Eingang des Herodot und findet dort „die unschuldige Jugend, hier das männliche Alter". Die von Alten und Neuen oft in bekannten Ausdrücken gepriesene honigsüße Einfalt dieser Sprache, welche die Anmuth selbst ist, erschien besonders liebenswürdig in einer Schrift, wo die kindliche Bescheidenheit des Erzählers zusammensteht und aufs wirksamste contrastirt mit dem Muth, der Geistesgegenwart und dem Talent des Feldherrn, der alles besitzt, was den Mann macht.

Bei Winckelmann konnte die Ueberlieferung von der „sanften sittigen" Schönheit des Jünglings Xenophon nicht ohne Einfluß sein. Er glaubt, daß „wir insgemein denken, wie wir gemacht sind", und war geneigt, von schönen Menschen das Beste in Sitten und Geschmack zu vermuthen. Die herrliche Gestalt, welche Sokrates reizte, den Geist des jungen Atheners seinem Körper ebenbildlich zu machen, hatte sich bei Winckelmann zu einem Bilde belebt, welches einen Glanz auf seine Erzählung warf.

Plato

nennt er seinen alten Freund, als er im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts, diesmal auch mit literarischen Absichten, zu ihm zurückkehrt.

Plato ist der Philosoph der Künstler und Dichter, nicht blos als der erste und einzige, der über die Schönheit

philosophisch und weihevoll zugleich gesprochen hat; auch nicht allein wegen der mimisch geschmückten Einrahmungen seiner Gespräche und wegen der poetischen Zierathen, die er in den Prosastil einzuführen wagte; er ist es vornehmlich, weil er die schon auseinanderfallenden Elemente des hellenischen Lebens noch einmal, ein Orpheus der Geisterwelt, zu einem harmonischen Bunde überreden wollte.

Winckelmann las Plato in der Zeit vor der Conception seines Hauptwerks: ist es nicht, als ob ihm Plato hier die letzte Weihe hätte ertheilen sollen? Nicht blos ein großer Theil seiner Theorie des Schönen ist Platonismus: seine hinreißendsten Stellen sind im Stil Plato's; ja er hatte platonisirende Gedanken in der Platonischen Gesprächsform niedergelegt.

Plato eröffnet ihm das philosophische Verständniß des idealen Zugs in der griechischen Kunst; und niemand ist würdig, über die Kunst der Alten zu schreiben, der nicht irgendeinmal gläubig zu Plato's Füßen gesessen und bei ihm die Gegenwart der Geisterwelt in der Sinnenwelt ahnen gelernt hat.

Komiker.

Eine Gruppe für sich machen die Komiker im weitesten Sinn. Wir lesen, wie sich Winckelmann schon in Halle bei den Landpartien der Studenten an ein stilles Plätzchen zurückzog, um Worte und Wendungen des Aristophanes zu memoriren; später sehen wir ihn sich mit Commentatoren herumschlagen, ja einen eigenen Versuch der Art wagen.

Aristophanes aber scheint ihn nicht blos als Meister attischen Gesprächsstils und attischer Dichterkritik gefesselt zu haben. Auch unter den Römern beschäftigen ihn vorherrschend die Satiriker, er ist belesen in Petron und Martial;

es gab ein aus den „Annotationes variorum“ zusammengestelltes Notenheft zu Juvenal und Persius, und ähnliche Auszüge zu Plautus finden sich in Paris.

Hierbei aber hört die Analogie des Geschmacks in den bildenden Künsten auf. Der ideale Stil, wie ihn Winckelmann in der Kunst allein gelten ließ, schließt alles individuelle Detail, alles historische Colorit aus, dessen Fülle gerade dem komischen Stil so unentbehrlich und so charakteristisch ist. Er verspottet die Bildhauer, welche in Caricaturen Studien machen wollen; selbst der leise Anklang an das Faunische in Gesichtsbildungen und Mienen des Correggio ist ihm offenbar zuwider; auch ist er selbst bekanntlich keineswegs glücklich, wo er zu scherzen versucht, und die Gabe des epigrammatischen Witzes war ihm versagt.

Aber sein Naturell suchte ein Gegengewicht zu dem Geschmack am Idealen, Spirituellen, Allgemeinen, Einförmigen, das er in der Kunst allein zulassen wollte; seine urkräftige Natur mußte irgendwo, wenn auch nur im Genuß eines Fremden, humoristisch überschäumen. Darum gefiel ihm Bayle so, der sich selbst mit Molière verglich, „der für den Geschmack aller Sorten von Lesern schrieb und sich über seine zahlreichen Obscönitäten verantworten mußte; der sich mit Unrecht von Boileau getadelt glaubte, daß er zu sehr „Freund des Volks sein wolle, seine Personen Gesichter schneiden lasse und zu Possen heruntersteige“; d. h., wie er meinte, „daß er nicht blos für die feinen und geschmackvollen Köpfe dichte, sondern auch für die groben Leute“.

Es ist der Sinn für den persönlichen Bestandtheil in der Geschichte, für die Curiositäten in „Leben und Meinungen“ der Gelehrten, mit einem starken Beigeschmack von der Lästerchronik, was ihn zu Bayle zog; es ist derselbe Geschmack am Ueberconcreten und Ueberindividuellen bis zum

Grotesken, nebst einer Neigung zur Ungebundenheit und einem faunischen Zug, der ihn an die in jeder dieser Beziehungen reichbesetzte Tafel der alten Komiker lockte.

Deutscher Prosastil.

Wenn aber Winckelmann seine beste Nahrung aus den Alten nahm, so ist es ein Beweis, wie gut er seine Zeit verstand, und wie lebendig er in seiner Zeit stand, daß es ihm nie einfiel, die Schönheiten der Alten in ihrem Idiom nachzuahmen; auch ist es ein Beweis seines Sprachtakts, daß sich sein deutscher Stil im wesentlichen frei erhielt von den dem modernen Sprachgenius zuwiderlaufenden Einflüssen der alten Sprachen.

Und dies mag als der zweite Punkt angeführt werden, in welchem die Energie seiner ursprünglichen Begabung hervortritt.

Winckelmann's Stil stand gleich in seiner ersten Schrift im schroffsten Gegensatz zu allem, was damals die deutsche Prosa kennzeichnete, — zu der wässerigen Weitschweifigkeit, zu der langweiligen logischen Klarheit und dem schwerfälligen Hervorkehren der logischen Verkettung, zu der zahmen Unterwürfigkeit des Tons und zu dem genügsamen Nachsprechen fremder Gedanken.

Der Stil der „Gedanken über die Nachahmung" kündigt schon die Grundzüge jenes spätern Stils an, den er sich im Umgang mit den Griechen erworben hatte; es ist schon etwas darin von der Einfalt und Markigkeit und von der gehaltenen Wärme; aber diese antiken Eigenschaften erscheinen hier wie umhüllt von einer Form, die nicht moderner sein kann.

Es ist offenbar, Winckelmann wirft sich im Ueberdruß an dem herrschenden deutschen Stil mit aller Macht auf

die entgegengesetzte Seite. Es ist ein bewußtes Streben darin erkennbar nach der höchsten Leichtigkeit und Beweglichkeit, eine Neigung zum Sentenzenhaften (der auch der Titel entspricht), eine gerundete Kürze der Sätze und Abschnitte und eine geflügelte Bewegung; eine Urbanität des belehrenden Vortrags, die sich statt Schüler Kenner vergegenwärtigt, die nur einer „Erinnerung mit halben Worten“ bedürfen, eine Urbanität, die er, beiläufig gesagt, später, bei gesteigertem Selbstgefühl, mit einem viel magistralern Ton vertauschte; eine Selbstbeherrschung ferner, die mit feiner Wahl von einem reichen Inhalt nur die Blüten abpflückt und auch in der Wärme vor Wiederholung und vor dem Vergessen des rechten Zeitpunkts des Abbrechens sich hütet; eine Kunst, die Belesenheit, statt sie in Citaten zum Staunen der Knaben und zum Lächeln der Eingeweihten auszuschütten, zu Pinselstrichen für das Bild im Texte selbst zu verwerthen versteht; mit Einem Wort, diese kleine Schrift ist ganz in dem guten Ton des Schriftstellers geschrieben, der von dem guten Ton der Gesellschaft nicht sehr verschieden ist.

Daß nun ein Mann, der aus einer Landschaft stammte, wo kein reines Deutsch gesprochen wurde, der durch Noth und Hang auf Lesen und Excerpiren angewiesen war, dem die ersten Regungen unserer auflebenden Literatur fast ganz, die Anfänge Klopstock's und Lessing's ganz fremd geblieben waren, der die Alten mehr las als die Neuen, und der selbst französische und englische Bücher mehr las als deutsche, dem die deutsche Prosa repräsentirt war durch den Gottsched'schen „Bayle“, durch Keysler's „Reisen“ und Krüger's „Naturlehre“, und dessen höchstes Muster der correcte und monotone Periodenstil der „Reichshistorie“ Heinrich's von Bünau war; daß ein Mann ferner, der den bildenden Einfluß der Gespräche geistig erregter Cirkel nur wenig erfahren hatte,

daß ein solcher fast ohne alle vorhergegangene Uebung in seinem ersten Versuche mit einem Stil hervortrat, der, obwol in den Anfängen einer rasch ablaufenden Reihe von stilistischen Phasen unserer Prosa geschrieben, im wesentlichen classisch geblieben ist, dies beweist eine stilistische Begabung ersten Ranges.

Denn das Veraltete liegt nur in Kleinigkeiten; das Mangelhafte in einer Menge kleiner grammatischer Unrichtigkeiten, die man schon damals gleich bemerkte, in welcher sein stilistisches Talent mit einer gewissen, wenn ich so sagen darf, Steifigkeit der zu wenig geübten Organe zu kämpfen hat, die dem Gefühl nicht mehr ganz gehorchen.

Sinn für plastische Kunst.

Und diese Macht eines Angeborenen zeigt sich denn endlich auch in den Wegen, auf welchen Winckelmann zum Kenner der bildenden Kunst wurde.

Ein Blick auf seinen Nachlaß zeigt dies noch deutlicher, als man bisher wissen konnte.[34]) Winckelmann war wol früh sehr bewandert in dem Chaos der griechischen und römischen Antiquitäten; auch regte sich in ihm zuweilen der Wunsch, ein Kenner von Gemälden zu werden[35]); denn was hätte er nicht zu kennen gewünscht! Aber bis in die letzten Jahre seines Aufenthalts in Dresden hat er eigentlich kunsthistorische Werke kaum gelesen, und das Künstlerische in den Kupferstichen der archäologischen Sammelwerke hat ihn kaum beschäftigt. Erst allmählich scheint die Residenz August's III. auch ihn mit jener Liebhaberei angesteckt zu haben, die damals in der dresdener Luft lag, und der sich niemand entziehen konnte, der in dieser Colonie italienischer Musik und Baukunst, Malerei und Sculptur lebte. Und auch da beschäftigte ihn fast ausschließlich die Gemäldegalerie. Er

besuchte sie an seinen freien Tagen, er schrieb sogar einen Cicerone; aber die Antikensammlung, damals die einzige bedeutende in Deutschland, hat er, wie uns ein im weimarischen Herder-Album veröffentlichter Brief belehrt hat, erst im December 1754, einige Monate vor dem Erscheinen seiner ersten Schrift, zum ersten mal gesehen, soweit sie gesehen werden konnte. Denn die Antiken standen damals noch wie Heringe eingepackt in einem der Pavillons des Großen Gartens, „sie waren zu sehen, aber nicht zu betrachten".

In Nöthnitz, vornehmlich aber, als er nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche und nach seinem Austritt aus Bünau's Dienste freie Muße im Ueberfluß hatte, studirte er den Junius über die Malerei der Alten, den er auch übersetzt haben soll, er durchblätterte die Werke der Montfaucon, Maffei, Zaunetti, er las den Baldinucci und Borghini, vornehmlich aber hielt er sich an die Franzosen, wie Chambray, de Piles, Felibien, du Bos, Richardson, Batteux, deren Excerpte ein ganzes Bändchen ausmachen. Die Schriften dieser und vieler andern waren bestimmt für Nichtkünstler, für die reichen und vornehmen Liebhaber, welchen sie den königlichen Weg zur Kunstkennerschaft ebnen sollten.

Wenn aber Winckelmann seine Anschauungen damals lediglich den Sammlungen Dresdens verdankte, so hatte doch sein Geschmack und sein Urtheil nichts von dem Typus der dresdener Kunstwelt angenommen. Sowenig wie er sich durch die polyhistorische Zerstreuung seiner Jugendjahre von seinem Ziel hatte ablenken lassen, sowenig ließ er sich durch die verwirrende Fülle dieser Schätze der Kunst von der Einfalt und Strenge des Geschmacks abziehen, der seine Natur zustrebte.

Er ging durch den üppigen labyrinthischen Park der

Elbstadt schnurstracks auf dem einen geradlinigen Pfad vorwärts, der zum Tempel in der Mitte führte, wo er nichts sah als herculanische Vestalen, eine Agrippina, einen Laokoon und die Sixtinische Madonna.

Nur die Plastik war es, mit ihrer Entfernung von allen Künsten und Reizen des Scheins und der Farbe, die eine einzige Figur zum Schauplatz ihrer ganzen Kunst machen kann, die hellenische Plastik natürlich, die von aller malerischen Beimischung frei ist, deren höchste Werke der Mannichfaltigkeit des Charakters nur innerhalb eines gemeinsamen Bezirks von festen Zügen Spielraum gestatten, und die Leidenschaft und Handlung oft lieber blos andeuten, dies Strengste, Reinste, Höchste in der Kunst ist das Einzige, was sich Winckelmann aus ihrem weiten Reiche auswählte, dem er seine dauernde Liebe zuwandte. Allem, was er sonst sah, kehrte er gar bald den Rücken; das alles bestätigte ihn immer aufs neue in seiner ersten und einzigen Neigung.

Wie groß war die Beschränktheit, aber auch die Reinheit seiner Kunstliebe. Er ging hier in Dresden, wie später in Rom, an ganzen weiten Strecken der Kunst, die er täglich vor Augen hatte, unberührt vorbei. Uebersieht man alles, so darf man getrost behaupten, daß ihm nicht blos die Baukunst und die Tonkunst, sondern auch die Malerei ziemlich verschlossen und gleichgültig blieben. Er wiederholt auch später in der Malerei fremde Urtheile, und nur was die Malerei mit der Sculptur gemein hat, war ihm zugänglich: der schöne Umriß, den er am liebsten in der trockenen Schärfe der ältern Schulen sah, während er für Colorit, Beleuchtung, Helldunkel, Gruppirung, Ausdruck und Handlung wenig Sinn hatte. Das Moderne und das Christliche in der Kunst blieb ihm stets ein verschlossenes Buch; er hat sich versündigt an Michel Angelo

wie an Correggio; und selbst an Rafael, dem einzigen neuern Maler fast, dem er ungetheilte Verehrung zollte, liebte er nur den Anklang an die maßvolle Ruhe der Antike, die Rafael aus dem Studium der alten Werke geschöpft haben sollte.

Aber daß er uns lehren wollte, nur das Höchste und Herrlichste zu begreifen und zu bewundern, das macht fast alles andere wieder gut. Er hat schon in Dresden die höchsten Meisterwerke zuerst wieder aus der widrigen modernen Umgebung, in der sie verloren dastanden, hoch auf das ihnen gebührende Postament gesetzt.

Wie dem Schiffer die Lichterscheinung der Leucothea im Toben der Meereswogen, so erschienen ihm die Vestalen inmitten der Entführungsgruppen der Corradini und Valestra; gegenüber der brausenden Unruhe dieser Werke der Schule Bernini's standen sie da wie die ragenden Säulen eines Tempels, um die, wie der Dichter sagt, ein Hauch der Ewigkeit weht.

Winckelmann nannte die Sixtinische Madonna das seltenste aller Werke der dresdener Galerie, als noch Maler die Madonna des — Trevisani für einen dem Rafael wenig vortheilhaften Nachbar hielten, und als der erste Gemäldekenner und Director der Kunstsammlungen, der Baron von Heineken, das Kind auf den Armen der Madonna für ein „gemeines Kind“ erklärte und zugestand, daß das Werk „Rafael's Pinsel immerhin keine Schande mache“. —

Daß nun ein Mann, dessen erste Augenweide ein Raum war, der Schusterwerkstätte, Wohnstube und Schlafzimmer in Einem war, der seine eindrucksfähigsten Jahre in Schul- und Bibliothekzimmern, in den Sandebenen und Nebeln des Nordens zubrachte, der bis in seine dreißiger Jahre entfernt von Kunstsammlungen lebte und keine Kreide berührt

hatte, daß dieser Mann auf einmal nicht etwa mit einem nordischen, oder gothischen, oder niederländischen, oder malerischen, sondern mit einem südlichen, plastischen und ganz auf Linearschönheit gerichteten Geschmack auftritt, und daß ein solcher Dilettant, auf Grund einiger Unterhaltungen mit dem Maler Oeser, eine Abhandlung hinwirft, die an dem Hofe, wo die Kunst seit lange das erste Interesse war und wo Kenner ersten Ranges lebten, durch Höflinge übersetzt werden sollte, weil sie den Weg zum guten Geschmack gebahnt habe (sie bahnte Winckelmann wirklich den Weg nach Italien): dies würde man für einen abenteuerlichen Glücksfall erklären, wenn diese kleine Schrift sich nicht als die erste Skizze so stattlicher Werke herausgestellt hätte. Sie anticipirte fast alle Gedanken seiner schriftstellerischen Zukunft; schon in ihr entfaltete Winckelmann jene Gabe der Divination bei unzureichender Erfahrung, mittels der er später den Stil des Zeitalters des Phidias charakterisiren konnte.

Wir finden hier schon in festen Linien die Grundzüge des spätern Systems der Schönheitslehre mit dem durch Wahl aus der Natur und durch Erhebung über die Natur gewonnenen Ideal, mit den Grundsätzen der Ruhe im Affect und der mittlern Wellenlinie des Umrisses. Schon wird dem Verführer der neuern Sculptur der Handschuh hingeworfen; die historische Causalerklärung der griechischen Kunstblüte wird fast vollständig gegeben und sogar Perioden der Kunst werden angedeutet; auch zwei Proben der später so berühmt gewordenen Beschreibungen großer Kunstwerke finden sich schon hier.

Und indem wir Winckelmann den Hellenisten, den deutschen Schriftsteller, den Kunstexegeten in solchem Zusammenhange sehen, so gestehen wir, dies alles überschauend,

daß es in manchen Fällen mehr als ein poetisches Witzwort sein kann, das Wort in Oehlenschläger's „Correggio":

Die Zeit macht keine Geister,
Der Geist macht seine Zeit.

III.

Moderne Literatur.

Wollte man hiermit diese Uebersicht über Winckelmann's Bildungsgang abschließen, so würde ohne Zweifel bei jedem, der historischen Sinn hat, der Eindruck der Unvollständigkeit, wo nicht der Unwahrheit zurückbleiben. Sollte man denken können, daß ein Mann gerade alles das, was ihm seine Zeit entgegengebracht, als unnützen Ballast wegwerfen mußte, und daß er gerade alles, was er geworden ist, ihr zum Trotz werden mußte? Jedermann würde den Verdacht hegen, daß dieses Bild, wo nicht in einer gewissen rednerischen Absicht, so doch gewiß in einer Mangelhaftigkeit der Quellen seinen Grund haben müsse.

Selbst die in dem ersten Abschnitt geschilderten polyhistorischen Neigungen ließen sich gegen diese Darstellung kehren. Hat nicht ein großer vor wenigen Jahren verstorbener Philosoph gesagt, „daß zwar, wer in den Wissenschaften etwas leisten wolle, nur ein ganz specielles Fach treiben müsse, unbekümmert um alles andere; daß aber wahre Bildung zur Humanität durchaus Vielseitigkeit und Ueberblick — etwas Polyhistorie — erfordere"? Ehe man sich der später freilich unvermeidlichen Beschränkung unterwirft, muß man sich, soviel die Kräfte gestatten, bei Gefahr geistiger Verkümmerung, ausbreiten, und wer seinem Zeitalter etwas Neues schenken will, der muß etwas überall zu Hause sein; weil zu jedem Neuen die Bestandtheile von

sehr verschiedenen Orten, man kann nicht wissen von welchen, hergeholt werden müssen, und weil man das ganze Feld kennen muß, wenn man die Grenzlinien eines bestimmten Bezirks ziehen will.

Nun begegnen wir allerdings in Winckelmann's erster Lebenshälfte auch einer Gruppe von Anregungen und Vorbildern, die ihm seine Zeit entgegenbrachte, aber sie liegen an einem Punkte, wo man sie am wenigsten erwartet. Dieser bei der Berechnung von Winckelmann's Bildungsgang bisher nicht gehörig in Anschlag gebrachte Factor liegt nämlich in der modernen Literatur des Auslandes. Ohne dies moderne Element wäre Winckelmann wol nie ein moderner Schriftsteller, ja ein Günstling seines Jahrhunderts geworden.

Wyttenbach erzählt von David Ruhnken, als er 1755 in Paris jene Unzahl von Collationen griechischer Handschriften unternahm, von denen er nie selbst Gebrauch machen konnte, habe er seine Mußestunden keineswegs auf das Lesen neuerer Schriftsteller verwandt. So handelte nicht Winckelmann.

Wenn man sich Winckelmann's fast stets gegen die Neuern und für die Alten plaidirender Aeußerungen erinnert, wenn man sieht, wie er nicht blos neuere Bildhauer, sondern auch neuere Schriftsteller meist nur anführt, wo er sie zurechtweisen und schelten kann, wie er die Tonangabe der damaligen Bildung, die Franzosen und das Alterthum für widersprechend erklärt und bei einem damals Aufsehen machenden und von Lessing geschätzten englischen Werk über Kritik [36]) zu seiner Freude wahrzunehmen glaubt, daß wir so wenig wie unsere Nachkommen erleben werden, daß die Kunst Italien verlassen und nach England gehen werde: so macht man sich keine Vorstellung davon, wie manchen Monat er damals in der Bünau'schen Bibliothek mit deutscher Gründlichkeit über sehr leichter Literatur hin-

brachte, und daß damals Schriftsteller seine Lehrer waren, deren Sätze er auf dem besten Papier und in sauberer Schrift als ein κτῆμα εἰς ἀεὶ sammelte, die er später mit einem derben Worte der Verachtung und Vergessenheit übergab.

Vergleicht man die Quantitätsverhältnisse seiner Auszüge, so unterscheidet man einige moderne Schriftsteller, die seine besondern Günstlinge gewesen sein müssen. Daß Bayle der Protagonist unter ihnen war, darf ich nicht wiederholen; ihm zunächst stehen Montaigne und Shaftesbury, der Verfasser der „Essais" und der Verfasser der „Characteristics"; und diese beiden sind zugleich die einzigen Philosophen, die in dem Kreis seiner Collectaneen vertreten sind. Während aus andern nur einzelne schöne oder mit Winckelmann's Denkweise harmonirende Stellen ausgewählt sind, schwellen hier die Auszüge zu dem Umfang von Broschüren an.[37]) Ihnen schließt sich Pope an; Winckelmann erzählt, daß er den „Essay on man" fast auswendig wußte[38]); Voltaire besaß er selbst in der ersten Sammelausgabe seiner Werke, die im Jahre 1749 zu Dresden von Darnaud in acht Bänden herausgegeben wurde. Außer diesen scheinen ihn Addison und Buffon am meisten angezogen zu haben. Von Schriftstellern des Zeitalters Ludwig's XIV. kommen nur Labruyère und Larochefoucauld vor.

Interesse der Form.

Man braucht nur diese Namen zu hören, um zu wissen, wie es mit unserm Leser bestellt war. Welche Geister der Verneinung, welche Kritiker der Ueberlieferung aller Art; aber auch welche Künstler der Sprache; welcher Reichthum ausgeprägter stilistischer Eigenthümlichkeit, — hier in der kecken Naivetät, und der phantastisch-barocken Fülle des

Ausdrucks, in der Montaigne mit der Sprache wie mit seinem Eigenthum schaltet, dort in dem künstlich abgemessenen Rhythmus der Perioden des Shaftesbury, voll versteckter ironischer Anspielungen und voll musikalischer Koketterien; hier in der ebenmäßig dahinfließenden, reinen, den ruhigen Zauber seiner Unterhaltung abspiegelnden Erzählung des Addison, dort in den mit funkelnden Antithesen und mit einem graziösen, ich möchte sagen triumphirenden Stolz dahineilenden Sentenzen des Pope.

Wieviel Werth Winckelmann auf die Form legte, geht aus der Sorgfalt hervor, die er selbst auf sie verwandte; er spricht bei Gelegenheit seiner Werke oft vom Stil, er nennt seine Stilmaximen, aber sehr wenig vom Inhalt. Ein Stil wie der seiner ersten Schrift fällt niemand in den Schos, auch dem größten Talent nicht; er setzt ein Studium der Muster und die Bildung fester Grundsätze voraus. Nun begegnet uns in der That in seinen Auszügen eine Unzahl solcher Maximen, Kritiken und Charakteristiken, meist neuerer Dichter und Schriftsteller, — aus Adrien Baillet's „Jugemens des savans“, aus Pope's „Essay on criticism“, und in Briefen führt er gern den Ausspruch des Roescommon an:

Of things in which mankind does most excell,
Nature's chief master-piece is writing well.

Alle diese Schriftsteller mit Ausnahme Montaigne's, gehören dem Kreise der Literatur an, die sich unter dem Einflusse der gesellschaftlichen Brennpunkte der großen Hauptstädte und ihrer Höfe, in der Folge aber auch unabhängig vom Hofe entwickelte, jener Kreise, in welchen die ersten Geister der politischen, militärischen und literarischen Welt einen Vereinigungspunkt fanden. Hier entwickelte sich jener Kanon des guten Geschmacks, der auf einem Gleichgewicht aller Geisteskräfte ruht, und eine feine Mittellinie ist, die

zwischen allen Uebertreibungen und Ungehörigkeiten der Phantasie, des Verstandes, des Witzes, des Gefühls durchgeht. Freilich mußte hier alles auf das Niveau der Begriffe und des Maßes von Geistesanstrengung gebracht werden, das die gute Gesellschaft zuläßt, — doch wozu die bekannten Gebrechen dieser Literatur aufzählen: sie sind jedermann bekannt; aber das, was man nicht vergessen sollte, ist, daß diese so despotische und längst untergegangene gute Gesellschaft eine Zeit lang allein das repräsentirte, was den Schriftstellern die Nation sein sollte, die Nation, welche die Alten beim Schreiben vor Augen gehabt hatten; daß hier zuerst ein Kreis sich bildete, der keinen zünftigen Charakter hatte, und in welchem das Streben einer humanen Cultur aufkam, welche die Alten freilich in einem weit größern Stil besessen hatten. Diese Literatur stellt sich der Literatur der Kaste entgegen; sie wandte sich an den Menschen, statt an den Fachgenossen; sie brachte selbst den Männern von der Gilde allmählich die Forderungen des Geschmacks, der Urbanität, der Gemeinnützigkeit und bald auch des philosophischen Gedankens zum Bewußtsein; sie gewöhnte sie an die schwere Selbstverleugnung, dem Uebergewicht des todten Stoffs, dem abstoßenden Ernst, den unpraktischen Grübeleien zu entsagen; sie verlangte Beseitigung des Gerüstes und des Handwerkszeugs der Wissenschaft, und vor allem die Vermeidung der technischen Sprache, jenes zünftigen Rothwelsch (wenn der Ausdruck erlaubt ist), welches die Literatur in Dialekte zerfällt, die wie Sprachen verschiedener in einem Staatskörper zusammengeschlossener Stämme nebeneinander hergehen. Und wie man auch über die Popularisirung der Wissenschaft urtheilen mag, gewiß ist, daß hierin für bedeutende Männer die Veranlassung gelegen hat, die moderne Prosa für ihr bisher ganz fremde Gegenstände zu bilden, ihr neue Darstellungsformen zu

schaffen und der Nationalliteratur einige unvergängliche Denkmale zu schenken.

Selbst der platonische Idealismus nahm bei Shaftesbury zum ersten mal wieder den Ton des geistreichen Weltmanns an; Montesquieu macht mit einem einzigen Buche die Geheimnisse des Wachsthums und Verfalls der Staaten zum Gespräch der geselligen Cirkel von ganz Europa, und für Buffon war bekanntlich die Composition eines literarischen Kunstwerks sozusagen die Inspiration zu seinen Untersuchungen und Ideen über die Geschichte der Natur.

Niemand konnte sich damals mehr der Anerkennung des Grundsatzes entziehen, dessen Aufstellung das epochemachende Verdienst des Zeitalters Ludwig's XIV. ist, daß die neuern Sprachen als Organe anzusehen seien, in welchen alles das, weshalb die Alten als kanonisch und classisch bisher eine so einzigartige Stellung einnahmen, vollkommen ebenso erreicht werden könne, und daß diese Sprachen auch für das allein angemessene Organ dessen gelten müßten, was irgend auf Bedeutung im Leben Anspruch erhob.

Jede vordringende Richtung sucht, um sich zur nachdrücklichern Verfolgung ihrer Ziele zu reizen, ein Zerrbild aufzubauen, in welchem sie das zusammenfaßt, was sie flieht und haßt. Dies Zerrbild war für jene Zeit die Pedanterie. Aus Winckelmann's Collectaneen ließe sich eine Satire auf gelehrte Verkehrtheiten zusammenstellen, (ein amas d'asneries, wie Montaigne sagte); eine Sammlung spitziger Ausfälle gegen die „subalternen Köpfe, die nur bestimmt scheinen, das Register und Magazin fremder Erzeugnisse zu sein, die ihre Geisteskräfte schwächen, indem sie ihnen zu viel zu fassen geben, die Pfleger der eiteln und dürren Wissenschaften, die ohne Annehmlichkeit und ohne Nutzen wie eine Münze ohne Curs, unfähig sind, in die Unterhaltung und den Verkehr überzugehen" [39]), besonders gegen die ganze

gothische Rumpelkammer mittelalterlicher Künste und Wissenschaften, auf die Samuel Butler im „Hudibras" so ergötzliche Reime ersonnen hat.

In diesen Regionen der Literatur mochte Winckelmann gewahr werden, daß es noch einen andern Ehrgeiz gebe als den, vor einer kleinen, eine todte Sprache mit sich selbst redenden Kaste Beweise von dem Umfang und der Accuratesse seiner Collationen und Collectaneen zu geben. Nur aus diesen Einflüssen erklärt es sich, daß ein Mann, der ein solcher Vergötterer der Alten und Verkleinerer der Neuern war, der so viel Anlage hatte zum gründlichsten Meisterstolz, der so gern seinen Lehrstuhl über den umgestürzten Lehrstühlen aller andern aufgeschlagen hätte, daß ein solcher Mann seine Ehre darein setzen konnte, in gutem Deutsch für Weltleute zu schreiben, ja gar nicht wünschte, von Gelehrten gelesen zu werden, und sich denen anschloß, die durch das Ausland ermuthigt und gleichsam autorisirt (denn durchs Ausland mußte man doch in Deutschland autorisirt sein) anfingen, sich an die Nation zu wenden, die noch nicht existirte, aber durch solche Bücher allmählich ins Dasein gerufen wurde.

Wie ganz Winckelmann auf die Sentenzen jener gesellschaftlichen Literatur eingegangen war, zeigt sich freilich am auffallendsten in seiner ersten Schrift. Sie ist fast ohne Citate, sie ist nicht für Gelehrte, sondern für Liebhaber und Kenner der Kunst bestimmt; sogar einen „Anflug französischer Wendungen" hat man in ihrem Stil bemerkt, und die Kürze und Leichtigkeit, nach der sie strebt, erinnert an gleichzeitige französische Vorbilder. Es ist bekannt, daß Winckelmann's Schriften fast die ersten deutschen Bücher waren, die von den hohen und höchsten Ständen mit Vergnügen gelesen wurden.[40])

Poesie.

Einen Blick verdient die kleine poetische Anthologie, die Winckelmann fast ausschließlich aus englischen Dichtern gesammelt hat. Das meiste ist aus Milton's „Verlorenem Paradies", aus Butler's „Hudibras" und aus Pope's Werken; außerdem begegnen uns die Namen Waller, Cowley, Rochester, Otway, Roescommon, Buckingham, Congreve, Thomson.

Prüft man diese Auswahl, so gewinnt man bald die Ansicht, daß es hauptsächlich zwei Dinge sind, die ihm in der Poesie zugänglich waren, das didaktische und das bildliche Element. Er liebte es, sein Gedächtniß auszustatten mit jenen Sentenzen, in welchen die Klarheit, die Präcision und die Rundung der damaligen gesellschaftlichen Sprache durch die Schranken des Verses noch mehr vervollkommnet wurde.

Der figürliche Ausdruck, das Malerische in der poetischen Sprache war ja aber, wie die zahlreichen und schwerfälligen ästhetischen Bücher der Breitinger und Bodmer beweisen, das einzige poetische Element, welches der damaligen Aesthetik faßbar war, und in dem sie auch den Dichtergeist des Homer allein zu bewundern vermochte.

Die grandiosen Bilder waren es auch, die Winckelmann in Milton's „Verlorenem Paradies" auffielen. Ihm galt dieser einzige wirklich große Dichter des Nordens, den er kannte, als Repräsentant nordischer Phantasie; aber ihm scheinen seine Gleichnisse nur „groß für den Verstand, aber klein für die Phantasie"; er nannte sie schöne Gorgonen.

Winckelmann pflegte die Sätze, auf welche er den meisten Werth legte, mit Bildern und Vergleichen zu schmücken; in diesen Blättern sehen wir, wie er dazu Studien macht;

er gibt eine kleine Sammlung „Vergleiche“; ja wir entdecken, daß eine Anzahl seiner schönsten und berühmt gewordenen Bilder beinahe Plagiate waren.

Hier sind einige herausgegriffene Beispiele:

Winckelmann sagt in der „Kunstgeschichte“: „Die Schönheit soll sein wie das vollkommenste Wasser aus dem Schose der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird“ u. s. w.

Die Anregung zu diesem berühmt gewordenen Vergleiche liegt in einer Stelle aus des Abbé Bouhours „Entretiens d'Ariste et d'Eugène“: „Le beau langage ressemble à une eau pure et nette qui n'a point de goût, qui coule du source“ u. s. w.

In den Gedanken über die Nachahmung heißt es: „Sowie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so sehr wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.“

Die Königin Christine von Schweden sagt in ihren „Maximen“: „La mer est l'image des grandes âmes: quelque agitées qu'elles paraissent, leur fond est toujours tranquille.“

In der Abhandlung von der Empfindung des Schönen vergleicht Winckelmann diese Empfindung „dem Epheu, welcher sich ebenso leicht an einen Baum als an eine alte Mauer anhängt“, d. h. das Schlechte und das Gute mit gleichem Vergnügen sieht, daher müsse man dieselbe mit schönen Bildern beschäftigen.

La Mothe le Bayer sagt: „La passion amoureuse ressemble au lierre, — grimpant et se liant à tout ce qu'elle rencontre.“

In der Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst wird bei Gelegenheit der schönen Köpfe kleiner

Figuren bei Albano bemerkt, „daß hier vom Kleinen ins Große zu gehen fast sei, als wenn man nach Erlernung der Schiffkunst aus Büchern die Führung eines Schiffs im Ocean unternehmen wollte"; nach dem Satze: „Studiare medaglie sul libro è come chi studia la nautica in camera, che poi non sa regolar un batello, non che una nave."

Nur Einen Punkt gab es, wo auch unser Gelehrter in der Poesie etwas anderes als stilistische Eleganz suchte, und dies sind die Gemälde und Aufwallungen der Leidenschaft, die bekanntlich jedermann zum Dichter macht.

Kein Kapitel ist mit so viel hübschen Versen aus italienischen, englischen und französischen Dichtern ausgefüllt, als das Kapitel von der Liebe, deren Metaphysik und Physik ihn gleichmäßig beschäftigt. Bald hört man den schwärmerischen Verehrer des Schönen, bald den zärtlichen Freund, aber auch eine faunische Sinnlichkeit redet dazwischen. Italienische Sonette, Michel Angelo und Petrarca versetzen uns in die höchsten lichten Regionen, wo Liebe und Andacht kaum zu unterscheiden sind; wir hören die süßen melodischen Sehnsuchtslaute aus dem „Aminto" des Tasso, aus dem „Pastor fido", aus Chaulieu und aus Pope's Briefen der Heloise; aber ebenso viel Geschmack scheint er zu finden an den feinen und witzigen Wendungen der galanten Correspondenzen und noch mehr an der anmuthigen Sinnlichkeit des Südens, wie denn besonders in dem Heft, welches den Titel „Proverbj italiani" führt, ein artiges Sträußchen aus der welschen Ars amandi gesammelt ist; und dazwischen tauchen auf die muthwilligen Scherze, die zweideutigen und unzweideutigen Frechheiten eines Ariost, Rochester, Grécourt, und selbst Theodor Beza's Jugendsünden.

Von Shakspeare zwar scheint Winckelmann nichts gelesen

zu haben; aber merkwürdig ist, wie vollständig er alles aufzeichnet, was ihm über Shakspeare und aus Shakspeare bei den damaligen englischen Kritikern und Dichtern begegnet; sollte er geahnt haben, daß hier ein Genius eines Kopfes größer als alle ihm bekannten verborgen sei, den ihm aber nur von ferne zu sehen beschieden war?

Geist der Zeit.

Aber es ist nicht blos die formelle Tendenz, die ihn in den Werken der modernen Literatur anzog.

Die Vertiefung in diese Blätter zeigt deutlich, daß sie von einem Manne stammen, der sich mit dem Geist seiner Zeit in Rapport setzen will, der, je mehr er der großen Welt und ihren Gedankenherden fern steht, um so gründlicher sich in den Ideenkreisen der Gegenwart heimisch machen will.

Wir erkennen hier einen geistig erreglichen Mann, der voll von glühender, durch den lange erfahrenen Druck nur genährter Freiheitsliebe und nicht ohne geheimen Ehrgeiz, überall das dem vorstrebenden und befreienden Drang der Zeit Angehörige, das was die Zukunft für sich in Besitz zu nehmen trachtete, aufgreift und festhält. Wir sehen einen Mann, der mehr als andere unter den damaligen Zuständen geseufzt hatte, und der durch die Ungunst der Verhältnisse mehr als andere von den Anfängen des Bessern ausgeschlossen geblieben war; und dieser Mann sieht jene Uebelstände fast mit demselben Blick, wie wir sie sehen können, die längst im Genuß des Bessern sind, das er herbeiwünschte.

Denn so wenig Aussicht zum Bessern war zu der Zeit, als Winckelmann in Deutschland lebte, vorhanden gewesen, daß er später in Italien die Erscheinungen aus dem Vaterlande mit dem höchsten Erstaunen aufnahm, welche als

erste schwache Anzeichen gelten konnten, daß die deutsche Literatur zur Weltliteratur werden wollte, und in welchen sich das Streben zeigt, ohne Schulsprache und „mit Maß“ zu philosophiren.[41])

Daß die obige Vermuthung hinsichtlich der Absichten, die Winckelmann bei der Auswahl seiner modernen Favoritschriftsteller leitete, eine richtige ist, dies beweist wiederum schon die einfache Aufzählung der Namen; es sind diejenigen, welche den Söhnen jenes Jahrhunderts gleichsam die Taufe ertheilten. Es ist Montaigne, den zwar schon Bacon nachgeahmt und Shakspeare besessen und gelesen hatte, der im 17. Jahrhundert das „Brevier der honneten Leute“ genannt wurde und dessen skeptische Ansicht von der menschlichen Natur Pascal nur aus dem Heitern und Leichten ins Schwermüthige und Tiefsinnige übersetzte, dessen eigentliche Wirksamkeit aber erst im 18. Jahrhundert begann; denn nicht nur Rousseau, sondern fast die ganze Humanität dieser Zeit lag in Montaigne beschlossen; — es ist Bayle, in dem dasselbe Jahrhundert alle Jahrhunderte im Auszug fand, soviel es von ihnen gebrauchen konnte, und der die Rüstkammer geschaffen hatte für alle seine feinen und schneidenden Waffen; — es war Shaftesbury, der platonisirende Lord, der ironische Verhöhner pfründenbesitzender Apologeten und alttestamentarischer Heiligen, der den Spott zum Prüfstein der Wahrheit machen wollte, weil Wahrheit alle Lichter vertragen könne; — es war Pope, dessen Moral und Theodicee so im Geschmack des Jahrhunderts war, daß Voltaire den „Essay on man“ für das erhabenste aller didaktischen Gedichte erklärte; und endlich der große „frondeur des préjugés“ selbst, der nicht blos alle Werkzeuge poetischer und prosaischer Kunst beherrschte, sondern auch die Neigungen des kanonischen Zeitalters und die des kritischen und skeptischen in sich verknüpfte.

Und in diesem Charakter sind denn auch die ausgewählten Sätze. Mit merkwürdigem Takt ist überall das herausgegriffen, was den Tendenzen der Erneuerung angehört. Es ist der Ruf zur Natur, zum Einfachen, zum Vernünftigen, der uns hier aus allen Gemächern und Winkeln des verworrenen Baues der damaligen europäischen Culturwelt entgegenschallt. Es ist der Ruf von der Schulweisheit aus bloßen Begriffen zu der Wissenschaft der Erfahrung und der Sinne; von der Willkür der Vernunft zu der Sicherheit des Instincts; von dem Zwang eines strengen und finstern Gesetzes zu einer Moral, die sich auf die Triebe des Herzens gründet; von dem mechanischen Regelgeist auch in Poesie und Kunst zu der unbeschränkten Willkür des Originalgenies. Es ist etwas darin von dem freien Luftzug, der damals von England her selbst in die dumpfe Stubenluft Deutschlands eindrang, und auch schon etwas von der Verstimmung gegen die Uebelstände einer complicirten und von der Natur abgekommenen Civilisation: die Idee der Humanität aber, gegenüber der Barbarei des Kriegs, des Gewissenszwangs, der Erziehung macht sich überall geltend.

Gerade in der Zeit, als Winckelmann nahe daran war, sich endlich von lästigen Banden aller Art freizumachen und den Entschluß zu fassen, lediglich seinem Genius zu leben, kam er über den in unserm Aufsatz schon mehrfach erwähnten Schriftsteller, in dessen „Essais“ die ganze spätere Lebensphilosophie unsers Gelehrten enthalten zu sein scheint.

„Ich befasse mich nicht mit dem, was die Menschen thun sollen: Andere befassen sich zur Genüge damit, sondern mit dem, was ich thue.“ Von keinem Modernen ist wol die antike Lebensweisheit, sich nichts Menschliches fremd zu achten, so getreulich befolgt worden wie von Montaigne. Mit der Unbefangenheit eines ganz andern Alters der Welt

acceptirt er sich in dem ganzen Umfang seiner Fehler und Tugenden; sieht er dem Spiel der edeln und unedeln, der weichlich selbstsüchtigen und der hochherzig ritterlichen Regungen seiner Natur zu, die uns und ihm selbst aus Widersprüchen zusammengesetzt schien, aber nicht anders, als wie auch die Harmonie der Welt aus entgegengesetzten Tönen zusammengefügt sei.

Aus Montaigne könnte man eine ganze Pathologie dessen zusammenstellen, was man in tadelndem Sinne modern zu nennen pflegt. An dem Befreiungsprocesse, in welchem die neuern Völker, wie in eisernen Banden geborene Riesenkinder, die abgestorbenen halb barbarischen und halb greisenhaften Culturformen des Mittelalters zu durchbrechen suchten, an diesem Verjüngungsprocesse hatte Montaigne großen Antheil.

Montaigne gibt uns zuerst einen Eindruck von der Krankhaftigkeit des Uebergewichts und der einseitigen Ausbildung der geistigen Natur des Menschen, von allen jenen Verirrungen des Modernen, „dessen Augen weiter sind als sein Magen, dessen Wißbegier größer als seine Fassungskraft". Er musterte mit dem freiesten Blick den ganzen gothischen Häusercomplex der Wissenschaften und Künste der Einbildung, von der Metaphysik der Schule bis zu den „fanatischen, eiteln und übernatürlichen Künsten"; das Wissen von den Dingen, die es nicht geben kann, und das Wissen von den Dingen, die man nicht wissen kann, und deren Wissen doch die menschliche Natur ebenso wenig entbehren wie erreichen zu können scheint, und auf dem nach Montaigne der Stolz der Vernunft beruht, welche die köstliche, untrügliche Stimme der Natur geringgeachtet und verdunkelt hat. Er wollte seinen Geist lieber herabstimmen und beruhigen als hinauftreiben und überspannen; er glaubte, man bedürfe mehr Blei als Flügel, mehr Kälte und Ruhe

als Hitze und Aufregung. „Die Weisheit hat ihr Uebermaß und bedarf der Mäßigung, so gut wie die Thorheit.“ Je mehr er sich beobachtete, desto einleuchtender wurde ihm die alterthümliche Idee des Gleichgewichts von Seele und Leib: er tadelte die Schulweisheit, welche die Sorge für beide trenne. Man sprach damals viel von den außerordentlichen Erhebungen der Seele, man zählte ihre Ursachen auf: die göttliche Verzückung, die Liebe, die Kampfeswuth, die Poesie, den Wein; Montaigne vermißte darunter die Gesundheit. Aber auch umgekehrt: „Die Seele, in welcher die Philosophie wohnt, macht durch ihre Gesundheit auch den Leib gesund, dem sie ihre Ruhe und ihr Behagen mittheilt.“ Montaigne gesellte keck eine gleichmäßige Heiterkeit als Gefährtin zu allen den großen Namen der Weisheit, der Tugend, der Frömmigkeit.

An solchen Aussprüchen fand Winckelmann damals die Bestätigung in der Richtung, der er zustrebte. Denn es tritt uns in diesen Blättern nicht blos ein Mann entgegen, der den Ehrgeiz hat, mit seinem Zeitalter gleichen Schritt halten zu wollen; sehen wir genauer, so entdecken wir einen Mann, der vor allem sich selbst zu finden sucht, der sich seine Philosophie des Lebens bilden will, der in allen Dingen der Theorie und Praxis schon voll individueller Neigungen und Abneigungen ist. Indem er sich in dem Makrokosmus einer Universalbibliothek zu verflattern und zu verlieren scheint, reflectirt sein Mikrokosmus doch nur das, wozu er nach seiner vis repraesentativa universi prädisponirt ist, oder, ohne metaphysischen Schwulst, während er sich durch ganze Abtheilungen der Literatur heißhungerig durcharbeitet, greift er mit einer merkwürdigen Bestimmtheit das heraus, was seiner Natur gemäß ist.

Es ist eine eigene, scharfe, reinigende, nicht jeder Lunge zusagende Luft, die uns aus diesen vergilbten Blättern

entgegengeweht. Hier erscheint Winckelmann einmal nicht blos als der spätgeborene Geistesverwandte des Zeitalters des Phidias oder des Plato, sondern als der wahre Sohn seiner Zeit, als der Sohn des Jahrhunderts, das sich auch in ihm wiedererkannte, des Jahrhunderts, von dem Condorcet 1788 sagte, „daß in ihm der menschliche Geist, an seinen Ketten rüttelnd, sie alle gelockert und einige zerrissen hat, wo alle Meinungen geprüft, alle Irrthümer angefochten, alle alten Gebräuche der Discussion unterworfen worden sind, wo alle Geister einen ungeahnten Zug nach der Freiheit genommen haben".[42])

Allgemeines Ergebniß.

Der Beitrag nun, der in dem allen liegt für die Vervollständigung des Bildes Winckelmann's, führt keine wesentliche Veränderung der bekannten Züge mit sich.

Es kommt nicht oft vor, daß das Urtheil, welches sich vor dem intellectuellen und moralischen Wesen eines Mannes in den ersten Generationen nach seinem Hingange feststellte, durch nachkommende Kunde gänzlich umgekehrt oder selbst in wesentlichen Dingen verändert wird. Das Bild, dessen Lineamente sich in diesen ersten Zeiten gestalten, wenn die Erinnerung und der Antheil noch so lebhaft ist, und doch der Neid verstummt und der Zauber einer großen Persönlichkeit sich löst, dieses Bild ist gewöhnlich bestimmt, das bleibende Bild im Pantheon der Nachwelt zu werden. Wenn späterhin neue Quellen eröffnet, die alten noch einmal geprüft werden, so erhalten wol die Localfarben hier und da etwas mehr Leben und Wärme, hier und da wird ein feinerer pathognomischer Zug hinzugefügt, in den Gesichtslinien eine Hervorragung verstärkt oder gemildert, der Gegensatz von Licht und Schatten vielleicht noch stärker

accentuirt oder durch Helldunkel ermäßigt; aber die wesentlichsten Lineamente der Zeichnung und die Grundverhältnisse der Beleuchtung bleiben dieselben.

Winckelmann hat es selbst gerühmt, daß er das meiste sich selbst zu verdanken habe. Er war Autodidakt aus Neigung und Noth. Er hatte die Fehler seiner Tugenden. Er besaß die Abneigung des Autodidakten, irgendetwas zu lehren und zu sagen, was er nicht selbst erfunden hatte, ja was nicht danach angethan war, seine Vorgänger und Nebenbuhler zurechtzuweisen und niederzuschlagen. Auch seine Abneigung gegen das Universitätsleben hängt hiermit zusammen. Es fehlte ihm etwas die logische Disciplin der Gedanken, und die tabellarische Gliederung der Kenntnisse; und er hatte sich nie in die sichern und exacten Gewohnheiten der kritischen und hermeneutischen Methode eingelebt.

Dafür aber war alles, was er wußte und lehrte, deutlich und anschaulich, lebendig und persönlich; es war nichts darin von jenen todten Stoffmassen, von jenen leeren Worten und grauen Spinnweben der Begriffe; nichts von den Irrthümern jener schiefen Köpfe, die sich mit sehr elegant gearbeiteten Instrumenten brüsten, nur daß sie in die Objecte ihrer Zergliederungskunst fast immer verkehrt einschneiden.

Er hat keine Schule gegründet, denn er war stark nur in dem, was sich nicht lernen läßt. „Man eignet sich die Methode an“, sagte jemand, „aber nicht das Genie.“ Aber in seinen Werken brennt eine stille, unvergängliche Flamme, an der sich noch immer, wie damals, als er alle seine Zeitgenossen mit sich fortriß, das höhere Verständniß und die Liebe zur alten Kunst entzünden kann. Hätte das Verdienst seiner Schriften nur im Stofflichen gelegen, sie würden mit der gänzlichen Umgestaltung dieses Stofflichen längst in das Dunkel der Bibliotheken zurückgetreten sein.

In dieser Wahrheit, in dieser Begeisterung, in dieser persönlichen Färbung liegt auch das letzte Geheimniß seines Stils, der wieder das Geheimniß seines überraschenden Erfolgs enthält. „Die Masse der Kenntnisse", sagt Buffon, „die Eigenthümlichkeit der Thatsachen, selbst die Neuheit der Entdeckungen, dies sind keine sichern Garantien der Unsterblichkeit; wenn sich die Werke nur mit unbedeutenden Sachen beschäftigen, wenn sie ohne Geschmack, ohne Adel und Geist geschrieben sind, so werden sie untergehen, weil die Kenntnisse, die Thatsachen, die Entdeckungen leicht entführt und übertragen werden und sogar gewinnen, wenn sie in geschicktere Hände übergehen. Diese Dinge liegen außerhalb des Menschen. Der Stil gehört zum Menschen selbst (est de l'homme même)."[43])

Dies ist ein Theil der Betrachtungen, die sich mir bei der Beschäftigung mit dem handschriftlichen Nachlaß Winckelmann's aufgedrängt haben. Möchten diese Blätter Veranlassung werden, daß diejenigen, welche etwa im Besitz von noch unbekannten Reliquien Winckelmann's oder von Nachrichten über solche sind, sich bestimmen ließen mir hierüber Mittheilung zukommen zu lassen.

Anmerkungen.

1) A. W. Schlegel's Gesammelte Werke, XII, 321 fg.

2) Ein Verzeichniß derselben findet sich in Millin's Magasin encyclopédique (1808), VI, 371. Mittheilungen daraus von Hartmann in Daub's und Creuzer's Studien, 1809, S. 263 fg. und 1811, S. 206 fg.

3) Vgl. Gurlitt's Hamburger Programm vom Jahre 1818 S. 17 fg. (auch in seinen archäologischen Schriften) und Petersen, Erinnerung an Winckelmann's Einfluß u. s. w. (Hamburg 1842).

4) Brief an Berendis vom 11. Jan. 1753.

5) Künstlergalerie (Zürich 1807).

6) F. C. Boysen's eigene Lebensbeschreibung (Quedlinburg 1795), S. 260 fg.

7) Um fünf solcher Briefe bittet Heinrich Meyer die Oeser'schen Erben in einem Briefe, den Director Kraukling in Dresden besitzt.

8) Montaigne, Essais, III, 10.

9) Sophoclem, quem vix depono manibus, ex scholiis graecis adhibitis coniecturis infinitis locis emendavi et interpunxi, ut exemplar meum in recudendo hoc tragico poeta videatur aliquid lucis afferre posse. Brief an Bünau vom 10. Juli 1748.

10) Payen, Nouveaux documents inédits ou peu connus sur Montaigne. Der erste Finder war Parison. Payen hat 30 Bände der Montaigne'schen Bibliothek aufgefunden.

11) Aveo volumen lexici universalis litt. C. At vastum volumen. Quin concedatur in octiduum aut quamdiu libuerit. Bis et quater involucris vestitum adservabo, fovebo et reponam etc. — Vellem videres, qua ego exultatione soleo occurrere

tabellario. Briefe an den Pastor Papier zu Groß-Beuster bei Seehausen aus den Jahren 1743 und 1744.

12) Im Département des manuscrits, Nr. 4276, unter dem Titel Adversar. ling. germ.

13) In dem Quartband der hamburger Winckelmanniana.

14) Paris. Ms. 4272.

15) Andere urtheilen entgegengesetzt; „Bayle", sagt Voltaire, „Essai sur les moeurs, Ch. 174, souvent aussi répréhensible et aussi petit, quand il traite des points d'histoire et des affaires du monde, qu'il est judicieux et profond quand il manie la dialectique."

16) Th. Carlyle, Life of John Sterling, S. 297.

17) Par. Ms. 4274: „Itineraria"; hamburger Winckelmanniana, Fol.

18) Hamburger Winckelmanniana, Quart.

19) Totus igitur in mathesi sum. . . . Taedet omnis empirici nominis. . . . nihil ratum firmumque adprobo, quod ex principiis indubitatis, qualia sunt axiomata mathem. deduci nequit ab auditoribus, usque ad punctum mathematicum. — Ad problemata geometriae demonstranda machinae itidem suppetunt ut astrolabium, mensula, pixis magnetica, catena ad demetiendas areas. Brief an L. von Hanses bei Hadmersleben aus dem Jahre 1743.

20) Brief an Berendis vom 6. Juli 1754. Par. Ms. 4264: „Storia naturale."

21) Die Auszüge und Kaiserfragen in Hamburg; die Arbeiten zu Bünau, auf der dresdener königlichen Bibliothek und in Besitz des Hrn. Karl Sahrer von Sahr in Dahlen.

22) Quanta vero crux, cum ingeniis conflictari ejusmodi! An Bünau vom 10. Juli 1748.

23) Von Ludwig's XI. Verstellung Tac. Ann., I, 1: „Tiberioque etiam in rebus, quas non occuleret, sive natura, sive consuetudine, suspensa semper et obscura verba."

Von Frankreichs politique in Absicht der Empörung der Reichsglieder gegen das Oberhaupt (Tac. Germ., 33): „Maneat quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri (at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil iam praestare fortuna maius potest quam hostium discordiam)."

Von der Armee der Schweden (l. l., 30, Chatti): „Fortunam inter dubia, virtutem inter certa numerare.“

Von Gustav Adolf's Tod in der Schlacht bei Lützen, ebend. 14: „Iam vero infame (in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse).“

Cromwell hat den Satz des Menander weislich wissen zu üben (Plut. de aud. poet. 3. Stob., II, 8):

Τοῦ μὲν δικαίου τὴν δόκησιν ἄρνυσο·

(Τὰ δ' ἔργα τοῦ πᾶν δρῶντος, ἔνθα κερδανεῖς. Fragm. Eurip. Ixion.)

Von Richelieu: „Wenn man jemand zu mächtig werden läßt, so muß man u. s. w.“ Bayle, Pericles (bezieht sich auf die Stelle in Aristophanes' Fröschen, 1477 fg.):

Οὐ χρῆ λέοντος σκύμνον 'εν πόλει τρέφειν,
μάλιστα δὲ λέοντα μὴ 'ν πόλει τρέφειν.
ἢν δ' ἐκτραφῇ τις, τοῖς τρόποις ὑπηρετεῖν.

Von Diana von Poitiers (Anthol. Palat., 7, 217, von der Hetäre Archeanassa):

ἧς δ' ἐπὶ ῥυτίδων ἕζετο δριμὺς ἔρως.

24) Originale der Briefe an Usteri vom 25. Nov. 1762 und vom 15. Jan. 1763 in Zürich.

25) Il n'était pas permis au duc d'avoir des remparts à sa capitale: mais on ne put lui ôter un droit plus beau, celui de faire du bien à ses sujets; droit dont jamais aucun prince n'a si bien usé que lui. Voltaire, Siècle de Louis XIV.

26) In Klotz' Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften, IV, 1770.

27) Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert, S. 401.

28) Animam fere induco, ut credam, non alte umquam in Veterem Marchiam penetrasse patrum nostrorum memoria (sc. litteras graecas), ut ne vestigium quidem sui in scholis, ubi foveri debebant, reliquerint. . . . Habent primo (collectiones) (ut Vorstii ἀποσπ.) hoc incommodi, ut salivam moveant veterum nominibus, et ubi vix invitarunt, nos destituant, filumque rumpant. Brief an Superintendent Nolte vom 27. Nov. 1743.

29) Diese Vorlesungen sind nach seinem Tode herausgegeben worden: Anleitung zur ältern Münzwissenschaft (Halle 1766).

30) In Galliam quamvis ἀέκητι θεῶν contendebam: non diffiteor; at vero quibusvis me immisissem periculis ad hanc mihi dilectam linguam excolendam. Brief an Nolten.

31) Brief an Genzmer vom 1. Juni 1756.

32) Harum (Plutarchi vitarum) quosdam denuo coemi et Aristophanem Scaligeri, quibusdam commodatis utor, ut Athenaeo et Juliano Ez. Spanhemii, cujus non minus quam Petavii observationes elegantioris doctrinae refertissimae mirum quantum juvant in interpretandis reliquis. An Nolten, 1744.

33) Par. Ms. 4260: „Notae in poetas graecos." 4265: „in latinos veteres." 4263: „Antiq. Graec. collectio." Der Commentar zur Lysistrate ist auf der dresdener königlichen Bibliothek. Es sind nur vier Blätter.

34) Par. Ms. 4261: „Storia pittorica." 4262: „Bonae artes."

35) Brief an Genzmer vom 29. Sept. 1747.

36) Brief an Usteri vom 1. Jan. 1763. Es sind Henry Home's Elements of criticism (1762.)

37) Par. Ms. 4266, 4270, 4272.

38) Brief an von Berg vom 9. Juni 1762.

39) Labruyère, Caractères.

40) Brief an Stosch vom 7. Juli 1765: „Prinz Ludewig von Würtemberg . . . hat mich versichern lassen, daß meine Geschichte das erste deutsche Buch sei, welches er in vernünftigen Jahren gelesen."

41) Vgl. Brief an Franke vom 14. Sept. 1763 und an Geßner vom 20. Juni 1761 (über Mendelssohn's Phädo und Geßner's Idyllen).

42) Condorcet, Éloge de Buffon.

43) Buffon, Discours sur le style (1753).

Dr. Karl Friedrich Bahrdt.

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung

von

Gustav Frank.

Das 17. Jahrhundert war das Zeitalter protestantischer Rechtgläubigkeit, das 18. hat mit dem Glauben der Väter gebrochen. Die Sonne der Aufklärung warf ihre Morgenstrahlen über Deutschland. Hatte vorher eine starre objective Macht erdrückend auf den Geistern gelastet, so wurde jetzt die Subjectivität entbunden, welche im Erstgefühle der Freiheit zügellos brauste über Damm und Gehege. Es war aber die Subjectivität in ihrer Unmittelbarkeit. Das gewöhnliche empirische Subject, welches sich zu vertiefen noch keine Zeit gefunden, wurde das Maß und der Mittelpunkt aller Dinge. Was diesem Subject einleuchtet, das ist wahr. Der gesunde, unverbildete, naturwüchsige Menschenverstand entscheidet in letzter Instanz und bricht den Stab über alles, was seinen beschränkten Horizont überragt. So selbstzufrieden und erhaben fühlt sich dieses aufgeklärte Ich, daß es die gesammte Weltgeschichte nach sich bemißt, so sehr hält der Mensch der Aufklärungszeit sich für das absolut Reale in der Welt, daß er alle Dinge nur auf ihren Nutzen für sich ansieht. Die Weltweisheit wird getrieben, die Religion bekannt, die Moral empfohlen, weil und insoweit sie zu irdischer oder ewiger Glückseligkeit führen. Das war die prosaische Zeit, wo Campe dem Erfinder des Spinnrades,

wo Zedlitz, der praktische Minister, dem Manne, der den Hering salzen lehrte, ein größeres Verdienst zuschrieb als dem Dichter der Iliade.

Dieses Zeitalter gedenke ich vorzuführen in einem seiner Repräsentanten. Ich wähle dazu weder den wissenschaftlich tiefsten, noch den christlich frömmsten, aber den gelesensten, den vielseitigsten, den abenteuerlichsten, den verschriensten. Es ist der weltbekannte theologische Wildfang Karl Friedrich Bahrdt, dessen Leben eine so grelle Mischung von Licht und Schatten bietet, daß er seinen Zeitgenossen als ein Unicum erschien im Cabinet des Naturhistorikers der Seelen. Während die einen dem großen Doctor, dem Aufklärer der Menschheit, dem ersten Moralisten Europas begeisterte Liebe und Bewunderung entgegentrugen, während exaltirte Damen seine Briefe zerküßten, konnten die andern nicht Worte genug finden für die Niederträchtigkeit dieses moralischen Krüppels, überall verfolgte ihn ein Schweif gravirender Anekdoten, wo nur immer ein boshafter literarischer Streich ausgeführt wurde, allemal schrien die Getroffenen: das hat wieder der verfluchte Bahrdt gethan.

Bahrdt hat sein Leben, nach Rousseau's Vorbild, selbst beschrieben. Wenn Rousseau, seine „Confessionen" in der Hand, vor den höchsten Richter treten und freimüthig zu ihm sagen will: „Ich habe mein Inneres enthüllt, wie es dir selbst vor Augen gelegen", so ruft Bahrdt pathetisch aus: „Du Gottheit meines Lebens, der ich meine Ruhe, meine Gesundheit, meine Bequemlichkeit, der ich angebotene Geldeinnahmen und entgegenströmende Vergötterungen meiner Talente geopfert, für die ich den Genuß so mancher Freude mit so mancher trüben Stunde vertauscht, der zu Liebe ich jetzt krank und ein Bettler worden bin — du, mir ewig heilige Wahrheit, sollst auch bei dieser vielleicht letzten Frucht meines Geistes mich leiten und jeden Schritt mir vor-

zeichnen, auf welchem ich streben werde, sie zur Reife zu bringen!“ Dennoch Wahrheit und Dichtung laufen auch in seiner Lebensgeschichte nebeneinander. Zwar schont er seine Person eben nicht, erzählt eine Menge seiner (im Publikum freilich sattsam bekannten) leichtsinnigen und liederlichen Streiche, aber immer sieht, wie bei jenem Cyniker durch die Löcher des Gewandes, die Selbstzufriedenheit und Eitelkeit hindurch. Er weiß seine Schwächen zu entschuldigen, seine Thorheiten, so gut es gehen will, mit dem Mantel des Determinismus zu verhüllen, und nun hält sich der leichtfertige Bonvivant, bei welchem der Leichtsinn bewußte Krankheit war, obgleich nicht für vollkommen, aber doch für einen guten Menschen, wenigstens für ebenso gut als alle andern hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa. [1])

Bahrdt's Jugend.

Bahrdt ist am 25. Aug. 1741 (nach anderer Angabe 1740) in Bischofswerda geboren. Sein Vater, Johann Friedrich, welchen eine extemporirte Strohkranzrede zum Liebling des Oberconsistorialpräsidenten von Holzendorf und durch diesen zum Professor, Domherrn und Superintendenten in Leipzig gemacht hatte, war ein streng orthodoxer Lutheraner, der aber, als sein geliebter Sohn an den orthodoxen Lehrsätzen zu hämmern begann, noch in seinem Alter von neuem geboren wurde, wie das seine „Predigten zur Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion“[2]) zur Genüge beweisen. („War also just Zeit, daß er starb, wir gönnen ihm die Ruhe.“) Ein beliebter Prediger, aber kein großer Gelehrter, arbeitete er Tag und Nacht, um die anticipirte Professur mit Ehren zu verwalten. Die Kinder wurden

Hauslehrern überwiesen, deren Instruction dahin lautete: „Geben Sie den Jungens täglich so und so viel Stunden, halten sie dann auf der Stube, daß sie keine Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochsenziemer drunter, daß das Fell stiebt, wo sie nicht folgen wollen.“ Vom ersten dieser Jugendlehrer entwirft der frühere Zögling folgende Schilderung: „Er war ein baumlanger Mensch, hager wie ein Windspiel, arm wie eine Kirchenmaus, geistlos wie eine Gans.“ Aus der Hand solcher Hauslehrer wurde der junge Bahrdt, ein nettes Bübchen, das mit besonderm Anstand seine Perrüke zu tragen wußte, der Nikolaischule einverleibt, wo der arabisch-griechische Reiske als wenig lehrhafter Rector stand. Der Anfänger und Vollender aller boshaften Jungenstreiche, der in der Hitze eine Pistole gegen den eigenen Vater laden konnte, mußte bald in die strengere Zucht der Schulpforte wandern, wo er unter dem berühmten Rector Freytag den Grund zu seiner classischen Bildung legte. Nach zweijährigem Aufenthalt, währenddessen er 500 Ohrfeigen und Nasenstüber sich zugezogen, verließ er die Anstalt, allem Anschein nach relegirt. Nachdem er noch einige Zeit bei Ernesti, damals Rector an der Thomasschule, Unterricht im Lateinischen und Griechischen erhalten hatte, tritt der unreife sechzehnjährige Jüngling in die Reihe der leipziger Studenten ein, trägt einen Degen, trinkt Kaffee, oder, wie er schreibt, Koffee, und raucht täglich bis zu zwölf Pfeifen Taback. Sein Vater weist ihn in die Vorlesungen des Apokalyptikers Crusius, der damals als ein großes Licht am sächsischen Kirchenhimmel leuchtete. Als Philosoph gegen Wolf und das Klapperwerk der mathematischen Methode, war er, wie Bahrdt sagt, der richtigste Denker und als Theolog der größte Phantast. Sein Antichrist, seine Judenbekehrung, sein tausendjähriges Reich und alles was seine „Theologia prophetica“ enthielt, war ihm zur

firen Idee geworden. In allen poetischen Stücken des Alten Testaments, wo nur von einer bösen und gefährlichen Person die Rede war, fand er den Antichrist. Mit dieser düstern Weisheit füllte Bahrdt, und wegen seiner ungenügenden Vorbildung unter großer Anstrengung, seine Seele an. Crusius hatte ihn vor der Sprachgelehrsamkeit als einer Theologia irregenitorum gewarnt. Erst später ging er, in einer Vorlesung J. F. Fischer's an der Beweiskraft der Dreizeugenstelle, des dictum classicum primi ordinis pro adstruenda ss. Trinitate, irregemacht, von der Partei der Crusianer (Bengelisten) zu den Ernestianern über, nicht in der Absicht, die alten Dogmen zu zerstören, sondern ihre exegetische Grundlage zu befestigen. Mit den unregelmäßig besuchten Collegien wechseln tolle Jugendstreiche, selbst Geistercitationen nach „Dr. Faust's Höllenzwang". Das Mislingen der Geisterbeschwörung weckt in ihm den ersten Keim der Aufklärung. Seitdem eine alte Magd in seines Vaters Hause den Jüngling zu seiner ersten Verirrung (in puncto puncti, wie er's nennt) verleitet hat, wird er aufmerksam auf das schöne Geschlecht und sucht, ein zweiter Don Quixote, seine Dulcinea. Seine Blicke gelten der Tochter des Hofraths Mencke. Er fällt auf lächerliche Weise durch. Als er seine erste Predigt in Taucha hält, gleich verliebt er sich in die Frau Pastorin. Weil nun damals in Leipzig das Magisterwerden des Herrn Sohnes nach absolvirtem Studium so nothwendig zur Etikette gehörte als das Stollenbacken zum Weihnachtsfeste, so wurde auch Bahrdt unter seines Herrn Vaters Rectorat (1761) zum Magister creirt, renunciirt und proclamirt. Bei aller Ignoranz ein dreister Lateinschwätzer und gefürchteter Opponent, erringt er Sieg auf Sieg bei den akademischen Disputationen, fängt auch selbst an Collegia zu lesen und bei der Vorbereitung auf sie wirklich Kenntnisse zu sammeln. Seine erste Vor-

lesung war Dogmatik, weil ihm diese am leichtesten wurde, ja weil er gar nicht im Stande war, etwas anderes zu lesen. Das ist nach unsern Begriffen von Dogmatik ein unverständliches Selbstbekenntniß. Aber damals im orthodoxen Leipzig hieß Dogmatik lesen nicht viel mehr als die alten gewohnten Lehrformen herbeten, und war ebenso leicht als Metaphysik, d. h. stereotype, Aristotelische Schulmetaphysik vortragen, womit so viele junge Docenten ihre akademische Laufbahn eröffneten. Nichtsdestoweniger hat Bahrdt seinen ersten 30 Zuhörern, wie er selbst sagt, greulichen Kohl aufgetischt. Der getreue Vater aber stand mit der Schreibtafel hinter der Thür und notirte sorgfältig alle Fehler des Sohnes, deren viele waren, um nach dem Collegium rubrikenweise sie ihm vorzuhalten. Mit den Vorlesungen ging die gelehrte Schriftstellerei Hand in Hand. Fast alle seine gelehrten Schriften aus dieser frühesten Periode sind, ein Zeugniß, daß er in Ernesti's Lager übergegangen war, biblisch-exegetisch.[3]) Er hatte mit seinem Vater zugleich bei Reiske arabisch gelernt. Die Früchte dieses Studiums waren von seiten des Vaters ein weitschichtiger, aber verunglückter Commentar zum Buche Hiob, von seiten des Sohnes eine Abhandlung „De usu linguae arabicae ex comparatione cum hebraea" (1758), worin auf eine höchst armselige Weise gezeigt war, daß die arabische Sprache zur Erläuterung des Hebräischen brauchbar sei und nebenbei der heilige Michael in Göttingen durch die Aeußerung beleidigt wurde, daß man in Leipzig ebenso gut arabisch lernen könnte als in Göttingen, dafür der „brave göttinger Ritter über den leipziger Knaben sich hermachte und in einer Recension so blutrünstig schlug, daß alle Welt das Maul aufsperrte, den Knaben für einen Dummkopf hielt und nichts mehr von ihm lesen wollte".[4]) Nichtsdestoweniger setzte er seine philologische Schriftstellerei fort,

und bei seiner leichten Art, eine Sache anzufassen, kam eine ganze Reihe derartiger Schriften mit der Zeit zu Stande. So ein „elendes" Compendium der hebräischen Grammatik (1765), Observationen zum 2., 8. und 36. Psalm (1766), — die Herausgabe eines Commentars über alle Psalmen widerriethen seine Freunde, cum tot in Psalmos Commentarii iam exstarent, ut óperae pretium non esset, novum conficere, nisi opus egregium et reliquis longe perfectius exhiberi posset — ein Commentar zum Maleachi (1768), alles leichte Arbeit, worin die damaligen Recensenten grammatikalische Fehler und etymologische Pedanterien, mit einem äußerst schlechten exegetischen Geschmack vergesellschaftet fanden, und längst vergessen. Das Beste aus seinen Auslegungen ist aus Grotius und Fischer (cui proximum Grotio locum concederemus) entlehnt. „Er interpretirte mit dem System im Kopfe und dem Compendium in der Hand, und ließ also den König David wie einen Professor der Dogmatik sprechen." Ein charakteristisches Beispiel seiner damaligen Vorstellungen liefert seine Schrift „De locorum V. T. in Novo accommodatione orthodoxa" (1766), wo die Behauptung durchgeführt wird, Gott habe dem Abraham die Verbindung mit der Hagar um deswillen erlaubt, damit durch diese das Alte Testament, durch die Sarah aber das Neue vorgebildet werde, und es sei die grausame Vertreibung der Hagar und Ismael's von Gott blos darum befohlen worden, um zum Vorbilde der künftigen Abschaffung des jüdischen Opferdienstes zu dienen. Die biblische Exegese war offenbar nicht das Gebiet, auf welchem Bahrdt Lorbern ernten sollte. Aber ein anderes Feld des Ruhmes eröffnete sich ihm als Katechet auf der Kanzel der Peterskirche. Seine Wohlredenheit nennen selbst Gegner bezaubernd und er hat jederzeit durch sie Triumphe gefeiert. Seine Predigten[5]) wurden sogar denen seines Vaters vor-

gezogen, und auch wenig vorbereitet wußte er mit so vieler Salbung zu reden, „daß die alten Mütterchen weinten und die ehrbaren Kauf- und Handelsherren mit einem: das war eine Kernpredigt! das Gotteshaus verließen". Er predigte so orthodox und hitzig, daß man ihn für einen Mann hielt, der Blutgerüste bauen und Scheiterhaufen anzünden würde, wenn wir 3- oder 400 Jahre zurück lebten und er eine päpstliche oder erzbischöfliche Gewalt dazu hätte. Bald fand sich Gelegenheit, seine ungestüme Rechtgläubigkeit noch anderweitig zu beweisen. Der fürstliche Hofprediger zu Carolath, Martin Crugott, schrieb ein berühmtes und vielfach nachgeahmtes Erbauungsbuch: „Der Christ in der Einsamkeit" (1761), welches, wie „Die Stunden der Andacht" in unserm Jahrhundert, ein Zetergeschrei erregte, davon alle gottseligen Matronen hysterische Zufälle bekamen, blos deshalb, weil es das specifisch Dogmatische mehr beiseitegelassen hatte. Dieses höllische Product des preußischen Naturalisten verdammte in Leipzig zuerst ein gewisser Dr. Eichler, Pastor an der Nikolaikirche, „dessen Leibe Gott der Herr einen Umfang von fünfthalb Ellen beschert und der wegen seines Phlegma das Kirchenärar mit den Unkosten belastet hatte, welche ein Sitz für ihn auf der Kanzel erheischte, auf dem er seine Predigten ablas". Sowie Bahrdt davon hörte, überfiel ihn der Feuereifer des Pinehas ob dieses Mischmasch, so nannte er das Buch, von socinianischen, pelagianischen und deistischen Irrthümern, er schuf durch Einschiebsel und Anhängsel einen „Wahren Christen in der Einsamkeit"[6]), der nunmehr in seinem altdogmatischen Gewande, mit seinen schwülstigen Verurtheilungen der Vernunft und natürlichen Tugend, mit seinen grellen Schilderungen des Höllenfeuers, worin die Freigeister braten, reißenden Absatz fand. Der öffentlich ausgesprochene Unwille selbst eines Lavater[7]) und Abbt[8]) über den im Wasser

einer schwülstigen Orthodoxie ersäuften Christen in der Einsamkeit vermochte Bahrdt zu einem anonymen Schriftchen: „Etwas an Herrn M. K. F. Bahrdt, seinen Verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend“ (1764), worin zum ersten mal seine satirische Ader sich zeigte. Er spottete über die ihm unliebsamen Professoren Gottsched (dem er auch sonst, sowie der hochgelahrten Victoria Adelgunda, nicht viel Schönes nachsagt) und Bel, der die Professur der Dichtkunst mit gekauften Versen verwaltete, hinterlistig und knabenhaft. Bald als Verfasser entdeckt, entzog er sich der Strafe durch demüthige Abbitte. Wiederum denkt er ans Heirathen, nunmehr als Finanzmann. Eine arme Predigerstochter läßt er sitzen und sucht nach einer reichen Frau umher, wobei sein guter Vater ihm redlich assistirt. Der kluge Ernesti versagte ihm seine Tochter, weil er noch keine ordentliche Stelle habe; Bahrdt meint, es sei geschehen aus Furcht, daß seine alten Rheinweine durch einen solchen Schwiegersohn sich allzu sehr mindern möchten. Er war allerdings, seit er's erschwingen konnte, gewohnt, täglich eine Flasche für sich zu leeren, und ein Feinschmecker im Essen, dem es wenige zuvorthaten. Indessen wurde er 1766 zum Adjunct seines Vaters und zum außerordentlichen Professor der geistlichen Philologie ernannt[9]); die Bahn zu den höchsten Würden war eröffnet. Selbst der Hauptpastor Götze, der ihn als einen Mann nach dem Sinne der schwarzen Zeitung nach Hamburg ziehen wollte, ward abschlägig beschieden. Da plötzlich fällt er aus allen seinen Himmeln. Wegen einer verdrießlichen Möbelgeschichte, d. h. weil sein Umgang mit einer Dirne stadtkundig geworden, erhielt er das heimliche Consilium abeundi. Wie überall in seinem Leben, so schiebt er auch hier die Schuld seines Ungemachs, statt an die eigene Brust zu schlagen, auf seine eifersüchtigen Feinde, die über eine Sache die große Glocke

gezogen hätten, welche in unserer Welt zur Alltagsgeschichte gehört und in welcher drei Fünftel unserer Consistorialpräsidenten, Kirchen- und Schuldirectoren, Superintendenten, theologischen Professoren und Pastoren zu ihrer Zeit seine Erfahrungen gemacht hätten, nur mit mehr Klugheit als er. „Die schöne Ceder war gefällt, nicht vom mächtigen Arm eines Edeln, sondern von einer — Kupplerin und einem Trunkenbold!“ Dosenbilder und Kupferstiche mit der Inschrift „Hier geh' ich natürlich ein, nachmals werd' ich geistlich sein“ verkündeten Bahrdt's Unthat auch den Auswärtigen.

Bahrdt als Professor in Erfurt.[10])

Dem Gestürzten, der sich selbst „nothankerisirt“ hatte, erstand ein Freund, der sich bis dahin nichts weniger als freundlich gezeigt, der Geheimrath Klotz in Halle, ein talentvoller, aber wüster Philolog.[11]) Auf seine Empfehlung kam Bahrdt als Professor der biblischen Alterthümer nach Erfurt. Es war im Jahre 1768 zu Michaelis, wo er seinen priesterlichen Ornat mit Beutelperrüke und Degen vertauschte. Der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, gedachte die Universität zu heben. Wieland und Meusel waren unter ihren Professoren. Berufung unbedeutender, leichtsinniger Docenten und anderes hemmte die Blüte. Bahrdt, von seinem burschikosen Freunde Riedel (einem Schüler von Darjes) in die leichtfertige Clique des Bollmann'schen Hauses (mit den Worten: „Da habt ihr den Teufelsbraten!“) eingeführt, wird bald der unsauberste unter den unsaubern Geistern in Erfurt. Er war Professor ohne Gehalt. Seinen Finanzen aufzuhelfen betreibt er neben der Professur die Speisewirthschaft. Ehe seine Collegia angingen, gab er der Köchin die nöthigen Verhaltungsbefehle, wie und wenn alles beigesetzt, ob es bei gelindem oder starkem Feuer ge-

kocht werden solle, und wenn sie um 11 Uhr vorüber waren, legte er eine Schürze an und machte die Hauptsachen, die Schmelzung der Gemüse, die Zubereitung der Saucen selbst, um alles recht schmackhaft zu haben. Alle drei Gerichte waren jedesmal sehr delicat, aber am Ende des Jahres hatte er auch 250 Thlr. Schulden. Er heirathete — Schönheit und Geld waren die leitenden Motive — eine junge Witwe, Tochter des Superintendenten Volland in Mühlhausen, bei der er nach der Hochzeit die gehofften 6000 Thlr. vorläufig negativ entdeckte. Seine Vorlesungen fanden Beifall und er hat sich erboten, beinahe über alles zu lesen. In seiner „Nachricht an das Publikum, meine akademischen Vorlesungen betreffend" (1769) kündigt er, nicht ohne Charlatanerie, ein vollständiges dogmatisch-moralisches Religionssystem, Erklärung des ganzen Alten und Neuen Testaments in der Grundsprache, Theorie der Kritik und Philologie des Alten und Neuen Testaments, Literärgeschichte der gesammten Gottesgelahrtheit, Kirchengeschichte, homiletische und katechetische Uebungen, Pastoraltheologie, Logik, Metaphysik, Physik, philosophische Moral, hebräische, syrische und arabische Grammatik an, dazu will er jedes Jahr die Namen aller seiner Zuhörer drucken lassen, der faulen und der fleißigen, beide unter besonderer Rubrik. Mit den Vorlesungen gingen seine schriftstellerischen Arbeiten Hand in Hand. Sie waren zunächst wieder biblisch-philologischer Art. Er edirte eine wohlfeile Handausgabe der Hexapla des Origenes [12]), die den Beifall eines Lowth, Kennikott und Semler erlangte. Nun ging er an die Kritik des Alten Testaments. [13]) Aber sein prahlerisch verheißenes kritisches Hauptwerk über das Alte Testament, womit er Kennikott (den er nachmals als fetten und hochposaunten Schafskopf verlästert) vorgreifen und entbehrlich machen wollte, erregte den Unwillen der Sachkundigen und ist trotz

angenommener Pränumerationsgelder niemals erschienen. Sein nachmals (1775) herausgekommener „Apparatus criticus ad formandum interpretem V. T. congestus“ (sich erstreckend auf Hosea, Joel, Habakuk, Haggai, mit trivialen exegetischen Bemerkungen) zeigte seine Unfähigkeit zu dem weitaussehenden Unternehmen und ist beim ersten Bande geblieben.

Was Bahrdt's Aufenthalt in Erfurt eine Bedeutung gibt, das sind seine Streitigkeiten mit den dortigen Theologen, die für sein eigenes Leben entscheidend wurden. Bahrdt war Professor neuer Stiftung in der philosophischen Facultät, las aber, nicht gesonnen, sich mit den grauen Alterthümern zu befassen, theologische Collegia. Dem widersetzten sich, eifersüchtig auf seinen Applaus, die Theologen Johann Balthasar Schmidt und Chr. Heinr. Vogel. Zu seinem Schutze holte sich Bahrdt gegen reines Gold ohne Abzug des Agio und durch eine Inauguraldissertation „super Matth. Cap. 24“ (1769), die er in Erfurt vertheidigte, das theologische Doctordiplom von Erlangen[14]), das er bald nachher an Freund Riedel für 300 Thlr. versetzte, um es nie wieder einzulösen. Riedel warf es auf seiner Reise nach Wien stückweise in die Donau mit den Worten: „Bahrdt hat mir viel zu verdanken, durch mich kam sein Name wenigstens bis ans Schwarze Meer.“ Außerdem stand der Statthalter von Breidbach-Buresheim auf seiner Seite und beförderte ihn zum Professor Theologiae designatus. Da auf dem Wege der Verwaltung ihm nicht beizukommen war, so reichten die genannten Theologen eine Anklage seines Lebens und Charakters ein, und als auch diese erfolglos blieb, bedrohten sie ihn von seiten der Lehrrechtheit. Und nun stehen wir vor einem (noch heute nicht ausgeglichenen) Streite über die Berechtigung der freiern Theologie in der protestantischen Kirche. Bahrdt stand damals ganz auf dem

dogmatischen Standpunkt Ernesti's, der philologisch die Schranken der Orthodoxie durchbrochen hatte, aber „noch immer das Schild des Compendienglaubens aushing, um nicht von den Wächtern Zions auf dem fahlen Pferde ertappt zu werden". Weniger vorsichtig als dieser alte Schlaukopf fing Bahrdt an in seinen Vorlesungen hier und da Winke zur Verbesserung des theologischen Systems zu geben. Schmidt und Vogel schickten Aufpasser in seine Collegien und gaben auf Grund nachgeschriebener Hefte (19. Juli 1769) eine Vorstellung beim Concilium academicum ein, daß Bahrdt unreinen Samen auswerfe. Es folgten Studentenverhöre, endlich auf höhern Befehl Einsendung der Acten an die Regierung. Nun beschloß Bahrdt seine dogmatischen Hefte drucken zu lassen, damit die Gegner nachsehen könnten, ob sie die geträumten 150 Irrthümer fänden. Ernesti warnte vor übereilter Herausgabe. Aber schon zur Michaelismesse 1769 erschien sein „Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik".[15]) In der Ueberzeugung, daß die recipirten Lehrbücher in einzelnen Lehrsätzen, Vorstellungsarten, Beweisen einer Verbesserung bedürfen, wenn den Feinden des Evangelii die Gelegenheit genommen werden soll, zu spotten und die Religion zu verekeln, hat Bahrdt, gestützt auf den Grundtext der Schrift, nicht auf die für Gelehrte ganz unzureichende Uebersetzung Luther's, eine biblische Dogmatik geben wollen. „Wenn die recipirten Lehrbücher von Wort zu Wort als Orakelsprüche anzusehen sind, die nirgends, auch in keiner Spruchcrklärung, in keinem einzelnen modo cogitandi und eloquendi, in keiner Definition u. s. w. der Verbesserung unterworfen sind, so mache ich heute noch meine Bücher zu, so stelle ich meine Commentarios, meine Polyglotten, meine übrigen Subsidia der Philologie in meinen Vorsaal zum Staat, gehe alle Tage vier Stunden in mein Auditorium und bete meinen Studenten aus meinen hundertjährigen

Manuscripten Dogmatik und Moral vor, und wenn das vorbei ist, setze ich mich auf mein Kanapee leer und gedankenlos hin, bis der Tod meinem mechanischen Leben ein Ende macht." Bahrdt wendet also vom Symbolglauben zum Bibelglauben. Dabei konnte es nicht fehlen, daß manche Ketzerei mit unterlief. Er leugnete die Wortinspiration, setzte weder die Erbsünde in eine habituelle Neigung zu allen Lastern, noch das göttliche Ebenbild in habituelle und imputable Heiligkeit, wollte den Menschen bei der Bekehrung nicht ganz unthätig vorstellen, reducirte mit Ernesti die Dreiämterlehre auf biblische Bildersprache, behauptete die Unerweislichkeit der Höllenfahrt.

Die Gelehrten der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" freuten sich, daß aus einem Saulus ein Paulus, aus einem Ketzermacher nun selbst ein Ketzer geworden war. Dagegen legte Schmidt der theologischen Facultät in Wittenberg folgende zwei Fragen vor: 1) Ob nicht die Bahrdt'sche Dogmatik viele Lehren vortrage, welche offenbar von den wesentlichen Glaubenslehren unserer Symbolischen Bücher abweichen? und welche? 2) Ob ein Lehrer unserer Kirche dergleichen Lehren öffentlich, ohne unsere Kirche zu beleidigen, vortragen dürfe? und bei seinem Amte bleiben könne? Das Responsum [16]) lautete, wie es von der cathedra Lutheri nicht anders zu erwarten stand, ganz im Sinne Schmidt's. Der neue biblische Systematicus habe sich vieler und wichtiger indifferentistischer, pelagianischer, calvinistischer Irrthümer schuldig gemacht und könne, solange er sich nicht von diesem in seinem Buche kennbaren Basedow'schen Unwesen lossagt, kein Doctor und Professor A. C. sein. Einen solchen Mann kann man nicht einmal für ein echtes Glied unserer Kirche erkennen, geschweige ihm ein öffentliches Lehramt in derselben anvertrauen. Die Regierung zu Mainz ging bedächtig zu Werke, communicirte Bahrdt das Responsum zur Ver-

antwortung und verschickte sodann die Acten an etliche angesehene evangelische Theologen. Indessen holte Schmidt auch ein Responsum von Göttingen ein. Das war (von J. P. Miller verfaßt) viel milder und unbestimmter als das wittenberger gehalten. Bahrdt's Ketzereien beträfen größtentheils nur den tropum paedias und folglich das Formale. Statt auch dieses Gutachten frischweg drucken zu lassen, lieferte Schmidt in seiner „Actenmäßigen Erzählung und Nachricht an das Publikum und abgenöthigte Vertheidigung wider Herrn Dr. und Prof. Bahrdt" (1770), unter bittern Klagen über Dr. Bahrdt's Ungeschliffenheit, nur einen Auszug, dem er die Bahrdt's Rechtgläubigkeit ungünstigen Urtheile der Herren Jenenser und der Herren Danziger beifügte. Durch diese und andere[17]) Angriffe wurde Bahrdt zu dogmatischer Entschiedenheit gedrängt. Sein biblisches System war gut gemeint im Sinne der Schule Ernesti's und im Grunde noch so orthodox, daß es „der Pastor Götze in Hamburg mit gutem Gewissen hätte unterschreiben können". Es ging ihm wie einem, der sechs Jahre in Fußeisen gelaufen ist und dadurch wol noch ein ganzes Jahr schwere Beine behält. Dennoch hatte er den Zorn der Orthodoxen, welche fürchteten, das große philologische Schwert werde der Theologie endlich Nase und Ohren abschneiden, auf sich geladen und den vollen Beifall der berliner Aufklärer wegen so viel beibehaltener „Albernheiten" — indem er z. B. noch aus dem Pluralis Elohim die Trinität bewies — nicht gewonnen. Da hieß es für ihn: consequent rechts oder links! Die Entscheidung fiel nach links. Die Orthodoxie hatte nicht tiefe Furchen in seinem Gemüthe hinterlassen, er war mehr blindlings ihr gefolgt, sie wurde abgeschüttelt und der Verketzerte fühlte die ersten Regungen des Hasses gegen Priester und Priesterreligion. Prutz sagt: „Bahrdt's Weg zur Aufklärung geht recta via

durch das Bordell, er wird erst Freidenker, weil es mit der Frömmigkeit ein für allemal nicht mehr geht, und weil die Orthodoxen selbst, voll sittlichen Ekels, ihn von sich ausgestoßen haben." Das ist doch ein hartes Wort, welches durch die mitgetheilte quellenmäßige Erzählung nicht sehr bestätigt wird. Wo wäre denn im wittenberger Responsum sittlicher Ekel zu merken? Bahrdt ist nicht um seiner Moral, sondern um seiner heterodoxen Dogmatik willen verstoßen worden, und das in einer Zeit, wo bei den Theologen selbst Lehrreinheit eine Rarität geworden war. Das ist es, was man in Bahrdt's Leben das tragische Moment genannt hat, daß er für seine Heterodoxie so schwer und vielfach büßen mußte, während tausend andere, die mit ihm in gleicher Verdammniß waren, unangefochten blieben, ja zu Bahrdt's Verdammniß gelegentlich mithalfen. Die Angriffe seiner Gegner boten Bahrdt gute Gelegenheit, die Schärfe seiner Feder, seine muthwillige Laune zu zeigen, ohne auch zweideutige Vertheidigungsmittel zu verschmähen. Gegen Schmidt wurden die Studenten durch allerhand Persuasorien alarmirt. Sie mußten eine Klagschrift wider ihn einreichen, mit der Bitte, den Dr. Bahrdt gegen seine Verfolger in Schutz zu nehmen, sonst werde er genöthigt sein, von Erfurt wegzugehen. Bahrdt selbst schrieb „Laute Wünsche des stummen Patrioten. Ein Fragment" [18]), worin Schmidt eingeführt ist als Ignatius von Albernhausen bei Nürnberg und vor welchem eine Titelvignette steht, darstellend einen Lehrer im bischöflichen Ornat mit der Unterschrift 2 Tim. 4, 14—18: „Alexander der Schmidt hat mir viel Böses gethan, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken", eine Stelle, die er auch den Studenten ins Stammbuch schrieb und sie damit zum Professor Schmidt schickte. Sein Famulus M. Avenarius, der für einen completen Dummkopf galt, mußte den Namen zu einer Abfertigung hergeben, worin er mit

Buffbohnen chicanirte, mit Narren, Betrügern und Ketzermachern um sich warf. Das hieß er die Theologen seine schwere Hand fühlen lassen. Am meisten erregte seine Galle das elende Responsum (das übrigens durch Postdefraudation früher in Bahrdt's als in Schmidt's Händen gewesen sein soll) der Wittenberger[19]), auf welche er, was Joh. 9, 22 von den Juden gesagt ist, bezieht. Bei dieser schlechtesten, in der Ketzermacherei privilegirten Theologenfacultät findet unser Doctor und Professor A. C. Proben von Arglist und Chicane, von Unwissenheit und Einfalt die Menge und thut dann den gewichtigen Ausspruch: „daß die wittenberger Facultisten von nun an als dem Christenthum zur Schande sich unwissend, muthwillig, trotzig und verketzerungssüchtig gerirende Leute angesehen werden sollen, bis sie ihr albernes Responsum widerrufen und das der ganzen Kirche gegebene Aergerniß wiederum aufheben". Außerdem ließ er einen impertinenten Brief an die Theologen zu Wittenberg drucken, worin es heißt: „Und wenn zehn Facultäten wider mich auftreten, so werde ich nicht einen Schritt zurückweichen. Unerschrocken werde ich die ehernen Waffen des göttlichen Worts dem papiernen Schwerte menschlicher Satzungen entgegenstellen. Ich werde meinen Feinden kein Haar breit Terrain einräumen, außer wo mich mein Gewissen nöthigen wird, vor der göttlichen Wahrheit einen Schritt zurückzutreten. Und ich fordere Sie öffentlich heraus, wenn Sie Kopf und Fähigkeit haben, mein System zu widerlegen. Ich erbiete mich sogar, zu Ihnen nach Wittenberg zu kommen und im Hörsaale mit Ihnen zu streiten. Dann wollen wir sehen, wer Gott und Wahrheit auf seiner Seite hat." Die Wittenberger mußten das ruhig über sich ergehen lassen. Ein höherer Befehl nöthigte sie zu schweigen. Auch das göttinger Responsum, dessen Communication Schmidt anfänglich verweigerte, kam in Bahrdt's Hände und er ließ es, mit An-

merkungen begleitet, abdrucken. Der Ton in den Anmerkungen ist maßvoll, wie auch der Brief an Miller. „Ich gestehe aufrichtig", schreibt er diesem, „daß ich in Ihrer Schrift echte Proben von tiefer Einsicht und wahrer theologischer Sanftmuth gefunden habe, ohngeachtet mich einzelne Stellen zuweilen stutzig gemacht und zu einem freimüthigen Widerspruche verleitet haben." Gegen Schmidt's „Actenmäßige Erzählung" erschien eine „Actenmäßige Gegenrelation"[20]), worin Bahrdt erklärt, wenn er heterodox sei, so sei auch der Primarius Facultatis theol. Lipsiensis, Herr Dr. Crusius, heterodox, weil der ein tausendjähriges Reich lehre, so wäre Herr Dr. Ernesti heterodox, weil er die Vorstellungsart des dreifachen Amtes Christi verwirft und nur ein Amt Christi gelehrt wissen will. „Sie sehen wol, lieber Freund, wie sehr Sie sich und unsere ganze Kirche beschimpfen, wenn Sie alles Antisymbolische ohne Unterschied heterodox und ketzerisch nennen. Sie sehen, daß Sie bei solchem Vorgeben geradeswegs die allercrasseste Symbololatrie einführen und ebendadurch der Kirche mehr Schaden und Schande zufügen, als in Ihren Gedanken alle Basedowe, Teller, Michaelisse, Semler, Töllner, Büschinge, Bahrdte ihr zugefügt haben und noch zufügen werden." Bahrdt hatte auch seinerseits nach theologischen Gutachten sich umgethan. Erlangen (Kiesling) und Halle (Semler), wo noch die leipziger Scene herumgetragen wurde, antworteten abschlägig. Aber eine glimpfliche Recension seiner Dogmatik von Ernesti[21]) konnte er, wie er auch immer that, als deckenden Schild vor sich hertragen. Seine Regierung erklärte die theologische Anklage für unstatthaft und ermahnte ihn zu größerer Behutsamkeit.

Zum Beweise, daß auf sein biblisches System der Dogmatik eine reine und lautere evangelische Sittenlehre sich erbauen lasse, schrieb Bahrdt auch ein „System der Moral-

theologie"[22]), eigentlich nur ein der Predigtform entkleidetes Werk seines Vaters[23]), welches als zu viel des Unbestimmten und Kanzelmäßigen enthaltend weniger Beifall fand.

Bahrdt war in seinen Streitigkeiten zu der Einsicht gekommen, es könne kein Urtheil über die Rechtgläubigkeit eines lutherischen Lehrers gefällt werden, als bis sich die gesammten Gottesgelehrten über die Frage: was sind wesentliche Religionswahrheiten und was ist problematische Schultheologie? vereinigt hätten. Diese Einsicht gebar in seinem projectvollen Haupte den großen Plan, Reformator des herrschenden Lehrbegriffs zu werden durch Herstellung eines vollständigen Bibelsystems mit Heraushebung der fundamentalen Grundwahrheiten und Abschneidung dessen, was zu viel geglaubt wird. Diese Reformation, welche die Basis zu einer künftigen Reunion der christlichen Confessionen werden sollte, sollte geschehen durch die gemeinsame Arbeit der angesehensten Theologen mit Zugrundelegung von Bahrdt's Dogmatik und Moral. Sie sollten ihre Urtheile sorgfältig niederschreiben und an Bahrdt als ihren gemeinschaftlichen Referendarius einsenden, der dann, unter strengem Verschweigen der Namen, ihre Ansichten klassificirt und mit Anmerkung der Harmonien und Disharmonien in einer fortlaufenden Sammlung abdrucken lassen wollte. Das war klug ausgesonnen. Bahrdt trat auf diese Weise in den Mittelpunkt eines großen Unternehmens und hatte unentgeltliche Beiträge. Wirklich erschienen unter Bahrdt's Namen „Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz"[24]), gingen aber, weil die gehoffte Theilnahme fehlte, nach anderthalb Jahren mit dem zweiten Bande wieder ein, und sein Zweck, wie Weitsichtigere voraussahen, blieb unerreicht.

Indessen wurde Bahrdt's Name, weil er nicht verfehlte, die Aufklärungseier, welche er legen wollte, mit gewaltigem

Geschrei anzukündigen, in ganz Deutschland bekannt, er selbst aber mit seiner Lage in Erfurt von Tag zu Tag unzufriedener. Sein Geist und Körper waren, wie er schreibt, im höchsten Grade fähig, die Freuden des menschlichen Lebens zu genießen, und er hatte nur 150 Thlr. Gehalt, wovon Weib und Kind ernährt werden sollten. Basedow vermißte an dieser Gehaltssumme eine Null. Dazu waren seine Feinde keineswegs mundtodt, sondern ärgerten ihn durch Ausstreuung von allerlei Geschichtchen. Er fing jetzt an, alle seine auswärtigen Freunde aufzubieten, einen Klotz, Schirach, Semler, den Oberhofprediger Boysen in Quedlinburg, Hirsch (Consistorial. Hohenloicus et Pastor) in Adolzfurth, ihren Einfluß für ihn geltend zu machen. Man arbeitete für ihn in Berlin, Helmstedt, Kiel, Rinteln, Erlangen, Oehringen, wo das Gymnasialdirectorat sich bald zu erledigen schien, er wollte Nachfolger Lessing's (von dem das Gerücht ging, er werde zum Directeur des Plaisirs in Braunschweig ernannt werden) an der Bibliothek in Wolfenbüttel werden. Alles mislang. Von Berlin aus, wo er seine Heterodoxie zur Empfehlung angeführt hatte, erhielt er (durch den Minister des geistlichen Departements von Münchhausen) die Antwort: „Im preußischen Staate sehe man bei Besetzung von geistlichen Aemtern nicht auf Orthodoxie oder auf Heterodoxie, sondern hauptsächlich nebst der erforderlichen Geschicklichkeit auf einen exemplarischen Lebenswandel.“ Es fehlte nicht viel, so hätte er auf gut Glück seine erfurter Professur niedergelegt. Damals schrieb ihm Semler in seiner gutherzig frommen Art: „Fassen Sie zuerst ein wahres Zutrauen zu Gott, und suchen Sie für sich darinnen gewiß zu werden, daß Gott wirklich Sorge und Attention für seine Menschen und zumal, die ihn redlich fürchten, habe. Disce Deo obsequi, Domine Doctor, das ist die allererste theologische praktische Regel.“

Endlich sollte die Rettung kommen. In Gießen war durch den Tod des Superintendenten Johann Stephan Müller eine Professur erledigt. Miller und Nösselt hatten den Ruf abgelehnt. Semler empfahl in guter Hoffnung Bahrdt, dessen Einsicht schon groß, dessen Denkungsart sehr gut, ohne Furchtsamkeit, dessen äußerliche Aufführung sehr angenehm sei. In Gießen selbst war und wirkte J. G. Bechtold — „eins der größten Kirchenlichter, wenn man seine Statur in Rechnung bringt, aber dabei mager an Seel' und Geist" — der bei Berufung eines bedeutenden Theologen die Hoffnung auf die zweite Facultätsstelle zu verlieren fürchtete, eifrig für ihn, dagegen setzte sich der zweiundsiebzigjährige Senior der Facultät, J. H. Benner, diese große Stütze der rechtgläubigen Kirche, der einem Heumann, Leß, Döderlein, dem freigeisterischen Herrn von Loen und Edelmann seinen Zorn fühlen ließ, auch die Schalkheit der Herrnhuter in einer „Lerna Zinzendorfiana" geiselte, wider Bahrdt's Berufung wegen mangelnder Lehrrechtheit bei Regierung und Kirchenseniorat. Ein von Ernesti erbetenes Gutachten, welches Bahrdt für keinen ketzerischen Mann erkannte, gab den Ausschlag. Er erhielt (9. Febr. 1771) die Vocation nach Gießen als vierter Professor der Theologie, Definitor und Prediger zu St.-Pancratius, und wurde auf sein Ansuchen (2. Mai 1772) auch Beisitzer des dasigen Consistoriums, nur sollte er nichts Neues, was gegen die bisherige Verfassung liefe, vortragen, in welchem Falle sein Votum ungültig sei.

Bahrdt als Prediger und Professor in Gießen.[25]

Vor Bahrdt her ging der Ruf eines Ketzers. Seine „christusvolle" Anzugspredigt à la Lavater, mit großer äußerlicher Beredsamkeit vorgetragen, zerstreute die Wolken.

Bahrdt trat in die glücklichste Lage seines Lebens. Seine Einnahmen waren ausreichend, er konnte Wein trinken und guten Knaster rauchen, hielt sich zu seinem Vergnügen ein Paar Pferde mit einer Halbchaise und lebte herrlich und in Freuden. „Preise den guten Gott", schrieb ihm der erfreute Vater, „der dich so wohl versorgt hat." Seine Predigten wurden sehr gern gehört, auch seine Vorlesungen fanden Beifall, weil ihm seine Aufklärung die Mittel an die Hand gab, die Kirchenväter als Ignoranten zu verspotten — er nannte den Anselm einen Packesel und kritzköpfigten Schwärmer, Athanasius war ihm der Schafskopf κατ' ἐξοχην — und weil er auf dem Katheder allerhand Schnurren machte. So las er gleich im ersten Semester über Benner's „Lehrbuch der Moral", um Gelegenheit zu haben, an Dr. Benner seine Spöttereien auszulassen. Der Herr Autor, sagte er einmal im Colleg, für den ich sonst alle Hochachtung habe, — hierbei hat er sich geräuspert und ausgespien — hat sich geirrt. Die englischen Eigennamen sprach er absichtlich so falsch aus wie der des Englischen unkundige Bechtold, dazu bemerkend: „wie mein Nachbar Bechtold spricht." Sein Lebenswandel war auch in Gießen nicht untadelig. Er spielte gern an öffentlichen Orten L'Hombre und man gab ihm schuld, daß er „mogele". Seine Cynik im Reden erregte Aergerniß. Die ehrbaren Gießener schlossen, daß der Mann, welcher von nichts als Schweinereien in Gesellschaft sprach, wol auch selbst ein Schwein sein müsse.

Als Schriftsteller zeigte er damals sich besonders rührig. Er verfaßte außer mehrern Programmen[26]) eine Kirchengeschichte[27]), die ihm zu lesen befohlen war. Man darf sich von diesem Lehrbuch keine große Vorstellung machen, wie noch vor seinem Erscheinen der alte Bahrdt seinem Sohne offenherzig gesteht: „Von deiner Kirchengeschichte

verspreche ich mir selbst nicht viel, und da du deine Schwäche hierin fühlst, so weiß ich nicht, warum du gleichwol solche Arbeit aus freiem Antrieb unternimmst, da sich doch niemand gern bloßgibt, seine schwache Seite zu entdecken.“ Er legte das Rechenberg'sche Compendium zum Grunde und bereicherte es nach Ernesti's Heften und Semler's „Capita selecta“, auch durch eigene, „wiewol sehr eingeschränkte“ Lektüre. Es reicht nur bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, der Zeit steigender Barbarei. Die vierte Periode, die des aufgehenden Lichtes, fehlt. In den Urtheilen über biblische Bücher sieht überall der kritische Einfluß Semler's durch. So S. 41: „Die Evangelien, vornehmlich das von Matthäus, sind noch sehr im Verdacht erlittener Interpolationen, besonders sind die zwei ersten Kapitel Matthäi höchst zweifelhaft.“ S. 42: „Dem ersten Jahrhundert dichtete man das sogenannte Symbolum apostolicum an.“ Dann folgen abfällige Urtheile über die Kirchenväter im unhistorischen Sinne der Aufklärungszeit: Athanasius, ein hitziger Orthodox und elender Schriftausleger, Chrysostomus ein ungestümer und abergläubischer Mann, Augustin der Vater aller unnützen Speculationen über den freien Willen und die Gnade. Luther suchte Schrift und Vernunft wieder auf den Thron zu setzen. Aber Lutheri Nachfolger wurden gar bald faul, stutzten das wenig veränderte System mit neuem Schlendrian auf und ließen die Symbolischen Bücher über Schrift und Vernunft gebieten. „Gott gebe, daß die Epoche der Büschinge, Teller, Töllner, Semler, Ernesti, Michaelis, Alberti, Resewitze, Spaldinge u. s. w. einen bessern Ausgang haben möge.“ Zu gleicher Zeit schrieb er eine „Homiletik“ (1773), ein bloßes Skelet, aber „mit richtigen Regeln und Grundsätzen, und schon ziemlich frei von dem gewöhnlichen Schlendrian der alten homiletischen Lehrbücher“. Hier macht er den berüchtigten Vorschlag:

„Ich meinestheils halte so viel auf eine schöne Declamation und Action, daß ich längst gewünscht habe, man möchte in jedem Lande ein paar gute Schauspieler halten, welche die Candidaten darin übten", woran sein guter Vater sogleich Anstoß nahm. „Lerne doch", ermahnte er den Sohn, „bedachtsam schreiben und das Publikum, sowie auch deinen eigenen Credit zu menagiren, der durch solche Einfälle gar sehr leidet." Er war Mitarbeiter an der „Frankfurter Gelehrten-Zeitung", welche „Zeitungsbude er im ersten Jahre fast ganz allein fournirte", und wurde als ein schrecklicher Kanonier gefürchtet. Seit 1774 gab er selbst in Verbindung mit 16 Männern (darunter Lavater, Pfenninger, Urlsperger[28]), die in gleichem Grade von symbololatrischem Sektengeist und Indifferentisterei entfernt waren, ein kritisches Journal heraus unter dem Titel „Allgemeine theologische Bibliothek"[29]), und hatte als Herausgeber die Freude, auf einmal von Männern becomplimentirt zu werden, die ihn sonst kaum über die Achsel angesehen hatten.

Alle diese Schriften gingen von seiten der Rechtgläubigkeit unangefochten durch. Aber Bahrdt machte Fortschritte in der Aufklärung. Er gab die Dreieinigkeit auf „und zwar wirklich aus Ermüdung", weil er sich mehrere Jahre vergeblich abgearbeitet hatte, sie durch Vernunft und Schrift zu begründen, er gab, auf das beim Weinglase geführte Raisonnement eines durchziehenden Freigeistes hin, die Versöhnungslehre auf, als einen der allerschädlichsten und verbannungswürdigsten Irrthümer, sie gewähre nicht den mindesten Trost und es sei schlechterdings ungereimt die Bestrafung eines Unschuldigen statt des Schuldigen. Es ist rührend zu lesen, mit welcher Bekümmerniß der treue Vater den heterodoxen Sohn auf immer gefährlichern Bahnen wandeln sieht. „Um Gottes willen", schreibt er ihm einmal, „bringe dich nicht um dein schönes Amt, das dir

Gott anvertraut hat. Wir müssen bei aller Verbesserung des Lehrbegriffs doch immer mit vorsichtiger Klugheit auch auf die Ruhe der Kirche und unsere eigene Erhaltung sehen. Ich fürchte, du gehst zu weit und Gott läßt dich fallen.“ Ein andermal, als Bahrdt Eberhard's Apologie des Sokrates herzstärkend gefunden hat, warnt der Vater: „Um Gottes willen, mein lieber Sohn, trau deinem Geiste nicht, dich auf diesen Abweg hinreißen zu lassen, Christum als einen bloßen Sittenlehrer anzusehen, der weiter nichts kann als bessern Unterricht geben; denn Gott läßt die Ehre seines Sohnes gewiß nicht fallen und die Wunder seiner Liebe vernichten, die er durch ihn an der Welt verherrlicht hat.“ Aber der liebe Sohn war für solche Ermahnungen taub. Schon seine Predigten[30]), in denen er die moralische Ausbesserung des Menschen obenanstellte, enthalten Ketzereien genug, wenn auch oft versteckt unter biblischen Ausdrücken. Er predigte: „Jesus von Nazareth ist nur insofern die Versöhnung unserer Sünden, insofern er unser Lehrer und Beispiel ist“ — Ergo, schließt ein Gegner[31]), muß Petrus, Paulus, alle Apostel und soviel tausend Märtyrer unsere Versöhner sein. An einer andern Stelle: „Es ist so klar nicht, ob der Sohn Mariens die Gottheit bei seiner Empfängniß, Geburt, oder in der Taufe beim Jordan angenommen habe“ — Ergo, lautet der gegnerische Schluß, ist die neue Gottheit nach Jahren, Monaten und Tagen zu berechnen und ist nicht Gott von Ewigkeit. Nun fingen in Gießen die Feindseligkeiten an. Die Rolle des erfurter Schmidt übernahm Benner, von Bahrdt immer nur als ein alter Jesuit und Verleumder bezeichnet. Die Feindschaft der Professoren theilte sich den Studenten mit. Es gab Bennerianer und Bahrdtianer (Bahrdtianae scholae haeretici), die miteinander in Streit lagen. „Die Disputationen endigten sich nicht selten mit Balgereien, und

die Controversisten kamen alsdann aufs Carcer, wenn ihre theologische Fehde bekannt wurde."

Bahrdt breitete seine Heterodoxien weiter aus in der anonymen Schrift: „Freie Betrachtungen über die Religion für denkende Leser"[32]), worin er besonders den Teufeln und Dämonen zu Leibe geht, die er für wirkliche Substanzen nicht anerkennen will. Ferner in seinen „Vorschlägen zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche" (1771), wozu die „Beziehungen auf die Bahrdtischen Vorschläge zur Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche" (1773) gewissermassen den zweiten Theil bilden, während das Ganze eine Fortsetzung der Toleranzbriefe ist. Wie Bahrdt's Vater meinte, daß kein rechtschaffener Theologe diese Vorschläge billigen könnte, weil vielfach das Centrum revelationis verrückt werde, so trat Benner, und viele stimmten ihm bei, mit der Anschuldigung hervor, daß Bahrdt nach seinem in Gießen abermals geleisteten Religionseid nicht frage, sondern die Grundartikel unserer Kirche ihren Feinden preisgeben sein einzig Hauptgeschäfte sein lasse.[33]) Er gab sodann mehrere Werke seines erfurter Freundes J. H. von Gerstenberg, eines Sonderlings, den er einen alten Philosophen nennt, mit empfehlenden Vorreden heraus. So dessen „Versuch, das Herz eines Religionsverächters durch Vorstellung seines eigenen Vortheils zu gewinnen" (1771), eine ganz gewöhnliche, seiner Empfehlung unwerthe Schrift; ferner dessen „Versuch, den katholischen Lehrbegriff zu vertheidigen, von einem Protestanten", ein Wälzer, wie Bahrdt sich ausdrückt, für Franz Varrentrapp (Buchhändler zu Frankfurt a. M.), der für wenig Geld viel Papier haben wollte; endlich eine Schrift, betitelt „Eden, d. i. Betrachtungen über das Paradies und die darin vorgefallenen Begebenheiten" (1772), die „fürnehmlich den Teufel ganz dreiste in der Bibel verkennt". Die Paradiesesschlange soll

ein Bild des menschlichen Blutes sein. Da meint freilich der alte Bahrdt: „Wenn solche Schrifterklärungen Mode werden sollen, so ist's um die ganze Philologie und Religion geschehen, und ich wollte lieber ein Deiste werden, als eine solche für Gottes Wort halten", und es ist ihm ärgerlich, den Namen seines Sohnes als Herausgeber von solchen schwärmerischen Phantasien zu lesen. Aber auch Goethe nahm an diesem „ikonoklastischen" Eifer Anstoß. „Hätte der Verfasser", schreibt er, „sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide, mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündflut ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. Jahrhunderts aufgedeckt haben."[34])

Belästigt durch die mancherlei öffentlichen Angriffe, hinter denen allen er Benner vermuthete, gab er bei Hofe ein Memorial ein, mit der Klage, daß seine vorgefundenen Gegner ihm die Ruhe seines Lebens auf alle Weise verbitterten, und der Bitte, man möge den drei Pfarrern Schwarz, Teuthorn, Keyser (Not. 33 und 34) ihre heftigen und seiner Reputation nachtheiligen Schriften ernstlich verweisen und allen seinen Gegnern ein gänzliches Stillschweigen in Absicht auf das Vergangene auferlegen, er selbst erbietet sich zur Wiederherstellung der Ruhe und Einigkeit, sich künftighin als Schriftsteller auf das exegetische und historische Fach einschränken und das dogmatische ganz abandonniren zu wollen. Ein Rescript willfahrtete ihm im wesentlichen. Um jedoch allen akademischen Verdrießlichkeiten für die Zukunft zu entgehen, meldete er sich (10. März 1773) zur Hofpredigerstelle nach Darmstadt. Ein höchster Befehl veranlaßte infolge davon den Präsidenten J. C. von

Moser folgendes sehr charakteristische Gutachten abzugeben: „Der Dr. Bahrdt ist einer der gelehrtesten Theologen in ganz Deutschland und läßt in allen Theilen der theologischen Wissenschaften nicht nur alle in Gießen befindlichen Professoren, sondern viele hundert andere weit hinter sich zurück. Er verbindet damit eine ausnehmende Anmuth des mündlichen und schriftlichen Vortrags und man verschlingt mehr was er schreibt, als daß man's liest. Von dieser Seite betrachtet ist er eine höchst schätzbare Acquisition für die Universität. Andererseits wäre zu wünschen, daß man ihn da, wo er war, gelassen und sich nie mit ihm behängt hätte. Bei seinen großen Talenten und vortrefflichen Gaben, die ihn zum Manne des ersten Ranges machen könnten, hat er ein schwarzes niederträchtiges Herz, unersättlichen Stolz und Herrschsucht, und wo er war, hat er alles in Feuer und Flammen gesetzt. Auch noch jetzo ist seine Aufführung absolut die eines rechten Bon vivant und Ede, bibe, lude ꝛc. Seine Kanzelgaben sind ausnehmend und er besitzt eine hinreißende Beredsamkeit; man darf aber ohne alle Médisance sagen, daß ein vortrefflicher Komödiant an ihm verdorben sei, denn das Unglück ist, daß er das selbst nicht glaubt, was er öffentlich lehrt und durch unverwerfliche Zeugnisse constatirt ist. Es ist ganz und gar nicht zu leugnen, daß er in der im Leben und Tod für uns so wichtigen und trostvollen Lehre von der Verdienstlichkeit des Erlösungswerkes Christi und von seiner Gottheit, welche das Kleinod unserer evangelischen Kirche ausmachen, ein wahrer Socinianer sei. Seine Moral ist dabei so lax und bedenklich, daß nach seinen principiis eigentlich nur das Sünde ist, was der Mensch aus seinen Kräften thun könnte, und es gleichwol unterläßt. Wenn Dr. Bahrdt mit Sanftmuth zurechtgewiesen und dabei gut in der Trense gehalten würde, so würde er ein excellenter Mann für die Universität sein und es wäre

schade, wenn sie ihn verlöre; durch eine Transplantation hingegen käme er aus dem Feld, wozu er geboren ist, und E. H. D. erhielten noch tausendfachen Verdruß." Demgemäß erfolgte die höchste Entschließung: „Ich will den Bahrdt nicht, sonst käme man vom Gaul auf den Esel. Es ist derselbe dahero auf der Universität scharf in Ordnung zu halten, damit die Hetzereien daselbst ein Ende nehmen. Pirmasens, 23. März 1773."

In demselben Jahre ließ Bahrdt das Werk erscheinen, durch welches er die theologische Parforcejagd recht hinter sich herbekam. Wie die verschiedenen theologisch-kirchlichen Richtungen eigenthümliche Bibelübersetzungen sich zurechtmachten, wie die lutherische Orthodoxie ihr Muster im weimarischen Bibelwerk, der Pietismus im berleburger, der Wolffianismus im wertheimer, so hat die Aufklärungstheologie ihre Musterversion in den „Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen verdeutscht durch Dr. Bahrdt"[35]), gewidmet dem Fürst-Bischof Adam Friedrich von Würzburg, von welchem Bahrdt gehört hatte, daß er für jede Dedication ein Präsent mit einem Fuder echten Leistenwein mache. Bahrdt, der sich obendrein dem Bischof halbdeutlich als Proselyten angekündigt hatte, erhielt nun zwar kein Fuder, doch aber 50 Flaschen der herrlichsten Sorte, wahren Lebensbalsam, mit dem accidens praedicabile der Wohlfeilheit. Bahrdt's Absicht war, den Freunden der liebenswürdigsten Religion eine solche Uebersetzung in die Hände zu geben, welche sie ohne Commentar verstehen und zu ihrer Befestigung im Glauben benutzen könnten. Er hat also dem Neuen Testament einen reinen deutschen Ausdruck geben wollen.[36]) „Was soll der durchleuchtende Orientalismus oder Hellenismus, der die Uebersetzung dem Laien dunkel und schlechterdings unbrauchbar macht?" Demgemäß hat er den „ekelhaften morgenländischen Dialog" modernisirt,

die schleppenden Erzählungen des Matthäus verkürzt, sich viele Umschreibungen, Einschiebungen, Vertauschung von Sprichwörtern u. s. w. erlaubt, auch, wo es ihm paßte und wo er der orthodoxen Dogmatik eine Beweisstelle rauben konnte, sich auf neue, unbekannte Lesarten bezogen, für welche er Rechenschaft in einem (nie erschienenen)[87]) Commentar versprach. Zur Veranschaulichung mögen hier einige Proben dieser neumodischen Uebersetzung stehen:

Matth. 3, 2, die Bußpredigt des Täufers lautet: „Die Summe seines Unterrichts war kürzlich diese: Bessert euch, denn Gott ist im Begriff eine neue Religionssocietät zu errichten, in welcher die Tugend Belohnungen, die bis in die Ewigkeit reichen, das Laster aber ein unabsehbares Elend zu gewarten hat.“

Matth. 5, 3 und 4, das Selig über die geistlich Armen und Leidtragenden: „Wohl denen, die wenige Wünsche für diese Erde haben. Für sie ist die Religion, die ihre Bekenner auf die Ewigkeit vertröstet. Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen, sie werden reichlich dafür getröstet werden.“

Matth. 12, 20, die Stelle vom zerstoßenen Rohr, das er nicht zerbrechen, und vom glimmenden Dochte, den er nicht auslöschen wird: „Sittsame Tugend und edele Sanftmuth werden jeden Schritt seines Lebens bezeichnen.“

Joh. 1, 1: „Der Logus war schon bei dem Entstehen dieser Welt. Er war bei Gott (noch keinem sterblichen Auge sichtbar), denn es war nur Gott und der Logus.“ Hierzu die Anmerkung: „Ich lese für ὁ λογος, και λογος. Davon dereinst im Commentar ein Mehreres.“

Joh. 2, 4, das hartklingende Wort: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen“, ist so gemildert: „Er bat Maria, sich der Sache gar nicht anzunehmen. Sie solle nur ganz

unbesorgt sein, er werde sein Vorhaben zu rechter Zeit ausführen."

Eine solche Uebersetzung mußte Aufsehen machen. „Das ist ja nicht mehr die Bibel", sagte ein alter ehrlicher Bürger, „das ist ein neumodisches Buch, worin mir alles fremd ist." Die Theologen stimmten einen vielstimmigen Ketzergesang an[38]): Dr. Bahrdt handle mit falscher Waare, trage Arianismus und Socinianismus in das Neue Testament, sei ein Vorfechter aus Satanas Schule. Götze, Bahrdt's ehemaliger Freund, führte jetzt den „Beweis, daß die Bahrdt'sche Verdeutschung des Neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsätzliche Verfälschung des Wortes Gottes sei".[39]) Wenn, meint er, nach den Semler'schen Grundsätzen die Heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bahrdt'schen modernisirt, d. i. lächerlich und stinkend gemacht wird, was wird alsdann aus der Christenheit werden? — Ein Sodom und Gomorrha. Bahrdt nennt dafür den hamburger Hauptpastor einen Gefährten Konrad's von Marburg[40]), seine Schrift das schändlichste Pasquill, das je der Geist der Bosheit einem lutherischen Theologen eingegeben hat. Lessing vertheidigte Bahrdt's Uebersetzung als solche, denn sie verdammen, heiße der lutherischen den Proceß machen. Auch Goethe mischte sich mit seinem „Prolog zu den Neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Bahrdt" (1774), unter die Streiter, gemüthlicher als die ketzerrichtenden Theologen, aber so treffend die Geschmacklosigkeit der Bahrdt'schen Modernisirurg geiselnd, daß wir das Ganze hier mittheilen zu müssen glauben.

(Die Frau Professorin tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt sitzt am Pult, ganz angezogen und schreibt.)

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Gesellschaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Kaffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr.

(Sein geschrieben Blatt ansehend.)

So redt' ich, wenn ich Christus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp' herauf?

Bahrdt.

's ist ärger als ein Studentenhauf'.
Das ist ein Besuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt'! 's ist der Tritt von Thieren.

(Die vier Evangelisten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Doctorin thut einen Schrei. Matthäus mit dem Engel, Markus begleitet vom Löwen, Lukas vom Ochsen, Johannes, über ihm der Adler.)

Matthäus.

Wir hören, du bist ein Biedermann,
Und nimmst dich unsers Herren an:
Uns wird die Christenheit zu enge,
Wir sind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n ihr Herr'n! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Gesellschaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes sein;
Wir wollen uns mit dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden sich entsetzen:
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit,
Und Röcke so lang und Falten so weit;
Und eure Bestien, muß ich sagen,
Würde jeder andre zur Thür 'nausjagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug, so nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Markus.

Und wie und was verlangst denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich sagen thu':
Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer,
Das Silber fein, geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürst der münzt sie ein
Und thut ein tücht'ges Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort cursiren!
So müßt ihr's auch, wollt ihr ruliren,
Und in Gesellschaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unsereiner,
Geputzt, gestutzt, glatt, — 's gilt sonst keiner.
Im seidnen Mantel und Kräglein flink,
Das ist doch gar ein ander Ding!

Lukas der Maler.

Möcht' mich in dem Costüme sehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' just noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangelisten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes ist schon weggeschlichen
Und Bruder Markus mit entwichen.

(Des Lukas Ochs kommt Bahrdten zu nahe, er tritt nach ihm.)

Bahrdt.

Schafft ab zuerst das garstig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

(Die Evangelisten mit ihrem Gefolge ab.)

Frau Bahrdt.
Die Kerls nehmen keine Lebensart an.
Bahrdt.
Komm, 's sollen ihre Schriften dran.

Wie Bahrdt diese Neckerei aufgenommen hat? Goethe erzählt: „Dr. Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar höflich und zutraulich. Er scherzte über den Prolog und wünschte ein freundliches Verhältniß.“ Daß ihn aber doch diese „Ohrfeige“ geschmerzt hat, bezeugt eine Stelle seiner „Allgemeinen theologischen Bibliothek“ (II, 323): „Wäre sein (Goethe's) Herz ebenso gut als sein Genie groß ist — wie brüderlich wollten wir ihm die Hände drücken und zurufen: Gib uns mehr dieser Früchte, die uns selbst als irrthumshaltige schmackhafter sind, denn die besten Melonen auf Stauzius Mistbeeten erzeugt — aber der Prolog und Götter, Helden u. s. w., welche Spuren von innigem Menschenhasse und — Tücke.“[41])

Mitten in diesen Fehden erhielt Bahrdt von Freundeshand folgende Zeilen: „Es wird ein Sturm kommen. Machen Sie sich gefaßt. Der Reichsfiscal wird das «Neue Testament» prüfen lassen durch Katholische, Lutherische und Reformirte, alsdann das Endurtheil Sr. kaiserlichen Majestät überlassen. Der Herr Weihbischof in Worms, von Scheben (damals kaiserlicher Büchercommissarius), ein sonst lieber Herr, sagte mir gestern, er müsse deswegen die Glocke läuten lassen kraft seines Officii.“ Bahrdt meldete das Moser mit der Anfrage, aus welchem Gesichtspunkte er die Sache ansehe. Moser erwiderte, er wisse nicht, ob Bahrdt aus dem Gesichtspunkte eines auf die Lehrbücher unserer Kirche verpflichteten und zu deren System sich bekennenden Lehrers betrachtet, schuldig oder unschuldig sei. „Ich habe E. H. Uebersetzung mit vielem Vergnügen und mit Erleuchtung über viele mir sonst dunkle Stellen gelesen, die

Modernisirungen, die Paraphrasen und Vermehrungen mancher Stellen haben mir, wie manches andere aufgefallen, ich habe es aber an seinen Ort gelegt, weil ich als ein Laie dispensirt bin, weder Ketzer zu machen noch zu absolviren, und wol noch bis an mein Ende daran lernen werde, um Dr. Luther's Kleinen Katechismus recht zu verstehen und zu üben." Ein officielles Einschreiten auf Grund der neuen Uebersetzung erfolgte damals nicht.

Inzwischen kam Bahrdt noch weiter in Verruf durch seine gelegentlichen Bemerkungen über „Werther's Leiden". Die gießener Theologen zogen in Gesellschaften dagegen los, als eine förmliche Apologie des Selbstmords. Bahrdt aber nahm Goethe's Partei, pries die Leiden des jungen Werther als ein Meisterstück und fand darin den Selbstmord gerechtfertigt: dieser sei aber auch erlaubt, setzte er hinzu, in manchen Fällen, wo man das Leben nicht behalten könne, ohne den Namen eines Feiglings zu führen.

Endlich brachte das Jahre 1775 eine bedrohliche Untersuchung. Ein Studiosus aus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg schrieb nach Buchsweiler an seinen ehemaligen Rector Bast, daß er durch Bahrdt und Schulz (Professor der morgenländischen Sprachen, Bahrdt's Freund und zugleich Benner's Schwiegersohn, dessen jüngste Tochter er „ihrer seltenen Fleischigkeit halber" ehelichte) zum Zweifel an der Existenz gefallener Engel gekommen sei. Dieser Brief gelangte an das Consistorium zu Buchsweiler, von da nach Gießen (December 1774) an Ouvrier, der als Informator der fürstlichen Kinder die dritte Stelle in der Facultät nebst der damit verbundenen Superintendentur erschlichen hatte, sonst „ein in sich verliebter Nachbeter des christgläubigen Schlendrians", mit der Bitte, den Studiosus von seiner Meinung abzubringen und ihm zuzureden, derjenigen Professorum Collegia, aus welchen dergleichen Principia eingesaugt werden könnten,

zu meiden. Ouvrier las das Schreiben im öffentlichen Collegium vor. Bahrdt und Schulz schickten sofort eine Estafette nach Darmstadt und forderten in einer Klagschrift eclatante Satisfaction. Am 19. Jan. 1775 erfolgte höchste Resolution, worin beiden Theilen ihr passionirtes und illegales Betragen verwiesen wurde. Als Bahrdt und Schulz sich darüber beklagten, erhielt Ouvrier noch einen besondern Verweis. Nun mischten auch die Studenten sich in die Sache. Deren 24 schickten ein Memorial nach Darmstadt, worin sie die beiden Angeklagten zum Nachtheil aller ihrer Collegen sehr erhoben und zugleich den „Toleranzbrief" und das „Sendschreiben eines Predigers im Elsaß" (Not. 38) beilegten. Sie wurden zur Ruhe verwiesen, Bahrdt und Schulz alles Aufhetzen, Anzapfen und Traduciren in den Collegien bei scharfer Ahndung untersagt. Dem „Toleranzbrief" zufolge sollte Schulz im Colleg gesagt haben, Hiob und David wären von der Syphilis befallen gewesen. Schulz erklärte auf seinen Professoreid, daß er damit nur die Meinung einiger Ausleger angeführt, er selbst habe die Krankheit für Elephantiasis ausgegeben. Die angestellte Nachforschung nach den Verfassern der beiden Schriften blieb ohne Erfolg. Die Sache ging aber weiter. Verschiedene Pastoralconvente, auch das Consistorium zu Gießen gaben wehmüthige Vorstellungen ein, daß Bahrdt die Grundsäulen der ganzen christlichen Religion umstürze, daß die in Gießen studirenden Landeskinder bei den Auswärtigen mit dem unauslöschlichen Verdachte der Heterodoxie beschmitzet würden, daß durch die Bahrdt'schen Lehren der Eidschwur in Verachtung gebracht werde. Dagegen veröffentlichte Bahrdt zum Zeichen seiner Rechtgläubigkeit seine Predigten über die Person Christi (Not. 30), er habe bei aller Freimüthigkeit in dem Bekenntniß seiner Ueberzeugung nie das Wesen der evangelisch-lutherischen Religion angegriffen. Ein Mini-

sterialrescript an die theologische Facultät verlangte nunmehr gewissenhaften Bericht über Bahrdt's Rechtgläubigkeit. Die Facultät (Benner, Bechtold, Ouvrier) war mit dem Consistorium und Definitorium in Darmstadt in ihren Einzelvotis über Bahrdt's Heterodoxie einig, aber während die einen (Bechtold) ihn unter gewissen Einschränkungen im Amte dulden wollten, stimmten andere für sofortige Entlassung, noch andere (Benner) waren zunächst für Einholung eines standhaften christlichen Bedenkens von auswärtigen unparteiischen Facultäten. Bevor noch höchsten Orts entschieden wurde, sandte Bahrdt an den Landgrafen Ludwig IX. ein Memorial ein, worin er seine Vocation in die Schweiz mit 2000 Fl. Gehalt meldet. Er erbietet sich zu bleiben, wenn 1) das neuerlich entsponnene processualische Verfahren gegen ihn abolirt werde, wenn 2) er im Sterbefall Benner's in dessen Stelle einrücke. Dafür macht er sich anheischig, künftig gar nichts mehr zu schreiben, was im mindesten in das Feld der theologischen Streitigkeit einschlägt. Wolle man ihm aber die Dimission ertheilen, so bitte er um ein eigenhändig unterschriebenes Dimissionsdecret, welches er als ein Zeugniß von der Gnade und Zufriedenheit seines Fürsten jedermann ohne Erröthen vorzeigen könne. Dieses Memorial ist datirt vom 23. März 1775, und am 4. April hatte Bahrdt, der seinem Landesherrn vom Feldpropst Venator als ein verdammter, hundsföttischer Socinianer denunciirt worden war, seine Entlassung. Ein Rescript an die Universität spricht sich bitter über die Dreistigkeit dieses über alle Consideration und die heiligsten Pflichten sich hinwegsetzenden Mannes aus, mit welchem Kirche und Universität nicht länger belastet werden sollten. Sofort verkündete es Götze der Welt: „Bahrdt hat seinen Abschied erhalten und Gießen verlassen müssen, ohne daß ihm verstattet worden, eine Abschiedspredigt zu halten",

und der alte Benner schrieb ins Dekanatsbuch: „Hoc mense divina nos clementia a Bahrdtio liberavit. Abiit, excessit, evasit, erupit, virulenta semina et dedecoris haud parum reliquit.“ Von da an ward Bahrdt angesehen als der Pfahl im Fleische der Orthodoxen, als der Engel, der sie mit Fäusten schlägt.

Dr. Bahrdt als Director des Philanthropins in Marschlinz.

„Wenn alles zum Sturm bereit ist, sendet die Vorsehung den Entsatz.“ Karl Ulysses von Salis, der französische Minister (eigentlich Chargé d'Affaires), hatte ein Knabeninstitut zu Marschlinz in Graubündten errichtet, das in ein Philanthropin verwandelt werden sollte. Er reiste, die Einrichtung einer solchen Musterschule selbst in Augenschein zu nehmen, zum damaligen Obermeister in der Pädagogik, Basedow, der 1774 das erste Philanthropin in Dessau gegründet hatte. Die Hauptfrage war, wer als Director das zweite Philanthropin der Welt einrichten solle. Lange hatten die „beiden Aldermänner der Nation“ darüber nachgedacht und lange vergebens. Da eines Morgens früh 4 Uhr sprang die große Feder in Basedow's allmächtiger Seele. Er fuhr aus dem Bette, um den hervorgeschnellten Gedanken nicht veralten zu lassen. Im Hemde stürzte er in Salis' Schlafgemach und schrie, als wenn Feuer im Hause wäre: „Hör', ich hab' den Mann!“ — Salis: „Bin ich nicht erschrocken! Wer ist's denn?“ — Basedow: „Bahrdt! das ist ganz, ganz der Mann, den du brauchst.“ Salis reiste nach Gießen, und Bahrdt wurde engagirt, mußte aber zuvor in Dessau Basedow's Geist über sich ausströmen lassen. Es geschah bei L'Hombre, Taback und Malaga, Basedow's Lieblingswein. Dieser schickte darüber eine Rechnung an Salis, welche sich auf 100 Louisdor belief. Bahrdt packte seine

Familie auf einen Wagen und reiste, von seinen Gläubigern verfolgt, in Begleitung von Heres, seinem fidus Achates, wohlgemuth nach Marschlinz. Er fand aber dort die Personen des Instituts so beschaffen, daß kein Philanthropin mit ihnen zu stiften möglich war, und wenn der Engel Gabriel mit 4000 Fl. Besoldung als Director wäre angestellt worden. Er selbst befand sich gleich anfangs nur halbwohl. „Wie mir's itzt geht? Der Henker mag bestimmt antworten. Gut — wenn leben, gesund sein, Muth haben wie ein Löwe, essen und trinken wie ein Scheundrescher, schlafen wie ein Ratz, gut leben heißt. Schlecht — wenn in schrecklicher Einsamkeit leben, Sklav sein, in einem verengten Wirkungskreis stecken, von allem literarischen Commercio ausgeschlossen sein, von Politikern und jüdischen Menschen umringt sein, schlecht leben heißt." Wir wollen zugeben, daß es nichts Leichtes ist, von einer freien akademischen Professur in das geplagte eingeengte Schulfach überzugehen. Bahrdt mag sich gefühlt haben wie der Pegasus in den Pflug gespannt. Aber ohne seine Schuld ist's nicht geschehen, daß der vierzehnmonatliche Aufenthalt in Marschlinz ihm zum Fegfeuer, ja zur Hölle wurde. Er freilich nennt als Urheber seines Ungemachs den Fürsorger, den Herrn von Salis selbst, er beschreibt ihn als einen hartherzigen, eigennützigen, tyrannischen, eiskalten Verstandesmenschen, der in Ansehung der Kost nicht Unschlitt von frischer Butter habe unterscheiden können. In seiner Miene habe man immer die Worte lesen können: „Willst du nicht in Güte, die meine freundliche Miene dir zum Spaße malt, so soll der Teufel dich holen." Andere (selbst Heres) finden diese Charakteristik sehr übertrieben. Die beiden Männer paßten eben nicht zueinander, und Bahrdt, gar nicht an ein eingezogenes, stilles, stetig arbeitsames

Leben gewöhnt, hat sicher dazu viel beigetragen, daß ihm Salis den Daumen auf das Auge setzte. Dieser erzählt selbst: „Dr. Bahrdt kam nach Marschlinz voll der Hoffnung, sich durch seinen biegsamen, einschmeichelnden Charakter, auf den er sich viel einbilden kann, aber dennoch zu viel einbildet, und durch Beihülfe seines Heeres meiner und des ganzen Instituts zu bemeistern, und sich dadurch Bequemlichkeit, gute Tage, vorzüglich eine niedliche Küche, gewiß sein ganzer Endzweck, zu verschaffen. Er brauchte tausend Wendungen und tausend Künste, gewann viele Mitbürger unsers Instituts, nur mich nicht. Dann die schreckliche Gleichgültigkeit des Mannes für alle Religionen machte ihn mir verdächtig."

Allerdings wurde das Philanthropin bald als eine Hauptschule der Freigeisterei, des Socinianismus und aller andern Irrthümer ausgeschrien. Bahrdt entwarf hier ein Lehrbuch der Religion, das in kurzen Aphorismen den Schülern dictirt wurde und worüber er sokratisirte. Seine Hauptdruckschrift aus dieser Periode ist der „Philanthropinische Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlinz"[42]), durch welche man einen rechten Einblick in das philanthropinische Wesen erhält. Die Devise des Philanthropinismus heißt: „Seid heitere, fröhliche Menschen!" Der Zweck der Erziehung ist Glückseligkeit. „Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß man mit der Zeit aus den Philanthropinen ein ganz vergnügtes Menschengeschlecht wird auferstehen sehen, und daß man in kurzem schon, wenn man einen recht gesunden Mann wird schildern wollen, sprichwortsweise sagen wird: er ist so gesund wie ein Philanthropinist." Weg sollte der alte schulmeisterliche Mechanismus, die Wolke von Schulstaub, das todte Vocabelwerk, die Verkrüppelung der jugendlichen Seelen. Die Kinder sollten erzogen werden natur-

gemäß wie Rousseau's Emil. Und doch wie unnatürlich, wie das jugendliche Herz gefährdend, wenn Bahrdt allen Ernstes unter die fleißigen und tugendhaften Schüler Ordenszeichen vertheilt wissen will pour l'application und pour la vertu. Die Strafe für harte Vergehen sollte darin bestehen, daß ein Waisenknabe mehrere Tage hintereinander früh, mittags und abends im Speisesaal das Verbrechen und den Namen des Verbrechers laut ausrufe und mit einem dreimaligen Pfui! sein Geschrei beschließe. Für das religiöse Bedürfniß war, Religion und Humanität nivellirend[43]), durch vier Tempel gesorgt: der Geschichtshelden, der Weisheit, der Tugend und einen Christustempel. „Die ersten drei bestehen aus hohen schattigen Lauben, welche amphitheatralisch angelegt sind. Hingegen der Christustempel ist von Holzwerk, auch amphitheatralisch. Inwendig in der Tiefe des Tempels steht mit goldenen Buchstaben Jesus Christus. Der Tempel der Geschichtshelden steht auf der niedrigsten Terrasse und der Christustempel auf der höchsten, wo das Auge die herrlichste Aussicht in das ganze unermeßliche Thal hat, welches mit Dörfern und Häusern besäet ist, und von zween Flüssen durchströmt wird. Zu diesen Tempeln zieht bei gutem Wetter das ganze Philanthropin — um 2 Uhr mit Musik und Gesang. — Im Tempel der Geschichtshelden erzählt ein Lehrer ohne allen Prunk der Beredsamkeit im Tone des Minnesängers Proben des Muths, der Entschlossenheit, der Tapferkeit, des Patriotismus u. s. w. aus der Lebensgeschichte irgendeines großen Mannes aus der heiligen oder Profangeschichte — im Tempel der Weisheit ein anderer die Verdienste der Philosophen, Gottesgelehrten, Künstler, Erfinder u. s. w. — im Tempel der Tugend werden moralische Charaktere geschildert, und zwar solcher Personen, welche es entweder in der Tugend überhaupt oder in einer gewissen Tugend sehr

hoch gebracht hatten; — im Christustempel wird die Lebensgeschichte Jesu stückweise vorgetragen." Begeisterte Zeitgenossen sahen hier die Sonne des Heils aufgehen für das unter geistiger und leiblicher Noth seufzende Geschlecht Adam's. Uns will es bedünken, als wäre um einen guten Grundgedanken eine Hülle phantastischer Charlatanerie gelegt. Bahrdt selbst erklärte späterhin diesen Plan für ein Ideal, von dem nicht ein Drittel in Ausführung gekommen, und er habe auf hohen Befehl seines Herrn Fürsorgers in diesem Buche so viel gelogen, als noch kein Schriftsteller gelogen hat. Unzufrieden mit seiner Lage faßte der projectvolle Mann den kühnen Plan, auf dem Steiger bei Erfurt auf eigene Hand ein großes Institut zu errichten. „Kannst du beten, mein Geliebter", so schreibt er an Meusel, „so bete, daß Gott es segne, das größte Unternehmen, das je die Sonne beschien. Ein allgemeines Erziehungshaus der Deutschen denke dir, nahe bei Erfurt; und da mich, dich und mehr solche gute Menschenseelen vereint." Unter andern sollte Wieland als Mitglied des Erziehungscollegiums gewonnen werden. Das Project trat ins Leben, wenn auch an ganz anderer Stelle und unter andern Verhältnissen, als Bahrdt gedacht hatte.

Dr. Bahrdt in Dürkheim und Heidesheim.

Am 15. April 1776 schrieb Bahrdt an Meusel: „Frisch, liebes Seelenbrüderchen, nimm deinen Zeitungskiel und schreib: Wehe dir, Michaelis und Götz! Er kömmt nach Deutschland zurück — als Generalsuperintendent über die sämmtlichen gräflich Leiningen-Dachsburgischen Lande, als Consistorialrath, Scholarch und erster Stadtpfarrer zu Dürkheim. Wir meinen, mögt's glauben oder nicht, den Herrn Dr. K. F. Bahrdt, der Heiligen Schrift Doctor und seit-

herigen Director des Philanthropins zu Marschlinz. Mit dem Willen etwas Gutes für die Menschheit zu stiften und in Bündten ein Philanthropin anzulegen, verließ er sein Vaterland, und mit der Ehre, dies wichtige Institut gegründet zu haben, kehret er zurück. Gott sei gelobt, der seinen Knecht noch für sein Vaterland nutzbar machen will." Gleich bei Annahme des Rufes zur Generalsuperintendentur rückte Bahrdt mit seinem Project eines allgemeinen Erziehungshauses hervor, das seinem Amte nicht den geringsten Eintrag thun und aufs wenigste 100000 Fl. baares Geld in die hochgräflichen Lande bringen werde. Er erbat sich nur Befreiung von der speciellen Seelsorge, als Krankenbesuchen, Taufen, Leichen, weil er Kranke und Leichen nicht leiden könne. So war Bahrdt auf einmal von seinem Sklavenleben in Marschlinz, wo bald nach seinem Weggang das Institut einging, befreit. Mit Weib und Kind und seinem Heres (der Conrector in Dürkheim wurde), zog er, feierlich empfangen, in Dürkheim ein. Alles drängte sich ihn zu sehen, und obgleich unansehnlich von Person — ein Gegner beschreibt ihn so: Bahrdt ist ein Mann von mittlerer Größe, mager, etwas gebückt, sein braunes Faunengesicht verzieht sich stets in ein Lächeln, das nicht ganz unangenehm ist, aber für den Beobachter den Schalk beim ersten Anblick verräth, seine beiden feurigen Augen blitzen unter seinen dicken schwarzen Augenbrauen hervor, wie ein paar Spitzbuben aus einem Busche, die Unterlippe ragt vor der Oberlippe auf eine etwas unangenehme Art hervor — lag doch über seinem Wesen der Reiz des Interessanten. Seine Predigten, in denen er dogmatisch vorsichtig sich äußerte, fanden Beifall und in der Moral eine ergiebige Quelle. Wie überall, so fand Bahrdt auch hier einen Feind, den er mit den schwärzesten Farben schildert. Das war der Hofrath Rühl, der Vertraute des Grafen, derselbe,

welcher als Jakobiner die heilige Salbungsflasche für die Könige von Frankreich zu Rheims 1794 zerbrochen und sich 1795 zu Paris erstochen hat. Die Grundlage seines Charakters, sagt Bahrdt, war Stolz und Eigenliebe, und zwar eine Eigenliebe, welche alle Wesen in dem Weltall ausschloß, Menschenelend rührte ihn nicht nur nicht, es machte ihm sogar Wollust. Er hat auf ihn die Verse gemacht:

Der Menschheit sag' ich es zur Ehre:
Du bist die größte Seltenheit!
Und wenn in jedem Volk mehr als ein einz'ger wäre,
Ein Teufel, ganz wie du,
Ich zweifelte zu meiner Ruh
An Gottheit und an Ewigkeit.[44])

Andere wollen dies Porträt nicht gelten lassen, vielmehr er sei ein Mann gewesen von wohlthätigem Einfluß auf das leiningensche Land. Als Ursache der Feindschaft wird angegeben, daß Bahrdt diesen mächtigen Mann habe aus dem Sattel heben und Finanzminister beim Grafen werden wollen. Anfangs war Rühl für Bahrdt eingenommen und unterstützte dessen großes Project. Denn es dauerte nicht lange, so wurde mit Gründung des dritten Philanthropins, davon Bahrdt sich großes Ansehen und nebenbei ein Rittergütchen versprach, auf dem leerstehenden Schloß zu Heidesheim vorgegangen[45]) und alles im Posaunenton deutsch und französisch der Welt angekündigt. Mit dem Philanthropin sollte ein Gasthof, eine Druckerei und ein Fabrikgeschäft in Verbindung stehen. Das nöthige Geld gab theils der Graf her, Freunde verschafften Credit in Frankfurt, Bahrdt selbst ließ auf Pränumeration, welche 1200 Thlr. eintrug, seine Uebersetzung des Neuen Testaments in zweiter Auflage erscheinen. Die weitere Frage war: woher Lehrer nehmen? Bahrdt, kurz besonnen, ließ ein Gebot in alle Welt ausgehen, um als Professor pro-

fessorans die nöthigen Professores professorati herbeizuschaffen. Seltsame Genies hat er zusammengetrommelt. Er hätte im ganzen und großen nicht schlechter wählen können. Es waren verkommene Existenzen, die sich freuten, hier ein Asyl zu finden. Da war einer, der theuere Sigismundus, vormals Büchsenspanner, dann Pastor, als welcher er Seifenspiritus machte und Branntwein brannte. Der wurde Professor der Religion und Moral, wie auch philanthropinischer Lichtgießer, Branntweinbrenner und Grünwagenschmierfabrikant. Da war ein katholischer Pfarrer Weimar, mit der Physiognomie eines Lipstullian, der mit aller Gewalt Professor der katholischen Theologie mit gutem Gehalte werden wollte, und weil Bahrdt nicht darauf einging, dessen gefährlicher Feind wurde. Man konnte jetzt schon der neuen Anstalt das Prognostikon stellen. Daher Rühl, um die Regierung nicht bloßzustellen, das Institut für eine Privatsache Bahrdt's erklärte, der darüber in förmliche Wuth versetzt wurde. Der 1. Mai 1777 war der Tag der Einweihung. So groß war der Zusammenfluß, daß die Schenken drei Stunden in der Runde nachts nicht im Stande waren, alle Menschen zu fassen. Bahrdt hielt die Weiherede, worin er den Beweis versuchte, daß feinerer und gröberer Eigennutz die bewegende Ursache von allem Dichten und Trachten des Menschen sei. Daher könnte und müßte die Jugend einzig durch Belohnungen zur Erfüllung ihrer Pflichten gebracht werden. „Wenn ich", so schloß er, „ihr versammelten Väter und Mütter, jemals die mir obliegende Pflicht vergesse, Vater und Freund euerer Kinder zu sein, o, so müsse auch Gott meiner und meiner Kinder vergessen." Auf die Rede folgten Festessen, Ball, Commers drei Tage lang, und es ging so philanthropinisch lustig zu, daß der Geheimrath Koch in Alzey zu sagen pflegte: „Die Einweihung des Philanthropins habe die Zahl

der unehelichen Kinder in seinem Oberamte gewiß um 50 vermehrt." Nun theilte Bahrdt seine Zeit in folgender Weise ein: Am Sonnabend fuhr er in das drei Stunden entfernte Dürkheim, um seine Sonntagspredigt abzuhalten. Sonntags nachmittags ging's nach Heidesheim zurück. (Die übrigen Amtsgeschäfte besorgte der Frühprediger Schöll.) Bahrdt ist von der Last der Geschäfte, die er sich aufgeladen, beinahe erdrückt worden. Denn zu der Menge pädagogischer Arbeit kam immer noch die Versorgung der Druckerei mit Manuscript, um die Spalten des „Literarischen Correspondenz- und Intelligenzblatt" (1776), sowie des „Pädagogischen Wochenblatt" (1778), die beide keinen zweiten Jahrgang erlebten, zu füllen.[46]) Es hatte sich gleich anfangs eine hübsche Anzahl von Eleven eingefunden. Sie erhielten braunrothe Uniformen, weiße runde Hüte mit blauen Federbüschen, und wurden in drei Klassen getheilt: in zukünftige Gelehrte, Kaufleute und Kriegsleute. Der Preis war niedriger als in Dessau und Marschlinz gestellt, 34 Karolin für den Pensionisten. Die Institutsmaschine gerieth aber bald genug ins Stocken. Schon am 30. Mai 1777 ließ Bahrdt seinen Lehrern folgendes Sendschreiben zugehen: „Noch einige Wochen so fortgelebt und das Philanthropin ist zu Ende. Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht, unser Institut ist in dem allerschlechtesten Credit. Selbst unsere Freunde hören schon allmählich auf, unsere Sache zu verfechten. Denn jedermann sieht's, daß es nicht Philanthropin ist. Und ich selbst sehe es und sehe es mit blutendem Herzen. Keine Aufsicht über die Kinder. Keine Ordnung in und zwischen den Lectionen. Keine sichtbaren Vollkommenheiten des Vortrags. Keine Reinlichkeit. Keine Sittenbildung. Kein Umgang der Lehrer mit den Schülern. Keine guten Beispiele unter den Lehrern selbst. Kurz es fehlt alles, was wir dem Publikum mit Geräusch

versprochen haben, und alle Welt nennt uns Windmacher und Heuchler.“ Nun ging es einen Monat lang straffer. Dann verfiel alles wieder in den vorigen Schlendrian. Bahrdt war kein Mann von Consequenz in Arbeit und Aufsicht. Er reiste gern herum, rauchte seinen Knaster, spielte sein L'Homberchen, aß und trank gut und trieb noch andere Sachen.[47]) Das Institut war so in den Händen der meist liederlichen Professoren. Es riß die größte Sittenlosigkeit ein. „Unter den Panduren ist mehr Ordnung.“ Wie der Unterricht bei Dr. Bahrdt's „Anthropophagen-Heerde“ beschaffen war, zeigt folgende uns aufbewahrte Probe[48]):

Lehrer. Nun, Musje Karl, merken Sie auf! — Hören Sie nicht?

Karl spielt mit einer Karte, welche er nach den Farben rangirt.

Lehrer. Nun, liebes Karlchen, legen Sie doch die Karten weg.

Karl (wie oben).

Lehrer (reißt ihm die Karten aus der Hand). Ich will Sie schon attent machen. Wo ist die Grammatik?

Karl (lacht).

Lehrer. Wo ist die Grammatik?

Karl (lacht noch ärger und pfeift sich eins).

Lehrer. Musje Karl, wenn Sie die Grammatik nicht herbeischaffen und lernen, so sollen Sie diesen Nachmittag hübsch zu Hause bleiben. Wir spazieren nach Grünstadt, da ist das hübsche Luischen; wenn Sie vernünftig sind, so kommen Sie mit.

Karl (springt freudig auf, holt die Grammatik und schlägt auf). Hier ist die Lection.

Dr. Bahrdt (welcher die Zeit über an der Thür gestanden und alles mit angehört hatte, tritt herein). Recht so, lieber Herr Professor. So muß man die Kinder durch Vorspiegelungen vom künftigen Vergnügen zum Gehorsam bringen — das stimmt ganz in meinen Plan, fahren Sie so fort. Guten Morgen. (Geht ab.)

Lehrer. Nun, liebstes, goldenes Karlchen, wo stehen wir denn?

Karl. Hier.

Lehrer. Aha, in der dritten Declination. Also decliniren Sie dos.

Karl. Num. Sing., Nomin. dos, die Morgengabe, Gen. dos-

sis, Dat. dossi, Acc. dossem, Voc. dos, Abl. dosse, Plur. Nom. dosses, Gen. dossum, Dat. dossibus, Acc. dosses, Voc. dosses, Abl. dossibus.

Lehrer. Schön, liebes Karlchen. Aber machen Sie einmal das Buch zu. Sie müssen nicht immer das Schema ansehen. Machen Sie das Buch zu und decliniren einmal ein ander Wort in os. Halt, welches? (Besinnt sich.) Ja, decliniren Sie bos, der Ochse.

Karl. Bos, der Ochse, bossis, bossi. (Stockt.)

Lehrer. Nun, dos, dossem, also bos? —

Karl. Bossem, bos, bosse. Plur. —

Lehrer. Nun, dosses, also? —

Karl. Bosses, Gen. bossorum —

Lehrer. Ach was, bossorum! — bossum, mein liebes Karlchen, bossum heißt es.

Sigismundus (hatte auch an der Thür gehorcht und kam nun mit schrecklichem Gelächter in die Stube). Ha, ha, ha, da machen Sie schön Zeug, Herr Collega, pfui, können Sie nicht decliniren? Ha, ha, ha. Bos, bossis! — das wäre schön, bos geht wie os. Ich will's Ihnen vordecliniren: Bos, der Ochse, boris, des Ochsen, bori, borem, bos, bore. Plur. bores, borum, boribus, bores, bores, boribus. Sehen Sie! (Geht mit triumphirender Miene ab.)

Karl (nimmt seine Karten und läuft fort).

Lehrer. Hol' der höllische Satan den verfluchten Wagenschmierfabrikanten! (Schiebt ab.)

Bald fingen die Aeltern an, ihre Kinder zurückzufordern; Geldverlegenheit trat ein. Diesem Uebelstande abzuhelfen, traten einige Männer, welche Vorschuß geleistet hatten, zu einer ökonomischen Gesellschaft zusammen, die den finanziellen Theil des Instituts verwaltete. Damit kamen Beschränkungen, welche unserm Doctor nicht gefielen. Das Institut wollte dessenungeachtet nicht gedeihen. Da faßte Bahrdt einen desperaten Entschluß. Er tritt, ausländische, besser zahlende Zöglinge zu werben, seine berühmte Reise nach Holland und England an im Spätherbst 1777, ausgerüstet

mit 2 Fl. 50 Kr. In Frankfurt staffirte ihn der Jude Löw Bär Isak, instruirt von einem aus der ökonomischen Gesellschaft, mit Reisegeld, einem violetten Sammtrock und einem kostbaren Ring „zum Scheinen" aus (dafür er später eine Rechnung von 2600 Fl. einreichte).[49]) Bahrdt erzählt sehr lebhaft und anschaulich seine Reise, wie man ihn in Mainz habe katholisch machen wollen, wie er ad modum des heiligen Stifters des halleschen Waisenhauses seine Suada in Anwendung gebracht, wie sich in London der Weltumsegler Forster und der deutsch-lutherische Prediger Wendeborn[50]) seiner erfolgreich annahmen, wie er den Freimaurerorden lieben und nutzen lernte. Ende Februar 1778 trat er, von einem Dutzend geworbener Zöglinge umringt, seine Rückreise an. Da in Oppenheim angekommen, liest er die niederschmetternde Nachricht von seiner Suspendirung durch ein Reichshofrathsconclusum. Die Sache war so zugegangen: Weimar, jener Pfarrer mit der Lipstullians-physiognomie, sann, weil ihm die Professur für katholische Theologie verweigert worden, auf Rache. Der verklagte Bahrdt bei dem Reichsbüchercommissarius von Scheben (der sich übrigens auf ein Glas Liebfrauenmilch oder Johannisberger besser verstanden haben soll als auf Bücher und gelehrte Streitigkeiten) wegen der Irrlehren in der neuaufgelegten Uebersetzung des Neuen Testaments. Der Weihbischof ließ sich verlauten: „Wenn Herr Bahrdt allzu naseweis werde, werde man ihn auf die Finger klopfen." Diese Rede verleitete Bahrdt, eine komische Schilderung der Schmausereien und Gäste (unter denen er selbst mehrmals gewesen war) des Weihbischofs in das „Heidesheimer Intelligenzblatt" einrücken zu lassen. Da erfolgten zwei Verbote seiner Uebersetzung von den bischöflichen Vicariaten zu Worms und Speier, weil in diesem ketzerischen Werke die den drei Religionen gemeinsamen heiligsten Geheimnisse hin-

weggeleugnet würden.[51]) Bahrdt ließ diese Mandate in seinem „Correspondenzblatt" abdrucken und setzte zum ersten ein Dutzend Frag- und Ausrufungszeichen. Hierdurch gereizt, stellte der Weihbischof eine reichsfiscalische Klage an. Der Erfolg war eine Reichshofrathsverordnung (4. Febr. 1778), welche dem Kurfürsten von der Pfalz Wegnahme der in seinen Landen befindlichen Exemplare auferlegte; dem Grafen zu Leiningen-Heidesheim, dem Dr. Bahrdt alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherschreiben, Lehren und Predigen gänzlich zu untersagen; der kaiserlichen Büchercommission im Reich, über Bahrdt's Buch ein ausführliches, standhaftes Gutachten von den beiden Universitäten Göttingen und Würzburg zu fordern. Pius VI. bezeugte in besonderer Zuschrift (April 1778) seinem Weihbischof darüber sein ausnehmendes Vergnügen: „Wir sind zu deinem Lobe, deiner Hochschätzung und Liebe ganz besonders bewogen worden." Bahrdt's Landesherr und seine Gemeinde supplicirten für ihn, er selbst reichte eine Vertheidigung ein. Es war nutzlos. Den bezeichneten Universitäten wurde die Frage vorgelegt: „Ob und wie weit die in dem Dr. Bahrdt'schen Werke ausgestellten Sätze eine von den dreien im Römischen Reich bestehenden Religionen abweichende Lehre enthalten?" Die Würzburger antworteten, daß die Uebersetzung reichhaltigen Stoff darbiete, aus dem sich eine Dogmatik für den feinern Arianismus und Socinianismus abziehen lasse. Dagegen urtheilten die Göttinger (J. P. Miller), daß aus der Bahrdt'schen Uebersetzung noch immer die Hauptlehren des Christenthums und des von den drei im Römischen Reiche bestehenden Religionen angenommenen Glaubens hergeleitet werden könnten.[52]) Obschon diese Gutachten schlecht zusammenstimmten, ein Finalconclusum (27. März 1779) sprach über Bahrdt förmliche Entsetzung aus, mit dem Ansinnen, „ein deutliches Bekenntniß von der

wahren Gottheit Christi sowol als von der heiligen Dreieinigkeit so gewisser abzulegen, als er im Widrigen auf Lebenslang außer den Grenzen des Römischen Reichs unnachsichtlich verwiesen solle". Diese einseitige, gegen den Willen des Landesherrn, im Widerspruch mit dem Urtheil einer protestantischen Facultät, ohne Vorladung des Beklagten vorgenommene Procedur des kaiserlichen Reichshofraths mußte nothwendig großes Aufsehen machen. Die evangelischen Reichsstände sahen bedenklich diesen Eingriff, der als Präcedenzfall ihnen allen nachtheilig werden konnte.[53]) Angesehene Rechtslehrer bestritten die Competenz des Reichshofraths, indem niemand als die Kirche, oder wem dieselbe es erweislich aufgetragen, über Lehre, inneres Kirchenregiment und Polizei zu urtheilen ein Recht habe. „Soweit auch die kaiserliche Advocatie in der christlichen Welt sich immer erstrecken mag, so kann sie doch dem Kaiser kein Recht geben, über geistliche Sachen und über Personen, welche der Gerichtsbarkeit der Bischöfe, der Kirche und der Stände des Reichs unmittelbar unterworfen sind, zu urtheilen." Selbst die Competenz weltlicher Gerichte zugegeben, so muß wenigstens das Urtheil der Kirche über die Heterodoxie desjenigen, der vor ein weltliches Gericht gezogen wird, vorhergegangen sein. Der bei Bahrdt's Verurtheilung angezogene 7. Artikel des osnabrücker Friedensschlusses: „Sed praeter religiones supra nominatas nulla alia in Sacro Imperio Romano recipiatur vel toleretur", könne doch nur den Sinn haben: keine andern als die drei benannten Religionen sollen eben den öffentlichen Schutz, eben die öffentliche Duldung genießen, als diese; keine als diese sollen Reichsreligionen sein.[54]) Andere (ultramontane) Stimmen betonten, der Kaiser sei nicht nur Custos et Executor legum, sondern auch oberster Kirchenvogt, als welcher er darauf zu sehen habe, daß seine Unterthanen wie

vor der Pestseuche, so auch vor der socinianischen Pest und andern irrigen Sekten bewahrt blieben.[55])

Der Reichshofrath hatte von Bahrdt einen Widerruf gefordert, als Bedingung seines fernern Verbleibens innerhalb der Grenzen des Römischen Reichs. Das, meint Bahrdt, von einem ehrlichen Manne im Ernste verlangen, würde so viel heißen als verlangen, daß er wahnwitzig werden, oder als ein schlechter Mensch handeln solle. Er schrieb vielmehr sein übereiltes „Glaubensbekenntniß, veranlaßt durch ein kaiserliches Reichshofrathsconclusum" (1779).[56]) Mit Verwerfung der Lehrsätze von der Erbsünde, Zurechnung der Sünde Adam's, Nothwendigkeit einer Genugthuung, von der blos und allein durch den Heiligen Geist in dem sich leidend verhaltenden Menschen zu bewirkenden Bekehrung, von der ohne alle Rücksicht auf unsere Besserung geschehen sollenden Rechtfertigung des Sünders vor Gott, von der Gottheit Christi und des Heiligen Geistes im Athanasianischen Sinne, von der Ewigkeit der Höllenstrafen — Lehrsätze, welche allesammt die gesunde Vernunft empören, der Tugend und Gottseligkeit schaden — spricht er sein Bekenntniß positiv so aus: „Ich glaube, daß ich und alle Menschen Sünder (aber nicht von Geburt) sind, welche der Gnade und der Erbarmung Gottes bedürfen, daß der (doch nicht passiv sich verhaltende) Mensch all sein moralisches Gute, was in ihm ist, der Gnade Gottes schuldig sei, daß uns Gott aus bloßer Gnade (aber nicht um eines Menschenopfers willen) unsere Sünden vergibt, daß Gott den Aposteln seinen Geist gegeben hat (ohne daß dieser Geist eine dritte Person in der Gottheit ist), daß Gott in und mit Christo war (aber Christus ist nicht in dem nämlichen Sinne Gott, wie Jehovah), daß für Christen (aber nicht auch für Nichtchristen) der Glaube an Jesus Christus (Glaube gleich Annahme und Befolgung seiner Lehre) die unausbleibliche Bedingung

der Seligkeit ist, daß Gott alle Tugendhaften in einem andern Leben höchst selig machen wird (ohne die Bösen in alle Ewigkeit zu martern), daß die Schriften des Neuen Testaments göttliche Belehrungen der Menschen zur Glückseligkeit enthalten (jedoch nicht wörtlich inspirirt sind)." Bahrdt hatte seinem Bekenntnisse die zuversichtlichen Worte angehängt: „Tausend und aber tausend denken so wie ich, nur daß sie keine Gelegenheit oder Verbindlichkeit oder auch nicht genug Freimüthigkeit haben mögen, es laut zu sagen." Er schickte das Bekenntniß an den Oberconsistorialrath Teller in Berlin mit der Bitte, er möge mit Theologen und Juristen berathen, ob dasselbe dem Druck zu übergeben oder zu verbrennen sei, und zugleich mit ungemessenster Vollmacht, daran zu ändern. Teller ließ es drucken. Das Aufsehen war ungeheuer, nicht wegen der Neuheit, sondern wegen der Keckheit, mit welcher die Dogmatik der Aufklärungstheologen auf wenig Blättern wie ein Programm in die Oeffentlichkeit geschleudert worden war. Theologen und Laien eilten zu seiner Widerlegung. Aus der Menge Gegenschriften[57]), welche dem Aergerniß dieses neu unter die Theologen geworfenen Zankapfels begegnen wollten, heben wir nur einige heraus. Der orthodoxe Jugendfreund Bahrdt's, Johann Friedrich Teller in Zeitz, der 27 Katzen zu seinen Gesellschaftern hatte, eine Zahl, die er nachmals auf 13 beschränkte, wollte mit seinen launigen Anmerkungen für seines Gegners Seele sorgen, die Sorge für seinen Leib dem berliner Teller, seinem Bruder, überlassend.[58]) In Schmähungen erging sich der „tollhausfähige Schriftsteller" Johann Christoph Lukas in Leipzig, einer aus der Gemeinde der Stillen, bei welchem Bahrdt als ein verworfener, unwürdiger Kerl, frevelhafter und verwegener gottloser Bube und Gotteslästerer erscheint. „Ei", ruft er aus, „gibt es denn keine Schinderknechte mehr, um der-

gleichen Ungeheuern ihre Lügen- und Lästerzungen aus ihrem verfluchten Rachen herauszureißen!"[59]) Ernsthaft gründlich ist die Widerlegungsschrift des zeller Generalsuperintendenten Johann Friedrich Jacobi[60]), geistvoll ironisch die von Wieland (?).[61]) Letzterm kommt die Rechtfertigung eines Lehrers, der bekennt und versichert, daß er den Irrsätzen, deren er angeklagt worden, wirklich zugethan sei, in der Hoffnung, bei seinen Lehrmeinungen noch geschützt zu werden, als eine so außerordentliche Begebenheit vor, daß er zweifelt, ob jemals, seitdem der heilige Bonifacius die Thüringer und Hessen vom Heidenthum und rohen Pferdefleisch bekehrt hat, etwas Aehnliches im Heiligen Römischen Reich erhört worden ist. Bahrdt hatte das Kirchensystem unvernünftig und unmoralisch gescholten. Das ist aber noch lange nicht vernunftwidrig, was nicht in die Vernunft gewisser Homunculi geht. „Wie wenn der Herr Doctor — ut homines sumus — in seinem Anstoß von geistlichem Don Quixotismus die Kirchenväter für böse einäugige Riesen, die Symbolischen Bücher für Drachennester, alte unschuldige Wahrheiten für gefährliche Irrthümer, sein eigenes Vernunftlämpchen für das Licht, das die Welt erleuchten soll, und den aufgeklärten Theil der Protestanten nur darum für seine furchtsamen und verborgenen Mitbekenner ansähe, weil er wol wünschen möchte, daß es so wäre?" Und nun, was das Demoralisirende des alten Glaubens anlangt, lassen nicht die Beispiele so vieler Myriaden sich entgegenhalten, bei denen eben dieser Glaube der Grund und die Quelle eines heiligen Lebens, der reinsten Sitten und der höchsten Tugenden gewesen ist? Bahrdt, der große Meister in Israel, geht mit nichts Geringerm um, als die christliche Religion von allem, was sie zur christlichen Religion macht, zu entkleiden, ja nicht nur zu entkleiden, sondern sie zu entfleischen, bis auf die Knochen abzuschälen, und nichts als ein bloßes

Gerippe von kahlem Deismus, mit moralischen Bettlerlappen behängt, übrigzulassen. Und das heißt dann Freiheit, Religionsfreiheit — das große Cheval de bataille oder vielmehr der große Esel, auf dem sich heutigentags so manche Windköpfe herumtummeln. Das sind treffende Bemerkungen gegen eine Theologie, die auf seichte Gründe gestützt, nicht schnell genug alles Positive über den Haufen werfen konnte. Wenn aber Wieland weiter meint, daß, wenn ein Prüfungsrecht der öffentlichen Confession allgemein zugestanden würde, die Kirche am Ende nicht mehr eine Gemeinde, sondern ein anarchisches Chaos, nicht mehr Ein Leib, sondern ein aufgelöster Leichnam, ein Raub der Würmer und der Verwesung sein, und die Religion selbst darüber zu Grunde gehen würde, so ist die Kirche hier nicht gedacht als die freie Tochter des Glaubens, durch ein ideales Band zusammengehalten, sondern im römischen Sinne wie eine Rechtsanstalt, die ohne äußere gesetzliche Autorität nicht bestehen kann.

Durch beides, seine Entsetzung und sein Glaubensbekenntniß, war Bahrdt wie noch nie in seinem Leben persona publica geworden. Und weil nun, wie ein Zeitgenosse schreibt, gegenwärtig alles abgeht, wenn nur der Name Bahrdt auf dem Titel steht, so nahmen gewinnsüchtige Buchhändler ihren Vortheil wahr, eine Reihe nichtsnutziger Broschüren auszustreuen [62]), selbst, nach des seligen Faßmann's Art, Gespräche im Reiche der Todten [63]), worin die sprechenden Personen so einfältig raisonniren, als hätten sie schier den Verstand verloren. Was man da zu lesen bekommt sind handfeste Sottisen und Malicen. Da wird Bahrdt aufgeführt als Erzbetrüger, Schandbube, schlechter Kerl, ausgelernter Heuchler, Marktschreier, Giftmischer, sein Philanthropin als eine Misanthropin, seine Lehren als unechte Wurmkuchen, welche anstatt zu helfen, nur desto mehr Bauch-

grimmen verursachen. Es wird ihm der Rath gegeben, nach Amerika auszuwandern, wo es schöne Frauenzimmer in Menge gäbe, und dort ein Gynäkanthropin zu errichten u. s. w. Er trug sich in Heidesheim in der That mit dem Plan, auch ein Frauenzimmerphilanthropin, wie er's nannte, zu errichten.

Indessen dauerte das Philanthropin noch fünf Vierteljahre fort. Bahrdt nahm die Zügel straffer in die Hand. Aber das kaiserliche Mandat versetzte dem Institut einen unheilbaren Stoß. Bahrdt's trübe Stimmung kennzeichnet ein kläglicher Brief an seinen Meusel (12. März 1778): „Ich möchte im fernsten Winkel eines unbekannten Dorfes mein Leben mit den Meinen in ewiger Dunkelheit beschließen, wenn ich von meinen Freunden eine Subscription auf jährliche 2—300 Fl. zu erhalten wüßte. Daß Sie etwas dazu beitragen können, sagt mein Herz und — meine Frau. Ich habe in meinem Leben wenig geweint. Aber jetzt unterbricht ein Strom von Thränen meine Worte. Können Sie mir bald etwas zu meinem Troste sagen, so thun Sie es. Vielleicht erhält mich die Vorsehung. Vielleicht aber bin ich auch in einigen Wochen dahin. Am dünnsten Faden hängt's." Seine lebendige Phantasie zauberte ihm eine kleine Rheininsel als sein zukünftiges Asyl. „Da wollte ich ein recht patriarchalisches Leben führen, wollte mir eine ganz einfache, niedere Hütte bauen, so viel Vieh anschaffen, als ich bedürfte, mich und die Meinigen höchst einfach, blos in einen leinenen Kittel kleiden, an meinem Tische ebenso einfach, ärmlich und nach der Natur leben. Unsere größte Delicatesse wäre dann frische Maienbutter auf kräftigem, nahrhaftem Roggenbrot. Freund, das würde schmecken!" Im Mai 1779 ließ er das zweite öffentliche Examen halten (das erste war vom 11. bis 13. Mai 1778 abgehalten worden). Am dritten Tage desselben reiste er auf treuen

oder auch treulosen Rath heimlich mit seiner Familie davon, sein jüngstes, todkrankes Kind einem Freunde zurücklassend, der ihm bald darauf die Grabschrift setzte: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ Unterwegs von seinen Gläubigern verfolgt und verhaftet, kam er doch am 28. Mai 1779 glücklich in Halle an. Das Philanthropin wollte die Regierung unter ihrer unmittelbaren Aufsicht fortsetzen. Aber schon am 25. Mai wurde sein Aufhören öffentlich bekannt gemacht, weil nach Anzeige der ökonomischen Gesellschaft die Unterhaltungskosten die Einnahmen überstiegen. Bahrdt's Hinterlassenschaft kam sub hasta und reichte nicht aus, die Gläubiger zu befriedigen.[64]) Es cursirten Reden von Bahrdt's Betrügerei und Spitzbüberei. Das waren die Folgen seiner unklugen Unternehmungen. Noch 1796 schreibt einer über Bahrdt's Verdienste in Dürkheim und Heidesheim: „Die Spuren von ihm sind in jenen Ländern noch sichtbar, nicht nur unter Protestanten, sondern sogar auch unter Katholiken. Ich weiß und kenne selbst viele, welche dem Doctor die Richtung ihrer Aufmerksamkeit auf die wahren und ersten Elemente der höhern und edlern Humanität danken, ihm, wie ihrem Vater, noch jetzt kindlich gewogen sind, und seine wirklich großen Verdienste schätzen. Möchten diese Edeln ihre Achtung für die Verdienste dieses Mannes durch Unterstützung seiner Kinder, welche nicht so sehr durch den Leichtsinn ihres Vaters, als vielmehr durch seine Aufopferung für die Wahrheit, sich in dürftigen Umständen befinden, sichtbar machen. Bahrdt war immer, auch bei allen seinen Schwächen, ein Mann, auf den unsere Nation mit Recht stolz ist. Was Flecken war, vermodert, aber die Verdienste bleiben ewig.“[65])

Dr. Bahrdt in Halle.[66])

Bahrdt hatte Zuflucht im Preußischen gesucht. Zedlitz hieß ihn willkommen. „Ich freue mich, daß Sie doch Einen Zufluchtsort in Deutschland haben finden können, und daß dieses gerade in unsern glücklichen Staaten ist.“ Er versichert ihn seiner Unterstützung, setzt aber auch warnend hinzu: „Glauben Sie, daß ich Gewissensfreiheit erkenne und schütze, aber zugleich zu hoch halte, um je Unruhe und bloße Zanksucht unter ihrem Namen durchschlüpfen zu lassen. Ihr eigener guter Verstand sagt Ihnen gewiß mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann: daß Sie jetzt äußerst vorsichtig in Ihrem Wandel sein müssen, um nicht glauben zu machen, was manche Leute so gern glauben machen möchten, daß die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens als aus der Ueberzeugung des Verstandes entsprossen sei.“ Ebenso mahnte Teller: „Bestreben Sie sich, ein guter, rechtschaffener Mann zu sein (wie ich hoffe, und ohne welches Sie auch in des Königs Landen verloren sein würden), so werden Sie zulängliche Beruhigung einer geliebten Frau und Unterstützung lieben Kindern verschaffen können.“ Bahrdt's Ankunft war für Halle ein Ereigniß. „Der Dr. Bahrdt ist angekommen!“ so hieß es, und allen, die es hörten, lief es kalt über den Leib und machten †††. Der akademische Senat machte Vorstellungen beim Ministerium, ihm die venia docendi nicht zu gewähren, aus Sorge für den guten Ruf der Universität. Von den halleschen Theologen, die Bahrdt besucht hatte, erwiderte seinen Besuch keiner. Semler erklärte, daß es seine Ehre erfordere, wider Bahrdt's betrübtes, verworfenes Glaubensbekenntniß zu schreiben. In Semler's Leben ging gerade damals jene tragische Wandlung oder Wendung vor sich, da er der erstaunten Welt sein zweites Gesicht zeigte. Semler hatte

ein bestimmtes Maß der Aufklärung sich festgestellt. Als er dieses von Männern, wie Bahrdt (die „etwas von seinem sauern gelehrten Schweiß erwischt und nun quer Feld mit dahingingen, um große Thaten zu thun"), stürmisch überschritten sah, da überkommt ihn ein ängstliches Gefühl, etwa wie es Luther'n erfaßte, als die Schwarmgeister daherbrausten. Bahrdt hatte von Tausenden geschrieben, die dächten wie er, nur ohne den Muth, es offen zu sagen. Diese Stelle mußte die Blicke auf Semler richten, der nunmehr seit 30 Jahren der theologischen Aufklärung als Fahnenträger voranschritt und ein Jerobeam Israel zuerst sündigen machte. Ihm aber, dem alt und scheu gewordenen, war nichts widerwärtiger, als unter den verschämten Bahrdtianern vermuthet zu werden. Er läßt deshalb seine „Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekenntniß"[67]) ausgehen, worin er erklärt: „Erst vor kurzem setzte mich Herr Lavater in großem heftigen Eifer auf der letzten züricher Synode in Eine Klasse mit Herrn Steinbart, und beschrieb mich vornehmlich als einen arglistigen, höchst gefährlichen Naturalisten. Andere aber glaubten schon lange, ich wäre doch wol ein Socinianer oder Arianer. Ich bin aber weder ein Naturalist, was es auch für große Einsicht begreifen mag, noch ein Socinianer oder Arianer: ich bin ein ehrlicher, treuer, lutherischer Professor, der seinen Eid zu brechen oder zu bereuen gar keine Ursache hat («wenn man», bemerkt ein Zeitgenosse, «so gut sein will, ihm solches zu glauben»)." Alle lutherischen Doctores theologiae haben den Inhalt der Augsburgischen Confession in ihrem Doctoreide und Halle ist eine lutherische, der Augsburgischen Confession zugethane Universität. Daher vermag er des versoffenen[68]) Bahrdt's verleumderisches Bekenntniß, weil wider die Augsburgische Confession, nicht zu dulden, noch dazu, wenn zwei oder drei solche Universalmänner

ihre Religion der Oeffentlichkeit aufdringen wollen. „Elende, niedrige Zeiten“, ruft er aus, „in denen es zur Schande gereichen soll, wenn man der That nach ein guter, ernstlicher und gewissenhafter Professor ist! Ich verlange euern Ruhm wahrlich nicht. Streicht mich aus, wenn ihr mich in jene Rolle großer Männer gesetzt hattet, welche das Christliche in der Religion für Vorurtheile halten. Ich kann kein Naturalist sein, wie ein Naturalist kein Christ sein will.“ Bahrdt konnte ihm mit gutem Recht vorhalten[69]), daß seine jetzigen Grundsätze um so mehr befremden müßten, je mehr er bisher selbst einer viel weitern Duldung zu bedürfen geschienen habe. Ein Semler, meint er, hätte am wenigsten dem erleuchteten Zedlitz die Schnurre ins Gesicht sagen sollen, daß er berufen sei, Irrthümer zu verhüten und über die Lehre der Augsburgischen Confession zu halten. Die öffentliche Meinung war für Bahrdt. Semler galt als sein Bedrücker, der selbst die Buchdruckerfarbe (durch das Censoramt) ihm erschwert habe, der gegen ihn im wahren Geiste eines Piderit („des Heiligen Römischen Reichs zukünftiger Großinquisitor“) und Götze geschrieben habe.[70])

Um das Aufsehen, welches das Glaubensbekenntniß machte, einigermaßen zu dämpfen und dem ihn kränkenden Vorwurf zu begegnen, als habe er aus Leichtsinn und Uebereilung von der lutherischen Kirche sich losgesagt und die Stiftung einer neuen Sekte erzielt, erklärte Bahrdt öffentlich[71]) sein ihm abgedrungenes Bekenntniß für eine Sammlung theologischer Vorstellungsarten eines unbedeutenden Privatmannes. Er habe, den Mittelweg einer niederträchtigen Heuchelei verabscheuend, das Resultat einer funfzehnjährigen ehrlichen Wahrheitsforschung mitzutheilen versucht, damit aber nichts weniger als von der lutherischen Kirche sich lossagen wollen. Daß aber declarirte Abweichung von den herrschenden Lehrsätzen der Kirche keine Lossagung von der Kirche selbst in

sich schließe, dafür berief er sich auf den Abt Jerusalem, der den gewöhnlichen Begriff von der Erbsünde, auf den Consistorialrath Steinbart, der den systematischen Begriff von der Genugthuung Christi, auf den Oberconsistorialrath Büsching, der die Ewigkeit der Höllenstrafen, auf den Senior Urlsperger in Augsburg, der die Lehre der Kirche von der Dreieinigkeit als falsch und unbiblisch verworfen habe, auf den Propst Teller und auf Dr. Semler, welche über Glauben, Geist, Wunder, Auferstehung Christi u. s. w. im Grunde ebensolche Gesinnungen geäußert hätten, wie aus seinem Glaubensbekenntniß hervorleuchteten.

Bahrdt lebte in Halle unter Zedlitz' Schutze als Schriftsteller und Privatdocent, unterstützt von seinen berliner Freunden (Biester) und kurländischen Maurern (Johann August Starck), die einige hundert Albertusthaler ihm zusandten. Als Docent fand er ungeheuern Beifall, er ist auf dem Katheder beinahe erdrückt worden, 900 Studenten saßen bisweilen zu seinen Füßen. Er interpretirte — theologische Collegia waren ihm untersagt — den Tacitus und Juvenal, las hebräische Grammatik, Logik und Metaphysik, hielt nach der Weise des seligen Gellert moralische Vorlesungen (anfangs polizeilich gehemmt, weil er sie auf Sonntag um 11 Uhr angesetzt hatte) und über Rhetorik (Homiletik). Diese waren die berühmtesten. Wie er in ihnen zu wirken suchte, davon ist uns ein Beispiel aufbehalten. Er eröffnete eine homiletische Stunde mit einem Gebete, das ebenso vortrefflich gedacht als vorgetragen wurde. Alle Zuhörer waren innigst gerührt. Als Bahrdt geendigt hatte, fing er laut an zu lachen und sagte den staunenden Zuhörern, er habe ihnen itzt anschaulich zeigen wollen, daß Action bei einem Redner alles sei und daß er, wenn er diese in seiner Gewalt habe, auf die Zuhörer nach Gefallen wirken könne, auch ohne die Empfindung, die er in ihnen

hervorbrächte, mit ihnen zu theilen. Von seinen Prälectionen über Juvenal berichteten die einen, daß er die unanständigen Ausdrücke des Dichters so recht con amore und mit einer gewissen Virtuosität wiederzugeben verstanden habe, andere versichern, es sei nie mit Liebe, sondern immer mit lebhaftem Widerwillen geschehen. Es kann nach wechselnder Stimmung und Laune beides wahr sein.

Da die Vorlesungen weder eine sichere, noch trotz des guten Besuchs allzu ergiebige Quelle für seine Geldbedürfnisse waren, so kann man es Bahrdt eben nicht verdenken, wenn er alle Versuche machte, wieder in ein Amt zu kommen. Aber seinen Beschützer Zedlitz hat er doch zu sehr mit Zudringlichkeiten belästigt, sodaß dieser im Unmuth endlich ihm folgendes Schreiben zufertigt (5. Nov. 1782): „Es übertrifft alle Vorstellungen, wie Sie mich quälen. Außer den Zumuthungen des G. R. Lamprecht, der Sie bald durch meine Vorsprache zum Feldprediger, und zu Gott weiß alles was machen soll, ängstigen Sie mich durch den Minister Münchhausen und K. Dir. Hoffmann. Ich glaube gern, daß ἑνεκ' οὐλομενης γαστρος κακα κηδε' ἐχουσιν ἀνερες. Aber deswegen muß man doch nicht Dinge wählen, die nicht passen. Ich lasse mir ganz gewiß nichts abtrotzen, und ehe Sie mich nicht überzeugen, daß Sie vorzüglich unter mehrern Competenten sich zu einer Stelle qualificiren, eher conferire ich Ihnen eine Stelle nicht. Ich glaube durch eine ernstliche Eröffnung meiner Meinung Sie mir vom Leibe halten zu müssen. Denn fast darf vom Stallmeister bis zum Prof. ord. Matheseos oder Professor der Anatomie kein Platz offen werden, den Sie nicht fordern, und zu dem Sie sich nicht durch den G. R. Lamprecht und durch alle meine Bekannten empfehlen lassen." Diesem Briefe gegenüber nimmt sich das spätere Selbstbekenntniß Bahrdt's: „sollicitiren war nie meine Sache",

seltsam genug aus. Da sich dem verschrienen Manne weder in noch außer Preußen eine Stelle aufthun wollte, so verfiel er auf allerlei Projecte, zum Theil von der abenteuerlichsten Art. So wollte er öffentliche Badehäuser an der Saale anlegen und verlangte für dieselben vom Könige ein Privilegium exclusivum. Ein solches wurde ihm, als die natürliche Freiheit, vermöge welcher jeder Mensch in einem Strome zu baden die Erlaubniß habe, verletzend, abgeschlagen, mit der ironischen Versicherung, daß, wenn seine an der Saale angelegten oder noch anzulegenden Badehäuser hinlängliche Bequemlichkeit gewährten und der Preis für den Gebrauch derselben nicht zu hoch gestellt werde, es an Badelustigen nicht fehlen, und er auf diese Weise seinen Zweck, sich ein Erwerbungsmittel zu verschaffen, von selbst erreichen werde, ohne daß es eines ausschließenden Privilegiums für ihn, noch eines Verbots, in dem freien Strom zu baden, bedürfe. (Auf Sr. Kön. Majestät allergnädigsten Specialbefehl. 19. Jul. 1786.) Von Beireis in Helmstedt, dem Paracelsus der Aufklärungszeit, erbat er sich ein sogenanntes Particulare zum Goldmachen. Der aber war schlau genug, ihm zu antworten: „Was das von E. H. geäußerte Verlangen betrifft, durch mich ein Mittel zu erfahren, wodurch Sie Ihre jetzige Lage verbessern könnten, so muß ich E. H. gehorsamst melden, daß ich schon vor sechs Jahren, als ich zwei Familien dadurch zu Grunde richtete, daß ich ihnen dergleichen Mittel mitgetheilt hatte, den festesten Entschluß gefaßt habe, nie wieder, auch nicht meinen nächsten Verwandten, dergleichen Dinge mitzutheilen. Denn wer nicht ganz mit allen sich zufälligerweise einfindenden Veränderungen solcher Dinge bekannt ist, kann leicht das, was ihm einigemal gut gerathen war, in der Folge nicht mehr herausbringen, welches der Fall bei jenen Personen war, die dadurch den Rest ihres

Vermögens verloren hatten, und nachher nicht mehr im Stande waren, ihre Absichten zu erreichen." Auf Bahrdt's Bitte, ihm dann eins von seinen berühmten Recepten zu schicken, mit dem er einen Handel treiben könne, übersandte ihm Beireis ein Recept gegen die Gicht, dem er eine außerordentliche Kraft zuschrieb, wollte aber, besorgt um die Hülle von Wunderglanz, die er um sich gelegt hatte, bei der Reclame seinen Namen nicht genannt wissen. Bahrdt ging noch weiter. Er wollte einem alten Hirten, der alle Brüche durch Sympathie curirte, seine Kunst ablernen. „Die Sache", schrieb ihm ein Bekannter, „käme darauf an, daß Sie den alten sonst sehr einfältigen Mann unter dem Vorwande eines Schadens zu sich kommen ließen und dann bei einem Gläschen Schnaps, viel kann er nicht vertragen, sondirten." Das Merkwürdigste dabei ist, daß er, der große Aufklärer der Menschheit, selbst der Sympathie nicht allen Glauben versagte. Er hat sich von einem alten Weibe die Rose am Fuß besprechen lassen. Von einem Freunde dabei überrascht, ließ er sich vernehmen: „Ich habe einmal sehen wollen, was an dem Bettel ist." Und wie sehr er die Dämonen bekriegte, es gab Leute, die in ihm einen mächtigen Gebieter im Reiche der Geister sahen. Auch als Heirathsagent ließ er für gutes Geld sich brauchen. Der Hofprediger Wolf in Grünstadt machte ihm (1780) die Offerte: „100 Louisdor sollen Sie bekommen, wenn Sie für unsern Erbgrafen eine Gemahlin von ein paar 100000 Fl., altem Adel und gefälligen Eigenschaften ausfindig machen können." Es war dabei auf Bahrdt's Bekanntschaften in Kurland gerechnet. Er hat das nicht von der Hand gewiesen, vielmehr sich in noch bedenklichere Händel der Art eingelassen. Ein Herr von W. hatte ein Fräulein aus Frankfurt entführt und wünschte mit ihr copulirt zu werden. Die Vermittelung wurde Bahrdt übertragen gegen eine

Gratification von 500 Thlrn. Der drückte einem Pastor Blumenthal in Micheln 5 Louisdor (die leichtesten, die er aussuchen konnte) in die Hand und beredete ihn, alle Verantwortung auf sich nehmend, die Trauung zu vollziehen. Der Pastor ließ sich bethören, wurde dafür bei der magdeburger Regierung fiscalisirt, verfiel in Kosten und Strafe und verfluchte den Handel. Bahrdt aber rühmte sich seines listigen Streichs, obschon es sehr unrühmlich war, vom Bräutigam, unter der Vorspiegelung, einen Consistorialrath bestechen zu müssen, noch einen Wechsel auf 36 Louisdor zu erpressen.[72]) Nicht viel besser ist ein Stücklein, das er 1791 auszuführen gedachte. Er hatte von einer alten gottseligen Matrone in Franken eine vollständige Sammlung der von der Brüdergemeine möglichst unterdrückten alten Zinzendorf'schen Lieder erhalten, einen Schatz, den er nicht besitzen wollte, ohne ihn zu genießen und genießbar zu machen. Für eine Quintessenz aus diesen Liedern bot ihm ein Buchhändler 500 Thlr. Weil er aber keinem Menschen, am wenigsten einer ganzen Gesellschaft Schmerz bereiten wollte, so ließ er in Gnadau anfragen, ob die Brüdergemeine für die Unterlassung des Druckes ihn entschädigen wolle, mit dem Bemerken: „Die Buchhändler bombardiren mich und mein sehr armer Beutel verursacht, daß ich das Bombardement sehr stark vernehme.“ Doch ist der Druck unterblieben, ohne daß die Brüdergemeine sich bewegen ließ, eine Beschimpfung abzukaufen.

Bahrdt's Haupterwerbszweig war die Schriftstellerei. Das Schriftstellern ging ihm aber von jeher erstaunlich von der Hand. Einer seiner heidesheimer Lehrer erzählt: „Ich ging einmal halb 12 Uhr auf das Comptoir des Buchhalters und las da etwas. Nach mir kam auch Bahrdt dahin. Er stellte sich in einiger Entfernung vor mich hin und schrieb. Um 12 Uhr wurden wir zu Tische gerufen. Bahrdt schrieb

noch einige Zeilen und dann reichte er mir einen ganzen geschriebenen Bogen hin mit den Worten: «Da sehen Sie den allzeit fertigen Schriftsteller Bahrdt.» Ich las. Es war eine gutgerathene Recension einer theologischen Schrift für das «Intelligenzblatt».“ Er hat in einem Winter (1786—87) 160 Bogen drucken lassen. Und was er schrieb, so oberflächlich es oft ist, es hat doch immer einen gewissen interessanten Strich. Prutz freilich ist der Meinung: „In Buch und Leben, in Stil und Sprache, immer und überall die nackte, bare Häßlichkeit.“ Wenn es andem ist, wie konnte dieser Bahrdt eine Legion aufopfernder Freunde, wie eine Lesermenge finden, mehr als Legion? wie konnte der „von allem ästhetischen Instinct Verlassene“ als Redner bezaubern, als Schriftsteller entzücken? Wahr ist, daß seine belletristischen Producte, die der letzten Zeit seines Lebens, der Zeit seiner Erniedrigung, angehören, an Frivolitäten, Cynismen, Gemeinheiten nur zu reich sind. Er hat diese Schriften aber auch nicht unter seinem Namen erscheinen zu lassen die Stirn gehabt. Seine Einnahmen, welche zum größten Theil seine Feder schaffte — „hätte mich mein Kopf und meine Feder nicht erhalten, der sel. Pastor Götze hätte die Freude erlebt, mich mit Weib und Kind verhungern zu sehen“ — beliefen sich jährlich auf 1000 Thlr., reichten also hin, nicht blos seine Frau und drei Kinder anständig leben zu lassen, sondern auch Hauslehrer, Dienerschaft und zwei Pferde zu halten.

Versuchen wir nun eine übersichtliche Charakteristik seiner zahlreichen schriftstellerischen Leistungen und Fehden in dieser Periode. Die Gegenstände, worüber er las, waren zugleich die, über welche er schrieb. Er veröffentlichte einen „Versuch über die Beredsamkeit“[73]), welcher „außer einer (noch allzu flach) skizzirten geistlichen Rhetorik ein concentrirtes System der moralischen Religion“ enthält, veröffentlichte Lehr-

bücher der Logik und Metaphysik[74]), Abdrücke der (wenn man das hübsche Latein hinwegnimmt, gar nicht genießbaren) Ernestischen „Initia", mit einigen Veränderungen und Vermehrungen. Dann sollte eine Uebersetzungsfabrik der Griechen und Römer aufgethan werden. „Geht diese gut", schrieb er an Meusel, „so mag ich kein Amt, denn ich befinde mich als Einsiedler besser als in jeder andern Lage." Es erschien zuerst seine Uebersetzung des Tacitus[75]), und Recensenten gestanden, daß Bahrdt ein Mann sei, der in allen Sätteln ritterlich zu sitzen wisse. „Der Tacitus", schrieb ihm Meusel, „ist überall gut aufgenommen worden, nur nicht in Göttingen und Jena, wo ihn Schütz, vermuthlich seinem Semler zu Liebe, durchgeschulmeistert hat. Aber Gruner in Jena hat ihm dafür in seiner neuen Zeitung einen derben Hieb gegeben." Von Uebereilungssünden ist die Uebersetzung nicht frei, und Bahrdt selbst ist naiv genug, wo er etwa eine Zeile überlas, eine falsche Construction machte, und dergleichen, solches damit zu entschuldigen, daß er genöthigt sei, mit Gefahr, Schlaf und Verdauungskraft auf immer zu verlieren, von 5 Uhr des Morgens bis an den Abend zu sitzen und unaufhörlich zu arbeiten. Minder gut ist ihm die Uebersetzung Juvenal's[76]) gelungen, bei welchem er die zu häßlichen Stellen travestirend zu verdecken suchte. Uebrigens läuft selbst bei diesen Uebersetzungen eine aufklärerische Absicht mit unter, das Vorurtheil zu zerstören, als ob die Moral der sogenannten Heiden nicht rein und vollständig sei.

Bahrdt's theologische Entwickelung war ein progressives Abwerfen der positiven Sätze des Christenthums. Als er nach Halle kam, glaubte er noch, wie Basedow, zwar nicht an die Wortinspiration, aber doch an die Göttlichkeit der heiligen Bücher. Nun fing er an, Semler's Schriften über den Kanon zu studiren. Er las die Wolfenbüttelschen Fragmente.

Eberhard, der Apologet des Sokrates, demonstrirte ihm, daß Christus keinen wesentlichen Lehrsatz vorgetragen habe, den Sokrates nicht ebenfalls gelehrt hätte; der hallesche Pädagog Trapp („Feldcantor beim theologischen Freicorps") rief unter herzlichem Lachen ihm zu: „Ei, ei! der vernunftvolle Bahrdtius glaubt an Offenbarung?" Da schlug die Sterbestunde für seinen Offenbarungsglauben. Er wird entschiedener Anhänger der blos natürlichen Religion, er erklärt es jetzt als zum Wesen der Religionsfreiheit gehörig, daß im Staate alle öffentliche Religion auf allgemeine Vernunftbegriffe von der Gottheit und allgemeinen Moral eingeschränkt werde, damit alle Unterthanen gleichen Antheil an der öffentlichen Gottesverehrurg nehmen könnten; er verwirft in der Vorrede zur dritten Auflage seiner Uebersetzung des Neuen Testaments (Not. 35) alle seine Schriften bis zum Glaubensbekenntniß und will erst die nachher erfolgten als echte Zeugnisse seiner theologischen Ueberzeugung gelten lassen. Freude, Ruhe und Stolz durchglühen seine Seele. Schriftlich und mündlich eifert er für den Deismus, kramt ihn vor den leipziger Studenten, die an ihn sich drängen, selbst beim Punschnapf aus. „Meine Herren", ruft er aus, „das muß ich Ihnen sagen, Christus war selbst der größte Naturalist und Prediger des Naturalismus." Seitdem hat er die gottesdienstlichen Versammlungen nur wenig noch besucht, weil sie seiner Seele bei seinen jetzigen Ueberzeugungen keine Nahrung gaben und gegentheils durch manches, was er da sehen, hören, singen müsse, statt Freude Verdruß machen würden. In den dogmenleeren Raum drängt, ihn auszufüllen, sich nunmehr die Moral. Bahrdt wendet sich auf die Bahn des philosophisch-moralischen Schriftstellers und hat in dieser Eigenschaft sein bestes und gemeinnützigstes Buch geschrieben, sein „System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler

und Denker, allen Christen und Nichtchristen lesbar."[77]) „Dies Lehrgebäude", sagt die Vorrede, „ist nicht ganz das, was das Concilium zu Trient, nicht ganz das, was Luther, Calvin gesagt und gelehrt haben: aber es ist das Wesentliche aus allen[78]), und es ist ganz was Christus gelehrt hat. Leset. Prüfet. Und wenn ihr aus Mangel an gänzlicher Unbefangenheit es nicht übers Herz bringen könnt, mir zu danken, so — wird's die Nachwelt für euch thun. Mein Zweck ist, dem Leser die ganze Summe derjenigen Kenntnisse deutlich, zusammenhängend und überzeugend vorzulegen, welche er zu seiner Glückseligkeit nöthig hat." Also eine Moral, ganz im Sinne des Aufklärungseudämonismus. Der Verfasser verschreibt aus seiner moralischen Apotheke allerlei Mittel wider die Uebel, welche den wahren Genuß stören. Die Moral entartet oft zu bloßer Klugheitslehre. Die Altgläubigen haben ein hartes Gericht über dieses Moralsystem ergehen lassen. Unter täuschenden Worten, unter gleißender Lobeserhebung der Menschenliebe enthalte es Gift und Schändlichkeiten. Selbst der ehrbare Deist werde (wegen der über Geschlechtsgemeinschaft vorgetragenen, allerdings laxen Ansichten) sagen müssen: Gott schelte dich, Bahrdt! Darum der warnende Ruf: „Equo ne credite, Teucri! Ihr Deutsche, traut des Dr. Bahrdt's Moral nicht, und reißt um dieses hölzernen Pferdes willen nicht euere Mauern ein."[79]) Doch hat Bahrdt an diesem Buch auch eine besondere Freude erlebt. Ein Unbekannter schickte ihm, der sein geistlicher Retter geworden, eine stark mit Gold beschlagene Dose zu. „Durch Ihre Moral", schrieb er, „ward es Licht und Tag in meinem Verstande, die Nebel der Zweifel und Unruhe zerstreuten sich und völlige Heiterkeit kehrte endlich in meine finstere Seele zurück." Bahrdt weinte vor Freude über das Geschenk, und als er sich erholt hatte, sprang er mit Brief und Dose wie ein Kind in der

Stube herum, faßte den Ueberbringer bei der Hand und sagte: „Bei Gott, wenn mir der König 1000 Louisdor geschenkt hätte, meine Freude wäre nicht so groß."

Nachdem sein Glaube auf die Grundwahrheiten der natürlichen Religion reducirt war, entstand für Bahrdt die Aufgabe, sich mit der Offenbarungsurkunde der Juden und Christen auseinanderzusetzen, die so vieles enthält, was in den deistischen Glauben sich nimmermehr fügen läßt. Er streicht kurzer Hand den übernatürlichen Factor in der Bibel als Ueberrest jüdischen Aberglaubens und hat diese Negation in mehrern Werken zum Theil sehr widernatürlich ausgeführt. Er geht zuerst ans Alte Testament, aus welchem seine „Kleine Bibel" [80]) einen Auszug gibt. Die Weissagungen auf Christus sind natürlich verschwunden — Jesaias 53 wird von Hiskias, Daniel 9, 24 fg. von Esra erklärt —, ebenso die Wunder. Vor der Sündflut sollen einige Menschen mehrere hundert Jahre gelebt haben; ein Theil des Rothen Meeres war ausgetrocknet, nämlich am Ufer, sodaß die Israeliten an der Seite des Meeres auf dem trockenen Grunde hingehen konnten.

Im Neuen Testament war an erster Stelle die Erscheinung Christi zu deuten. Bahrdt hat nicht vermocht, sich ahnungsvoll zum Anfänger und Vollender des Glaubens zu erheben, er hat ihn zu sich herabgezogen, ohne Verständniß für das Ureigene, wodurch Christus der Weltgeschichte Mittelpunkt ist. Wie Moses Mendelssohn dem Weisesten Griechenlands seinen Philosophenmantel umgehangen hat, das Persönlichste an Sokrates, wodurch er eben Sokrates ist, als eine Schwachheit, davon auch vortreffliche Männer nicht frei sind, bemitleidend, so wird unter Bahrdt's Händen Christus zum Aufklärer der Menschheit, der, glühend vor Abscheu gegen die scheußlichste Unterjochung der Vernunft und der Tugend, welche herrschsüchtige Priester bei

allen Völkern durch vorgebliche Göttersprüche und eingeführten Opferdienst bewirkt hatten, einen Versuch zu machen beschloß, die Welt aufzuklären und durch reinere Begriffe von Gott und Gottesverehrung dem menschlichen Geiste seine Freiheit, der Wahrheit ihr Interesse und der Tugend ihre Verehrer wiederzugeben. Er ist darum der Größte und Nachahmungswürdigste unter den Sterblichen. „Moses, Jesus, Confuz, Sokrates, Luther (dessen Starrköpfigkeit gegen Dissentirende in Abrechnung gebracht), Semler und er — Bahrdt selbst waren Werkzeuge der Vorsehung, durch welche sie auf die Menschheit wirkt nach ihrem Wohlgefallen." Jesu Zweck war also, nach und nach alle positive Religion, welche auf Göttersprüche, d. h. Priesterautorität sich gründet, zu verdrängen, mit ihr den Aberglauben zu vernichten und die Vernunft zur Führerin der Menschheit zu erheben. Nun hat aber Christus selbst auf höhere Autorität, auf den Geist Gottes, sich berufen. Das war weise Accommodation an ein Geschlecht, welches an unmittelbare Göttersprüche gewöhnt war. Rein aus Klugheitsrücksichten hat Christus nicht geradehin alle unmittelbare Offenbarung als Priesterbetrug darstellen wollen, er begnügte sich, die Verwerflichkeit derselben durch Verdächtigmachung der Priester und Schriftgelehrten „anzuwinken". Zu zeigen, daß Jesus auf ganz natürlichem Wege auf seine Lehre geführt worden ist, schrieb Bahrdt die „abscheulichen" Briefe über die Bibel im Volkston [81]), worin alles genau erzählt wird, was Jesus in seiner Jugend gethan und gesprochen hat, dieser Jesus, dessen weiches Herz so viel von den schmelzenden und so leicht überströmenden Empfindungen der Mutter angenommen hatte. In Aegypten wird er von dem alten Nathan zu Tachpanches unterrichtet. Der alexandrinische Jude Haram erzählt dem Kinde von dem Leben und Tode des Sokrates. Als er geendigt, entwickelt sich folgende Scene:

Das Kind (blickt weinend auf zu Haram). Ach Haram!

Haram. Was ist dir, mein Sohn, rede doch mit deinem Freunde.

Kind (gramvoll). Ach Haram, sie ist dahin — ein Heide hat die Krone, nach der ich aufstrebte (verbirgt wieder sein Angesicht und weint heftiger).

Haram (zu Selim). Sagt ich's nicht?

Selim. Was will er mit der Krone?

Haram. Du merkst es nicht, daß der sterbende Weise, daß der Märtyrer der Wahrheit und Tugend der Gegenstand seiner Eifersucht ward?

Selim. Ist's möglich? Wer's erlebt, Haram, wird einst in diesem Knaben den größten Sterblichen kennen lernen.

Kind (fährt heftig auf, mit einem neuen Strom von Thränen). Den größten? ach, kann man größer als Sokrates werden?

Haram (gerührt). Höre mich, mein Sohn — höre mich ganz (stark und mit Würde) — größer, sag' ich dir, weit größer kannst du, wirst du werden, als Sokrates war.

Kind (freundlich, aber noch kummervoll). Ich? — Haram, täusche nicht um zu trösten.

Haram. Du, sag' ich, — bei Gott, ich täusche dich nicht. Du wirst weit — weit größer werden als Sokrates. — Fasse das und will's. —

Und nun beginnt Jesus mit Johannes zugleich die Gespräche des Sokrates über Tugend, Standhaftigkeit im Leiden und Unsterblichkeit der Seele zu lesen. Wunder im eigentlichen Sinne hat Jesus nicht gethan, denn die sind unmöglich. Alle Krankenheilungen hat er mit Hülfe von Heilmitteln vollzogen und nur das Vorurtheil seiner unachtsamen Jünger hat aus ihnen Wunderheilungen gemacht. Eine persische Karavane, die an Nazareth vorüberzog, gab ihm ein Heilmittel für Augenkrankheiten und eins zur Nervenstärkung. Haram schenkte ihm das Specificum gegen die Dämonischen in einem Glase. „Dies Heilmittel stillt die Wuth und Rückkehr zur Tugend hebt ihre Ursache." Die Todtenerweckungen waren Erweckungen aus tiefer Ohn-

macht. Die Auferweckung des Jünglings zu Nain deutet und dramatisirt Bahrdt also:

Jesus: „Höret mich Freunde! meine Worte sind Leben.“ Indem er anheben will das jammernde Weib zu trösten, bemerkt er am Todten eine Bewegung. Er verdoppelt die Schärfe seines Blicks. Das Herz klopft ihm vor entzückender Ahnung. Sein ganzes Gesicht verändert sich. Aller Augen sind auf ihn geheftet. Jeder sieht auf ihn und keiner — auf den Leichnam. „Laßt mich!“ Er lüftet die Tücher, die des Todten Gesicht verhüllen, erblickt eine schwache Röthe auf der linken Wange, entdeckt Leben in ihm, — sein Herz klopft mit jedem Augenblick heftiger vor Freuden, er blickt feurig zum Himmel: „Vater, liebevoller Vater, welche Seligkeit gibst du deinen Kindern, die wie du am Wohlthun, am Beseligen Freude finden!“ Zu Johannes: „Meine Reisetasche!“ Johannes: „Hier ist sie. O guter Meister, gib der Mutter den Einzigen wieder. Sieh, wie sie vor Jammer dahin ist.“ Jesus zu Johannes, leise: „Es ist kein Tod, es ist tiefer Schlaf.“ Indem zieht er ein Glas hervor, benetzt aus demselben seine Fingerspitzen, keiner achtet's, alle sehen nur abwechselnd auf seine zum Himmel aufsteigenden Blicke, sehen nur auf seinen Mund, haschen jedes Wort, das er spricht, — er streckt seine Hände aus und berührt mit den Spitzen seiner Finger die Nase des Todten. Im Augenblick wird Bewegung an den Stirnmuskeln sichtbar, alle beben vor Erwartung, die Mutter fällt vor ihm nieder und umfaßt seine Knie: „Erbarme dich mein, Jesu, du Sohn des Höchsten!“ — Der Todte öffnet die Augen. — Jesus zur Mutter: „Steh auf, dein Sohn lebt.“

Bei der Hochzeit zu Kana hatte Jesus einen Vorrath von Wein bei der Hand, vielleicht war es auch nur gemachter Wein, allenfalls Cyder oder Obstwein. Die Speisung der 5000 ist geschehen dadurch, daß Jesus einen Korb

mit verschnittenem Brot nach dem andern aus einer Höhle tragen ließ, wohin tags vorher Brotvorräthe in Menge geschafft worden waren. Das Wandeln auf dem Meere ist geschehen auf einem langen, ungeheuern Stück Bauholz. Die Jünger aber, die nie mit gesunden Augen etwas ansahen, sondern immer mehr sahen, als wirklich war, diese guten Leute („armen Tröpfe") erzählen der Nachwelt das Daherwandeln Jesu auf der hunpertelligen Ceder, als ob die Wellen ihren Meister getragen hätten. Bei der Stillung des Sturmes hatte Jesus mit dem Blicke eines Allkenners und Allbeobachters, der schon jahrelang unter freiem Himmel gelebt hatte und jede Luft, jeden Wolkengang verstand, am Ende des Horizonts schon den blassen Schimmer vom Ende der Sturmwolke entdeckt.

Die Fortsetzung der „Briefe über die Bibel im Volkston" ist niederlegt in seinem umfänglichen Werke über den „Plan und Zweck Jesu".[82]) Bahrdt nennt es eine Christodicee. Es ist gemeint gegen den wolfenbütteler Fragmentisten. Mit empörendem Verdruß hatte er gelesen, wie Reimarus Christum zum elenden Politiker herabgewürdigt und den armseligen Zweck ihm angedichtet hatte, sich eine jüdische Krone zu erringen. Jesus, dieses Urbild wahrer Seelengröße, hatte eine ganz andere Absicht. Er wollte den Aberglauben zerstören, alle positive Religion verdrängen, der Vernunft ihre Rechte wiedergeben und durch Vereinigung der Menschen zur Gemeinschaft eines vernünftigen Glaubens an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit auch ihre Herzen vereinigen und unter ihnen eine allgemeine Menschenliebe bewirken. Zur Verwirklichung dieses Zweckes gründete Jesus eine geheime Ordensgesellschaft — Bahrdt's Lieblingshypothese —, nicht verwunderlich in einem Zeitalter, welches einige Jahrzehnte lang in das seltsamste Getriebe geheimnißvoller Verbrüderungen und verborgener Gesellschaften

verwickelt war, in welchem es für etwas Erhabenes galt, durch die unsichtbare Kraft verdeckter Anstalten wohlthätige Absichten auszuführen. Der Orden Jesu hatte drei Grade: 1) Gemeine (Christen, Volk), 2) Jünger Jesu (Lehrer), 3) Vertraute (Auserwählte, Mitregierende), bestimmt die Logen zu dirigiren und im stillen an Einführung der Vernunftreligion zu arbeiten. Erforderniß zur Aufnahme in den dritten Grad war — von neuem geboren werden, d. h. die ganze alte Ideenmasse umkehren, alle positive Religion verabschieden und allein im Lichte der reinen Vernunft wandeln. Mit denen im untersten Grade sprach man nach ihren sonstigen Vorstellungsarten, um sie zu gewinnen und vorzubereiten. Die im mittlern Grade wußten etwas mehr, aber doch war noch das meiste in eine gewisse Symbolik eingehüllt, aus welcher nur hier und da einiges Licht hervorblickte. An Leute dieser Gattung sind die apostolischen Briefe geschrieben, da im Gegentheil die Evangelien für die in dem untersten Grade bestimmt sein mochten. Die im obersten Grade hatten allein das eigentliche Licht und brauchten keine weitern symbolischen Vorstellungen und Bilder. Es waren derselben aber nur wenige und die Brüder dieses Grades sind wahrscheinlich schon im 3. Jahrhundert ausgestorben. Die Einweihung zweier Jünger Johannis in den zweiten Grad wird also beschrieben: Jesus führt sie mit drei dienenden Brüdern nach verschiedenen Gesprächen zu einer Höhle. Am Ende eines dunkeln Ganges blieben sie vor der Oeffnung einer Felsenwand stehen, die mit Felsenstücken zugelegt war, doch so, daß, wenn man von innen ein Stück aus dem Satze herausriß, der ganze Satz auseinanderstürzte. Indem rufte Jesus: „Hephata!“ wobei er mit einem Hammer an die Felsen schlug. Und auf einmal schoß mit furchtbarem Gerassel alles auseinander, daß die beiden Schüler Johannis vor Schrecken auf ihre Knie niederfielen,

weil es ihnen war, als ob der ganze Berg über ihnen zusammenstürzen wollte. Die dienenden Brüder aber ergriffen sie bei den Armen und Jesus wandte sich um und sprach: „Fürchtet euch nicht, Gott ist die Liebe, und wer an diesen Gott glaubt, hat Liebe und keine Furcht: denn die vollkommene Liebe treibet die Furcht aus." Als sie hierauf noch bebend sich aufrichteten, erblickten sie in dem Hintergrunde der Höhle, an deren Eingang sie standen, ein helles Licht, wie die aufgehende Sonne, und ein heiliger Schauer durchdrang von neuem ihre Glieder. Es waren aber eine Menge Lampen, deren Licht durch geschliffene Krystalle fiel, zirkelförmig gestellt, daß es von weitem schien, als ob es ein einziger Lichtkörper sei. Da sprach Jesus: „Sehet da das Licht Gottes, das alle Welt dereinst erleuchten soll. Wer in diesem Licht wandeln lernt, findet Leben und Seligkeit. Ihr kennt das jetzt noch nicht, weil euere Augen es nicht vertragen. Was dies Licht einst allen sein wird, will ich euch jetzt sein. Wer an mich glaubet, glaubet an das Licht, und kommt zum Leben, das ihn dann, ohne mich, im Lichte wandeln lehren wird." Da er diese Worte gesagt hatte, ermahnte er sie nochmals, alle Furcht abzulegen. Hierauf stellte er sich zwischen sie, nahm sie jeden an eine Hand und ging mit ihnen dem Lichte entgegen. Die drei dienenden Brüder aber blieben zurück. Da sie nun über die Felsstücke hinwandelten, die zerstreut umherlagen, sprach er: „Der Weg zum Licht und Leben ist anfangs nur schwer und mühevoll, wer diese Mühe überwindet und beharrt bis ans Ende, dem wird's wohl sein." Bald darauf hörte der beschwerliche Gang auf und sie kamen auf einen weichen mit grünem Laub bestreuten Boden, wo sie ohne Besorgniß dem fernen Licht entgegengehen konnten. „Sehet", sprach Jesus, „wie der Weg zum Leben immer angenehmer wird, je weiter man kommt." Als sie dem Lichte sich

näherten und den Jüngern das Herz mit jedem Schritte heftiger klopfte, machte sie Jesus auf den Fußboden aufmerksam, der fünf Schritte vor dem Ziel mit Blumen bestreut und mit Wohlgerüchen erfüllt war. „So“, sprach er, „wird das Ende euerer Laufbahn sein, die ich euch eröffne. Hebet nun euere Augen auf und sehet hinaus über das erste Ziel, — dies war ein kleiner Altar von Stein, auf dem ein schwaches Licht brannte — zu dem ich geleite. Heil euch, wenn ihr einst ganz bis zu jenem vollen Lichte gelangt, wo ihr meiner Führung nicht mehr bedürfen werdet.“ Bei diesen Worten ließ er ihre Hände gehen und verschwand. Die drei dienenden Brüder aber hatten ein breites Behäng von schwarzen Laken, die in der Mitte gespalten waren, hinter Jesu hergetragen. Sowie er nun nahe am Ziele stehen blieb, setzten sie es hinter ihm nieder, sodaß er nur einen Schritt zurücktreten durfte, um durch die Spalte des Behänges zu entkommen und den Augen der neuen Jünger entrückt zu sein, deren Phantasie ohnehin jetzt so angefüllt war, daß sie das Rauschen seiner Füße durch das Laub nicht hörten und also nicht wußten, wie er ihnen entkommen war. — An den Ordensbrüdern hatte Jesus willige Werkzeuge, die bei den wunderbar scheinenden Handlungen und besonders zur Zeit seines Leidens und Sterbens als stärkende Engel und als Engel in weißen Kleidern sich thätig erwiesen. Vor seinem Tode haben sie seinen Körper durch stärkende Mittel vorbereitet, um die entsetzlichen Mishandlungen, Umherschleppungen, Prügel und endlich die Kreuzigung selbst aushalten zu können. Die stärkenden Arzneien wirkten und erhielten Nerven, Lebensgeister und Blutumlauf in ihrer Festigkeit und Ordnung. Nach der Abnahme vom Kreuze eilen sie mit ihm zur Grabhöhle, wo eine kühlende Luft, stärkende Dämpfe, Reibungen mit warmen Tüchern und köstlichen Balsamen seine Lebensgeister bald wieder zurück-

brachten. Die allerkräftigsten Nahrungsmittel kamen dazu und den folgenden Tag stammelte seine Zunge schon wieder Loblieder dem Allvater, der ihn aus den Banden des Todes gerettet hatte. Seine Wunden, da seine Säfte vollkommen gesund waren, heilten sehr leicht und er konnte den dritten Tag — Vertraute in der Höhle, die einen verborgenen Ausgang hatte, wälzten den Stein weg — wieder auftreten, ungeachtet die Löcher noch offen waren, welche ihm die Nägel gemacht hatten. Die Himmelfahrt wird in folgender Weise erzählt:

„Ich denke mir diesen herrlichen Berg, den Oelberg, wie alle hohen Gebirge sind, obenher mit Wolken bedeckt. An der Abendseite denke ich mir die Höhle, wo Jesus, von jeher seine geheimen Zusammenkünfte mit den Brüdern des dritten Grades gehalten hatte und welche seinen Jüngern unbekannt war. In dieser Höhle scheint die Mutterloge gewesen zu sein, von welcher aus die Brüderschaft regiert wurde. Auf der Morgenseite des Berges, welche der Morgenländer allemal zu seinen Gebeten wählt, denke ich mir eine schöne Terrasse, wo die Aussicht über die reizendste Gegend das Herz glühend zum Schöpfer der Natur erhob und wo sich jetzt Jesus mit seinen Jüngern versammelte. Er setzte sich auf die Höhe, um ihn her seine Freunde, und hielt seine Abschiedsrede. Nach Endigung derselben legte er ihnen die Hände auf und segnete sie. Alsbald fiel er auf seine Knie nieder und betete mit einer solchen Inbrunst zu Gott, daß er diese Erstlinge seiner Liebe der Wahrheit und ihrem (Ordens=) Gelübde treu erhalten wolle, daß sie alle überlaut weinten und kein Wort vor Wehmuth ihm sagen konnten. In dieser Ekstase der Rührung fiel er jedem um den Hals, weinte mit ihm, riß auf einmal sich los und wandelte den Berg hinan. Da standen die armen Leute, betäubt, vor Schmerz außer sich, sahen ihm nach, solange

sie konnten. Aber je höher er stieg, desto tiefer kam er in die Wolken hinein, die auf dem Berge lagen. Und endlich war er nicht mehr zu sehen. Die Wolke nahm ihn weg vor ihren Augen. Von da an hat er sich nicht mehr öffentlich sehen lassen, sondern hat als unbekannter Oberer in der Stille, in der geheimen Gesellschaft einiger weniger, in dem Cercle einer Mutterloge fortgelebt, in welche auch Paulus aufgenommen und von ihm unmittelbar belehrt wurde."

So hat Bahrdt das Leben Jesu in einen abenteuerlich-sentimentalen Roman verwandelt. Seine noch in keines Menschen Herz gekommenen Hypothesen erklärt er für Möglichkeiten, nach denen man sich die Geschichte Jesu erklären könne, wenn man auf der einen Seite die Geschichtschreiber mit ihren Erzählungen nicht Lügen strafen und doch auch auf der andern Seite nicht zum Glauben ans Wunderbare und Uebernatürliche, d. h. zum Aberglauben verleitet werden wolle. Seine Freunde waren entzückt über das, was sie da lasen. „Freund", schreibt ihm der Pfarrer Böhme in Frankenthal, „das ist herrliche Kost, die man nur genießen muß, wenn man Gebratenes isset. Ich rauche Knaster dazu, wenn ich so ein Blatt lese. Es ist einem dabei so himmelswonneschickerlich und wahrheitslustdurchkriecherlich. Ich denke, die Engel im Himmel würden darauf pränumeriren, wenn eine Post dahin ginge." Manchem freilich ging er noch nicht weit genug. „Ihre Volksbriefe", äußert einer, „haben als Producte eines freien Theologen für ein feines Publikum meinen Beifall und ich habe sie mit Vergnügen gelesen und hoffe, sie werden manchen Siebenschläfer wecken. Nur Sie glauben doch wol im Ernste so was nicht? Heraus mit der Sprache, für jetzt gegen mich, für künftig gegen die Welt. Ich will zu seiner Zeit mit eintönen, dann wollen wir die babylonische Hure verjagen." Andere erklärten diese Briefe für gefährlicher als die Lessing'schen Fragmente. In

Greifswald wurde ein kritisches Collegium über sie gelesen, und in Erlangen, wie es hieß, ging man damit um, dem Verfasser das Doctorat wieder abzunehmen.

Von seinen theologischen Arbeiten ist hier noch zu bemerken ein Lexikon zum Neuen Testament.[83]) Mein Wunsch war, sagt die Vorrede, eben der, der bei allen meinen Schriften mich belebt, die Aufklärung in der Religion befördern zu helfen. Die griechischen Vocabeln sind mit deutschen Buchstaben neben dem griechischen Worte gedruckt, damit der gemeine Mann, der nicht einmal die griechischen Buchstaben kennt, sein Neues Testament aus dem Griechischen könne verstehen lernen. Mit Recht setzt Laukhard dazu ein verwundertes Ohe! Eine lächerliche Rodomontade ist's, wenn Bahrdt in Bezug auf dieses Lexikon von sich in seinem Ketzeralmanach schreibt: „Wo nur der Mann die Tausende von Allegationen aus den Siebzig Dolmetschern, Josephus, Philo und fast allen griechischen und römischen Prosaikern und Dichtern herhaben muß, da er doch, wie man sagt, kein Buch in seinem Hause haben soll." Viel nützlicher als dieses wissenschaftlich unbedeutende Wörterbuch war sein Predigermagazin[84]), dessen erste vier bis fünf Bände fast ganz seine Arbeit waren, wenn auch ohne seinen Namen. Er fürchtete nämlich, daß alle orthodoxen Prediger ein solches Buch wie Gift fliehen würden, sobald sie sähen, daß er Verfasser sei. Das Magazin („Theologische Goldgrube") hat, fortgesetzt von W. A. Teller, Löffler, Ammon, Röhr, seinen Begründer um ein halbes Jahrhundert überlebt.

Von Bahrdt's friedlichen Arbeiten wenden wir uns zu seinen polemischen und zu den Kindern seiner satirischen Laune.

Seinen ersten Strauß focht er mit Seiler in Erlangen, einem der modernen Supernaturalisten, den der Ketzeralmanach einen Meister nennt in der Kunst, den Mantel nach dem Winde zu hängen. „Auf der einen Seite macht

er bei aller Gelegenheit unsern Ketzern Complimente und Verbeugungen, auf der andern Seite aber seufzt, winselt er über einreißende Irrthümer und vertheidigt allen Unsinn des Systems mit einer Dreistigkeit, die nichts Aehnliches hat.“ Dieser damit nicht unrichtig charakterisirte Theolog hatte gegen Eberhard und Steinbart den Versöhnungstod Jesu vertheidigt.[85]) Gegen ihn schrieb Bahrdt anonym seine „Apologie der gesunden Vernunft“.[86]) Positive Strafen, meint er, sind ein Unding, konnten also auch nicht durch stellvertretende Erduldung hinweggenommen werden. Die natürlichen Strafen sollen nicht erlassen werden, denn sie sind Wohlthaten Gottes zum Heile der Menschen. Es wäre überdies Ungerechtigkeit, einen Unschuldigen für Schuldige zu strafen. Wer demnach die abgeschmackte, vernunftlose und unsinnige Lehre von der stellvertretenden Versöhnung, welche die Zwecke Gottes eher hindert als fördert, annehmen kann, gehört nicht zu den Menschen, sondern zu den Orang-Utangs. Baur urtheilt, Bahrdt's Polemik habe bei aller Oberflächlichkeit die schwachen Seiten des Seiler'schen Raisonnements meistens treffend aufgedeckt. Seiler freilich kehrte sich wenig daran. „Er läuft auf seinem Flugsandboden immer fort und schlägt Pfähle ein, ohne sich umzusehen und zu entdecken, daß hinter ihm her alles über den Haufen gefallen ist.“

Hierauf erschien als eine schwarze Wolke am Himmel der Christenheit der berüchtigte „Kirchen- und Ketzeralmanach“[87]), wozu er in Leipzig in einer Abendgesellschaft bei Basedow die ersten Gedanken concipirte, ein Rippenstoß in die Seite des Buchhändlers Frommann, seines Tischnachbars, schloß den Contract. Die Einrichtung des Almanachs ist diese, daß zu den einzelnen Monatstagen zeitgenössische Theologen als Kalenderheilige gesetzt sind, mit irgendeiner spitzen Bemerkung als Witterungs- oder Bauernregel. Hinter

Niemeyer ist zu lesen: „Lavendelgerüche"; hinter Semler: „gut Luftsalzwasser machen"; hinter Basedow: „gut Malaga trinken"; hinter Michaelis: „gut Geld zählen"; dagegen hinter Lessing, Zollikofer und Bahrdt: „schöner und lieblicher Sonnenschein". Jedem Monat ist eine Nativität oder Prognostikon beigedruckt, z. B. dem Julius: „Kinder in diesem Monat geboren werden hitziger Natur, möchten gern des Elias Gewitterableiter haben, womit derselbe zweimal 50 Mann todtschlug." Im zweiten Quinquennium des Almanachs werden die Theologen nicht blos nach Monaten abgetheilt, sondern es findet daneben noch folgende Zwölftheilung statt: „1) Legion der christlichen Hammelsköpfe; 2) Legion der süßen Herren oder geistlichen Petit-maitres, welche die Orthodoxie mit dem Lavendelwasser der Aesthetik wohlriechend zu machen suchen; 3) die maskirte Legion; 4) die Legion mit den verdrehten Augen unter Commando J. Böhme's; 5) Legion Lucifer's oder die Kinder der Morgenröthe; 6) Legion der christlichen Schlafmützen; 7) Legion der Nachtwächter auf der Burg Zion; 8) Legion der Donnerer oder Fulminatrix; 9) Legion der Handlanger, welche zum Bau der christlichen Kirche Holz, Kalk, Steine u. s. w. zutragen; 10) die Kinderfreunde; 11) Legion der Laternenträger, erstes Bataillon; 12) Legion der Laternenträger, zweites Bataillon." Den größten Theil des Büchleins nimmt aber ein alphabetisches Verzeichniß aller Offiziere und Unteroffiziere der sämmtlichen Legionen des geistlichen Zions ein. Wie er hier mit den Theologen umgesprungen ist, davon zeugt unsere bisherige Darstellung, in welche zur Charakteristik genannter Theologen eine Reihe Notizen aus dem Almanach gelegentlich verflochten wurden. Einige andere Beispiele mögen hier noch Platz finden:

„Zickler. Dr. und Professor der Theologie zu Jena — schläft."

„Herder. Ist ein Kraftgenie. Und man weiß ja, wie

diese Herren sind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, schlagen links und rechts um sich, sehen alles, was ihnen in den Weg kommt, für unsers Herrgotts Hornvieh an, und denken sich immer als die einzigen vernünftigen Geschöpfe, die unter dem Mond leben. Herr Herder weiß vermittels des eigenen Klingklangs seines hyperbolischen Stils seinen Schriften ein so kralles Colorit zu geben, daß der große Haufe sie anstaunt, Maul und Nase aufsperrt, gafft, bewundert, sich die Stirne reibt, die Augen auswischt, um was zu sehen und — nichts sieht, weil nichts ist —, indeß daß der Weise die Achseln zuckt und die geäfften Zuschauer bedauert."

„Goethe. Ist auch Saul unter den Propheten? Ja freilich. Er geht auch in der Theologie, wie die Genies alle, seinen eigenen Weg, ist zu klug, um die Religion der Götze und Seiler zu verfechten, und zu stolz, um sich an die Reformatoren anzuschließen. Daher hat er mit Herder'n und einigen andern eine eigene Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgetheilt und — im Grunde mit dem lieben Publikum seinen Spaß gehabt."

„Kant. Unter den europäischen Philosophen der erste. Neben ihm muß auch ein Eberhard noch chapeau bas stehen."

Der Almanach machte wegen der vielen und beißenden Spöttereien ungeheueres Aufsehen und die Blicke mußten sich sofort auf Bahrdt richten, der einmal zu solchem Stücklein den nöthigen Witz und Bosheit besaß, andererseits keine Gelegenheit, sich selbst darin zu nennen und zu rühmen, vorbeigelassen hatte. Schon am 23. Jan. 1781 schrieb ihm Meusel: „Ei, in aller Welt, Gevatter, was habt Ihr mit Euerm «Ketzeralmanach» angestellet? Das gibt Spuk, hier und allerorten, wo gezwickte Orthodoxen schreien. Andere fressen ihn beinahe auf, aber wenigstens hier thut

niemand, als wenn er ihn besäße; man hält ihn für ein confiscables Buch. Daß Ihr, heilloser Gevatter, Schöpfer dieses Kindleins seid, hätte ich gleich errathen, wenn es mir auch nicht von Berlin wäre versichert worden. Ihr seid gar zu kenntlich, mir hauptsächlich, aber auch andern Leuten." Die einen sahen ihn an wie ein Purgirmittel für dieses Zeitalter, nur sei die Dosis für einmal zu stark gewesen. Die andern verwünschten ihn als Pasquill eines Niederträchtigen, und er wurde an verschiedenen Orten (z. B. in Gießen) confiscirt. Selbst Bahrdt's treu ergebener Heres war indignirt, daß er auch an Leuten, die ihm doch ehrlich gedient hätten und deren Stillschweigen in gewissen Dingen (in der Pfalz) ihm nicht gleichgültig sein könne, auf eine unwürdige Art seinen Muthwillen ausgelassen habe. Trapp erließ pseudonym (Palämon) eine satirische Epistel[88]) in Knittelversen, worin es heißt:

Herr Almanacher, er treibt das Ding weit!
Hab' immer gehofft von Jahren zu Jahren,
Er werde doch einmal werden gescheit,
Da Freund' und Feinde nichts an ihm sparen
Was dienet zur Lehr' und Züchtigung,
Und da er auch sicher ist alt genung.
Herr Almanacher, trau' er nicht weiter
Dem Schimmel[89]), es ist ein Bärenhäuter,
Noch ungezogener als sein Herr,
Macht Capriolen die kreuz und die quer.
Herr Almanacher, war er wol klug,
Daß er solche Sächlein ins Publikum trug?
Aber leider, Klugheit und Er!!!
Eher paart sich das Lamm mit dem Bär,
Eher wird das Wasser mit Haufen
In allen Strömen bergaufwärts laufen,
Eh' sein queckfilberner Witz sich fixirt
Und bei der Stange bleibt wie sich's gebührt.
Pfui, schäm' er sich, daß er wol weiß, was ist gut,
Und was er an andern hier tadelt, selbst thut.

So jag' er doch endlich den Schimmel zum Teufel,
Und stell' er nicht länger beim schwarzen Corps
Den Ruthenträger und Pritschmeister vor.
Tret' er gehörig in Reih' und Glied
Und mach' er hübsch das Decorum mit,
Welches die Herren Brüder sein
Pflegt zu erhalten bei Ehren fein.
Darum noch einmal hör' er mich an,
Herr Kasimir Lange lobesan,
Werd' er doch einmal ein rechtlicher Mann
Und fang' er bei sich das Laugwaschen an.
Er hat ja so viel an sich selber zu waschen!!!
Laß er hinfort das Kalenderschreiben
Und all dergleichen Unfug bleiben.
Wer Teufel hat ihn zum Mustern bestellt,
Wobei er so oft vom Pferde 'rabfällt?
Welcher Kukuk hat ihn geheißen
Sich mit der ganzen Welt 'rumzubeißen?
Und seiner Lehre wird niemand hold,
Wenn er damit tändelt wie Kinder mit Gold,
Wovon der Werth sie minder rührt,
Als daß es blank ist und brillirt;
Wenn besser durch sie er ist um kein Haar,
Als da er in Leipzig Magister noch war
Und als ein orthodoxer Bengel
An Crugott wurde zum Satansengel.
Denn, so spricht mein Vetter Kanzelist,
Thut er nicht immer noch als Deist,
Was er schon that als gläubiger Christ?
Daß er die Leute harcelirt,
Vorübergehende maulschellirt,
Wie Ismael aus dem Araberland
Gegen jedermann ballt seine Hand?
Wofür denn auch wieder jedermann
Baß ihn herumnimmt wo er nur kann,
Sodaß er im ganzen Germanerland
Als Pferdefüßler ist bekannt,
Vor dem sich das Mütterchen kreuzigt und segnet,

Auf den der Pfarrer Verwünschungen regnet,
Und dessen Namen beim Zaubern und Schwören
Man bald statt des alten Teufels wird hören.
Sieht er, so reißt er mit einer Hand wieder
Was mit der andern er bauen will, nieder.
Denn weil die Vernünftler so unvernünftig sind,
Geschieht's daß Vernunft nicht mehr Land gewinnt.
Ich wollte daß er und seines Schlags Herren
Der Vernunft vom Leibe geblieben wären.
Denn seit jeder Schwindelkopf von Crispin
Und jeder Wüstling von Hircin
Sie erklärte für seine Buhlerin
Und laut ihre Reize und Vorzüge pries,
War's nah' daran, daß man sie Landes verwies.

Nicht Nachahmung blos, sondern zugleich Widerlegung des Bahrdt'schen Almanach ist der „Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1786"[90]), in welchem die Orthodoxen als regulirte Truppen und die Heterodoxen als Freicorps vorgestellt werden. Als gediente Stabsoffiziere beim theologischen Freicorps erscheinen Lessing, Semler und der Propst Teller, Jerusalem als Exercirmeister, Mursinna als Stabsfourier, der Pfarrer Böhme als Feldprediger, Trapp als Feldcantor, Wendeborn (der S. 253 genannte deutsche Prediger in Ludgad Hill zu London) als Aufkäufer von Munition fürs Freicorps in Deutschland, Moses Mendelssohn als Lieferantjude, Friedrich Nicolai als Marketender und Lukas (S. 257) wird vielleicht noch zum Querpfeifer beim Freicorps ernannt. Von Bahrdt heißt es: „Ein rechter Phönix unter den Theologen. Schon von Kindheit an war er ein schnak'scher Junge, voller Muthwillen, daraus in seinen Jünglingsjahren ein Bonvivant wurde, hatte aber dabei immer die Anlage zu einem großen Genie und sich durch eine Menge Schriften bei dem Freicorps so berühmt gemacht, daß sie ihm beinahe das Obercommando anvertraut hätten. Aber sein Ansehen fiel auf einmal, als er sich nach Halle retiriren mußte. Hier glaubte er nun an den vornehmsten

Theologen wieder Succurs zu finden, allein wider alles Vermuthen schlug Semler selbst mit auf ihn los und hätte ihn mit Hülfe anderer von seinen Collegen gern wieder fortgeprügelt, wenn es möglich gewesen wäre. Aber Bahrdt ließ sich so lange prügeln, bis sie es selbst überdrüßig wurden und aufhörten. Er ist also immer noch Privatdocent in Halle und liest über einige alte classische Autoren, weil er keine Theologica lesen darf; doch hackt er immer noch bei Gelegenheit Hundehaare unter die Theologie. Uebrigens lebt er burschikos und wer weiß was noch weiter aus ihm wird — quilibet fortunae suae faber.“ Der Verfasser erreicht Bahrdt's Witz und Originalität bei weitem nicht, dessen Almanach er auch den größten Theil seiner theologischen Literatur- und Personalkenntniß zu danken hat. Seit der Herausgabe des Almanach traute man Bahrdt zu, daß er für ein paar Louisdor pro Bogen sich selbst und seine besten Freunde pasquilliren und in ehrlicher Leute Namen Flecken beizen würde.

Auf den „Ketzeralmanach“ folgte der Streit mit dem quedlinburger Conrector Karl Christian Voigt, „einem guten Mathematiker, aber trübseligen Theologen, der nicht einen Sparren weit über die Symbolischen Bücher hinausdenken konnte“. Der alte Oberhofprediger Boysen in Quedlinburg benutzte, wie Bahrdt erfahren hatte, die Schmier- und Redesucht dieses Conrectors, um seine Bolzen gegen den Consistorialrath J. A. Hermes zu verschießen, in dessen Schriften er Ketzereien witterte. Dies war besonders in einer Reformationsrede[91]) geschehen, worin es von den neuen, Luther'n so unähnlichen Reformatoren (sc. Hermes) hieß, daß sie in einer lutherischen Gemeinde ohne den offenbarsten Gewissenszwang, den man der Gemeinde anthut, nicht geduldet werden könnten. Von einem Freunde gebeten, tauchte Bahrdt seine Feder in das satirische Tintenfaß und erließ

(1782) ein „Sendschreiben an einen quedlinburger Schulmonarchen, der Luther'n mit den neuen Reformatoren verglich, vom Schulmeister (Benjamin Kasimir Lange) zu Gibeon. Motto: «Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balken in deinem Auge? Matth. 7, 3.»" Er will hier dem Conrector, als einem tollen Anführer blinder Leute, mit einem Strohwische vor die Nase rennen, er redet von Dummheit, von hämischen Absichten, von unklugen Teufeln, von Narren und Stockfischen. Dagegen erschienen Schriften zur Noth- und Abwehr[92], die aber, meint Bahrdt, ein Gesicht machen wie eine Nachteule, wenn ihr die Sonne auf den Kopf scheint. Wir können wol Bahrdt glauben, wenn er diesen Streit als einen Streifzug gegen die Partei bezeichnet, ohne alle widrigen Empfindungen gegen die einzelnen. Der spaßhafte Erfolg desselben war, daß der Cantor in Giebichenstein bei Halle von losen Leuten mit Bahrdt's Spottschrift aufgezogen wurde und im Ernste auf diesen böse werden wollte, daß er ihn in diese Verlegenheit gesetzt hätte.

Bedeutender ist Bahrdt's Streit mit der halleschen Theologenfacultät. In einer Zeit, da die Kenntniß von dem, was wirklich orthodox war, mehr und mehr aus dem theologischen Bewußtsein schwand, entschloß sich Bahrdt, sein altes leipziger Collegienheft unter dem Titel „Systema Theologiae Lutheranae orthodoxum cum brevi adnotatione dissensionum recentiorum" drucken zu lassen. Die Gebauer'sche Verlagshandlung schickte das Manuscript zur Censur an den damaligen Dekan der theologischen Facultät Johann Ludwig Schulz, „als Theolog von Herzen schlecht, obschon schwach genug sich aufzublähen, wie wenn er vier theologische Facultäten im Leibe hätte". Der erlaubte den Druck, bis sich über Bahrdt's Buch allerlei Gerüchte verbreiteten, die Facultät sich dareinlegte und — auf einmal

das Manuscript ausblieb wie Röhrwasser. Schulz verweigerte das weitere Imprimatur, weil in den Noten die Gottheit Christi und des Heiligen Geistes angegriffen würde, und doch hatte derselbe Schulz Bahrdt's Uebersetzung des Neuen Testaments in dritter Auflage die Censur passiren lassen. Darauf wurde das Imprimatur in Berlin nachgesucht und dort ohne Bedenken ertheilt. Das ärgerte die hallesche Facultät, sie erklärte in einem unter ihrem Namen in die „Hallesche gelehrte Zeitung" (11. Dec. 1784) eingerückten Aufsatz ihre Unschuld an der Fortsetzung des Druckes und bezeichnete Bahrdt's Buch selbst für eine elende Compilation aus 30 Jahre alten Collegienheften über den Baier, unter welchem Vehikel Bahrdt seine Einfälle und zum Theil Spöttereien über das Christenthum jungen Leuten in die Hände spielen wolle. Von Spöttereien ist jedoch im Buche nichts zu merken, und es war Misbrauch des Censoramts, ein noch nicht erschienenes Werk im voraus zu discreditiren. Bahrdt, nicht gewohnt von Facultäten sich tyrannisiren zu lassen, erließ eine scharfe „Appellation an das Publikum"[93]), worin er unbarmherzig das ihm widerfahrene Unrecht aufdeckt. „Ist wol", fragt er, „je erhört, daß einem solchen (historischen) Buch die Censur verweigert worden ist? Müßte nicht sonach jede unparteiische Kirchengeschichte verboten werden, weil sie zugleich die Meinungen und Gründe der Ketzer vorträgt? Und ist es überhaupt nicht der schreiendste Eingriff in die Rechte der Menschheit, daß man nur seine Partei frei reden und schreiben und die Meinung der Gegenpartei mit ihren Gründen nicht bekannt machen lassen will?" Und diese Facultät hat noch mehr gethan; sie hat ein Buch, das noch nicht publici iuris war, durch die nachtheiligste Recension in der öffentlichen Zeitung heruntergesetzt, insbesondere durch den Vorwurf, als enthielte es Spöttereien über das Christenthum. „Ist aber ein Wort

darin, welches Spott über das Christenthum enthält, so nenne man mich einen Ehrlosen. Ich sage es vor Gottes Angesicht, daß mir Jesus Christus und alles das, was ich als seine echte Lehre anerkenne, über alles in der Welt schätzbar und verehrungswürdig ist, und daß es der eigentliche Zweck meines schriftstellerischen Lebens ist, — es auch dem denkenden Theil der Menschen werth und schätzbar zu machen.“ Die Antwort der Facultät[94]) war sophistisch und gehässig. Statt sich auf den vorliegenden Fall zu beschränken, brachte sie in [illegible] Ton eine Reihe Personalien, [illegible] darstellend als einen Mann von schwärzestem Charakter, der an keine Tugend glaube und aus der Wahrheit [illegible] Gewerbe mache. Daß Bahrdt hierauf eine handfeste [illegible] folgen ließ, versteht sich von selbst. „Sieben [illegible]“, rief er aus, „gegen eine Appellation von zwei [illegible]! Ich gönne es Ihnen, Sie haben ein Meisterstück ge[illegible] aus welchem man lernen kann, wie man durch eine lange [illegible] die Stühle [illegible] und sie zu bereden suchen muß, [illegible] Sophistereien habe [illegible] sich übertroffen fühlen, [illegible] Facultät) in Pluto's [illegible] ihm. Ihr Trac[illegible] Er [illegible] dann die Facultät [illegible] die Moral und [illegible] Er selbst sei kein so asotischer [illegible] ein stiller, höf[illegible] und unermüdet [illegible] er über Schulz [illegible] Knapp kommen [illegible] Parallele sehen [illegible] Gelehrsamkeit soweit [illegible] Semler sei ein [illegible] hatte richtig [illegible]

prophezeit: „Diesen Bahrdt werden sie wol ungeschoren lassen.“ Der Handel war aber mit Bahrdt's Replik noch nicht zu Ende. Die Facultät hatte in ihre Erklärung folgenden Passus einfließen lassen: „Wir haben den Einfluß des Dr. Bahrdt auf Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen Religion und Christenthum, auf Verderbniß der Sitten und Gesinnungen unter mehrern hier Studirenden und selbst unter manchen unserer Bürger merklich gefühlt, gefühlt, wie sehr die guten Eindrücke, wohin wir unablässig arbeiten, durch ihn gehindert und vertilgt werden, und es ist nicht unsere Schuld, wenn mancher hier Studirende leichtsinnig, und gegen das Christenthum, selbst gegen den Werth der Tugend eingenommen, in sein Vaterland zurückkehrt.“ Dazu bemerkt ein Zeitgenosse, er habe vor 36 Jahren in Halle studirt. Damals sei Saufen, Huren, Schlägereien stiften, das neue Füchseprellen, Duelliren, nächtliches durch die Gassen Schwärmen unter beständigem Wetzen mit dem Degen, in Schlafröcken und mit den Tabackspfeifen im Munde, brüllendes Vivat- oder Pereatrufen, Fenstereinwerfen, Balgen mit den Scharwächtern und Stürmen der Scharwache so im Schwange gewesen, daß er mehr als zweimal 24 Stunden gebraucht habe, um von seinem ersten Erstaunen über ein so wüstes unsittliches Studentenleben sich zu erholen. Er könne nicht glauben, daß die Sittenlosigkeit der studirenden Jugend seit Bahrdt's Zeiten noch ebenso weit gehe wie damals; wenn aber doch, so habe die Facultät den Beweis zu führen, daß Bahrdt, und Bahrdt allein an diesem Uebel schuld sei. Dieser nahe liegende Gedanke veranlaßte eine vorzügliche Satire: „Theologischer Beweis, daß der Doctor Bahrdt schuld an dem Erdbeben in Calabrien sei. Der hochwürdigen theologischen Facultät in Halle demüthig zugeeignet von Simon Ratzeberger dem Jüngern, weiland Herausgeber des berühmten Vademecums

darin, welches Spott über das Christenthum enthält, so nenne man mich einen Ehrlosen. Ich sage es vor Gottes Angesicht, daß mir Jesus Christus und alles das, was ich als seine echte Lehre anerkenne, über alles in der Welt schätzbar und verehrungswürdig ist, und daß es der eigentliche Zweck meines schriftstellerischen Lebens ist, — es auch dem denkenden Theil der Menschen werth und schätzbar zu machen." Die Antwort der Facultät[94]) war sophistisch und gehässig. Statt sich auf den vorliegenden Fall zu beschränken, brachte sie in frömmelndem Ton eine Reihe Personalien, Bahrdt darstellend als einen Mann von schwärzestem Charakter, der an keine Tugend glaube und aus der Wahrheit ein Gewerbe mache. Daß Bährdt hierauf eine handfeste „Replik"[95]) folgen ließ, versteht sich von selbst. „Sieben Bogen", ruft er aus, „gegen eine Appellation von zwei Bogen! Ich gestehe es Ihnen, Sie haben ein Meisterstück geliefert, aus welchem man lernen kann, wie man durch eine lange Sauce die Gäste täuschen und sie zu bereden suchen muß, daß sie satt geworden sind. Echtere Sophistereien habe ich nie gelesen. Loyola selbst müßte sich übertroffen fühlen, wenn Hemmerde (der Verleger der Facultät) in Pluto's Residenz noch ein Sortimentchen hätte und ihm Ihr Tractätchen verschreiben könnte." Er fordert dann die Facultät auf in seine Vorlesungen zu kommen, um die Moral und deren Ausübung zu lernen. Er selbst sei kein so asotischer Mensch, wie er geschildert werde, sondern ein stiller, höflicher, bescheidener, freundlicher, friedlicher und unermüdet fleißiger Mann. Am schlimmsten fährt er über Schulz, Nösselt und Niemeyer her, Semler und Knapp kommen besser durch, wie man aus der gezogenen Parallele sehen kann: er, Bahrdt, sei dem Schulz an Gelehrsamkeit soweit als ein Pfund dem Loth überlegen, aber Semler sei ein Centner von Gelehrsamkeit. Freylinghausen hatte richtig

prophezeit: „Diesen Bahrdt werden sie wol ungeschoren lassen.“ Der Handel war aber mit Bahrdt's Replik noch nicht zu Ende. Die Facultät hatte in ihre Erklärung folgenden Passus einfließen lassen: „Wir haben den Einfluß des Dr. Bahrdt auf Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen Religion und Christenthum, auf Verderbniß der Sitten und Gesinnungen unter mehrern hier Studirenden und selbst unter manchen unserer Bürger merklich gefühlt, gefühlt, wie sehr die guten Eindrücke, wohin wir unablässig arbeiten, durch ihn gehindert und vertilgt werden, und es ist nicht unsere Schuld, wenn mancher hier Studirende leichtsinnig, und gegen das Christenthum, selbst gegen den Werth der Tugend eingenommen, in sein Vaterland zurückkehrt.“ Dazu bemerkt ein Zeitgenosse, er habe vor 36 Jahren in Halle studirt. Damals sei Saufen, Huren, Schlägereien stiften, das neue Füchseprellen, Duelliren, nächtliches durch die Gassen Schwärmen unter beständigem Wetzen mit dem Degen, in Schlafröcken und mit den Tabackspfeifen im Munde, brüllendes Vivat- oder Pereatrufen, Fenstereinwerfen, Balgen mit den Scharwächtern und Stürmen der Scharwache so im Schwange gewesen, daß er mehr als zweimal 24 Stunden gebraucht habe, um von seinem ersten Erstaunen über ein so wüstes unsittliches Studentenleben sich zu erholen. Er könne nicht glauben, daß die Sittenlosigkeit der studirenden Jugend seit Bahrdt's Zeiten noch ebenso weit gehe wie damals; wenn aber doch, so habe die Facultät den Beweis zu führen, daß Bahrdt, und Bahrdt allein an diesem Uebel schuld sei. Dieser nahe liegende Gedanke veranlaßte eine vorzügliche Satire: „Theologischer Beweis, daß der Doctor Bahrdt schuld an dem Erdbeben in Calabrien sei. Der hochwürdigen theologischen Facultät in Halle demüthig zugeeignet von Simon Ratzeberger dem Jüngern, weiland Herausgeber des berühmten Vademecums

für lustige Leute."[96]) Der Verfasser — das war aber nicht Bahrdt, wie man allgemein glaubte, sondern der Pädagog Trapp — hatte zuerst die Facultät entschuldigt mit dem Sprichwort: auch das beste Pferd kann stolpern. Ja, habe man ihm lachend geantwortet, Ein Pferd! Aber bedenken Sie, ein ganzer Stall voll Pferde! Das verdroß ihn und er will nun den modum procedendi lehren, nach welchem jede theologische Facultät in jedem Falle recht behalten muß. Es werden zu diesem Behufe verschiedene Vernunftarten unterschieden: 1) die reine Vernunft, deren Kritik Herr Kant geschrieben hat; 2) die gesunde Vernunft, die man gewöhnlich mit auf die Welt bringt; 3) die politische Vernunft mit dem Grundsatz „La raison du plus fort est toujours la meilleure"; 4) die kaufmännische Vernunft, deren Lehren man in Garve's verdeutschtem Cicero nachlesen kann; 5) die philosophische Vernunft, welche sich mit Dingen, die keine Dinge sind, beschäftigt; 6) die pädagogische Vernunft, der man alle Fehler und alle Kräfte der Jugend ansieht; 7) die medicinische Vernunft, deren Fehler begraben werden; 8) die juristische Vernunft mit dem Wahlspruch „Quilibet praesumatur bonus etc."; 9) die theologische Vernunft, die Königin aller Vernunftarten. Sie trat in Hildebrand auf den Hals des Kaisers, that in Sixtus V. die große Königin der Briten in den Bann und vertrieb den Dr. Bahrdt aus Heidesheim, sie schuf den Schwefelpfuhl der Hölle und den Pferdefüßler, der darin thront, und die Erbsünde, die die Hölle bevölkert. Die theologische Vernunft zerfällt nach den Parteien, die sie veranlaßt hat, in 1) heidnisch-theologische Vernunft, die den Jupiter zum Herrn der Welt und zum Sklaven schöner Weiber machte; 2) die türkisch-theologische Vernunft, die an die Taube Mohammed's glaubt und die in Omar mit der Bibliothek zu Alexandrien die Badestuben heizte; 3) die jüdisch-theologische Vernunft,

die Stäbe in Schlangen und Nilwasser in Blut verwandelte; 4) die christlich-theologische Vernunft mit drei Unterabtheilungen: 1) die christkatholisch-theologische Vernunft, die Brot, das Brot bleibt, in Fleisch, das nicht Fleisch wird, verwandeln kann; 2) die christlich-reformirte theologische Vernunft, nach welcher ein Sünder, wie Cäsar Borgia, ein Gast an der Himmelstafel werden und ein Heiliger, wär' es auch St.-Paulus selbst, zum Teufel fahren kann; 3) die christlutherisch-theologische Vernunft, nach welcher man in, mit und unter genießt, was man nicht schmeckt, ob man gleich schmeckt, was man nicht genießt. Das Recept, wonach diese letztere Vernunftart sich machen läßt, ist dieses: „Nimm ein Kind, das in lutherischer Erbsünde empfangen und geboren worden, treibe drei Tage nach der Geburt den Teufel gehörig aus, flöße ihm schon mit der Muttermilch den unverstandenen Lutherischen Katechismus und Haß gegen die Nichtlutheraner ein, bewahre es vor Zugluft und gesunder Vernunft, so bekommt das Kind lutherisch-theologische Vernunft." Wiederum eine Unterabtheilung von dieser ist die hallisch-theologische corporirte Facultätsvernunft, welche contra Bahrdtium famosum pro aris et focis streitet. Diese Facultätsvernunft hat vier Canones: 1) Wir schieben unsere Sünden dem Bahrdtio in die Schuhe, wir greifen an und sagen, daß Bahrdtius angegriffen habe; 2) was nach der gesunden Vernunft ein Widerspruch ist, das ist keiner nach der hallisch-theologisch-corporirten Facultätsvernunft; 3) wir machen unsern Gegner so schwarz als möglich; 4) alles Unheil in der Welt ist auf Rechnung des Bahrdtius zu setzen. Ehemals mußte Herr Dr. Semler diese Ehre mit dem Bahrdtio theilen. Seitdem aber Herr Dr. Semler sich Mühe gegeben hat, kein Ketzer mehr zu scheinen, ob er gleich noch fortfährt, einer zu sein, so ist es nach der hallisch-theologischen Ver-

nunft nicht mehr wie billig, daß man alles Unheil in der Welt künftig den Bahrdtium allein verantworten lasse. Wie billig fängt die hochwürdige Facultät mit dem Unheil an, das der Bahrdtius in Halle bisher gestiftet hat. Dieses hat die Facultät „merklich gefühlt", d. h. lebhaft geträumt. Was aber eine theologische Facultät lebhaft träumt, das gilt soviel und oft weit mehr, als was andere Leute deutlich sehen. Nun kann der sattsam vorbereitete Beweis im Sinne der theologischen Facultät in Halle geführt werden, daß der Dr. Bahrdt an dem Erdbeben in Calabrien schuld sei. Denn 1) was kann an dem anhaltenden calabrischen Erdbeben schuld sein als der anhaltende Zorn Gottes? Worüber kann der Zorn Gottes so lange anhalten als über die fortdauernden Ketzereien des famosen Bahrdtii; 2) entweder die theologische Facultät in Halle oder der Dr. Bahrdt muß schuld an dem Erdbeben in Calabrien sein, das fühle ich sehr merklich und also kann niemand etwas dagegen einwenden. Nun kann aber die theologische Facultät nicht daran schuld sein, weil sie nicht schuld an dem jetzigen Sittenverderbniß der Studenten und Bürger in Halle ist, also muß es der Dr. Bahrdt sein; 3) wie könnte das Erdbeben in Calabrien gerade um diese Zeit entstehen, wo der Dr. Bahrdt seinen Unfug mit dem Natürlichen treibt, wenn nicht beides als Ursache und Wirkung miteinander zusammenhinge? Solchergestalt ist bis zur theologischen Evidenz erwiesen, daß nichts als des verruchten Bahrdtii Unternehmen, die gesunde Vernunft in die Theologie einzuführen, Ursache an dem Erdbeben in Calabrien ist, sowie die theologische Facultät zu Halle merklich gefühlt hat, daß ihm das jetzt vergrößerte Sittenverderbniß in Halle zuzuschreiben sei. Nun werden zwei Vorschläge gethan, wie dem Bahrdtischen Unfug zu steuern sei, damit in Halle die bessern Sitten hergestellt werden und in Calabrien das

Erdbeben aufhören möge. 1) Man beweise ihm diesen seinen Unfug, aber mit Gründen juristischer Vernunft (weil leider die theologische Vernunft vor Gericht jetzt nicht viel mehr gilt) und beantrage sodann folgende seiner Seele heilsame Züchtigungen: a) er muß acht Tage hintereinander täglich einmal dem Herrn Dr. Semler das Unrecht abbitten, was dieser ihm angethan hat, damit er erst mürbe werde und die Gewalt eines königlichen Professors erkennen und verehren lerne; b) er muß des ebengedachten hochwürdigen Herrn Schriften corrigiren und da einen Sinn hineinbringen, wo man bisher, weder mit theologischer noch mit gesunder Vernunft einen hat finden können; c) er muß Dr. Nösselt's Vertheidigung der christlichen Religion bereichern mit 24 neuen Beweisen, die nichts beweisen, damit das Buch ferner eine Stütze der theologischen Vernunft bleiben möge; d) er muß bei Dr. Schulz die Polemik und die Dogmatik, bei Dr. Niemeyer über die theologischen schönen Wissenschaften hören; e) er muß aus J. F. Teller's, Seiler's, Burscher's, Westhof's, Götze's und anderer verdienten Theologen Schriften alle die Stellen abschreiben, die der gesunden Vernunft zum Hohn dastehen, muß sie auswendig lernen und verbotenus bei der hochwürdigen fünfgliederigen Facultät auffagen. Ist auf diese Art sein Geist lange genug gekreuzigt worden, so werden aus Dr. Bahrdt's Schriften, besonders seinen Briefen über die Bibel, Stricke gedreht, und nun muß er auf dem großen Marktplatz zu Jena durch alle Facultäten Spießruthen laufen, bis keine Faser mehr von seinen Schriften übrig ist. Nachdem dieses vollbracht worden, wird der Dr. Bahrdt mit seinem zerrissenen Fell sogleich Landes verwiesen und von einigen theologischen Herren bis an die Thore von Konstantinopel gebracht, damit er die Christenheit nicht ferner ärgern möge. 2) Wenn der erste Vorschlag etwa aus Mangel an juristischen Beweisen unthunlich sein

sollte, so werde Dr. Bahrdt als Mitglied in die theologische Facultät aufgenommen, wie man in Civilibus einen naseweisen Menschen, der die Partei der Bürger gegen den Magistrat hält, Rathsherr zu werden nöthigt. „Bedenken Sie, meine Herren, welch ein furchtbarer Mann der Bahrdtius ist. Er allein kann nach Ihrem eigenen Geständniß mehr verderben, als Sie alle fünf wieder gut machen können. Wenn Sie nun diesen Mann zu Ihrer Partei ziehen könnten, welch ein Gewinn! Welch eine Stärke würde durch seinen Beitritt Ihre Facultät über alle theologischen Facultäten in der ganzen weiten Welt erlangen! Sie hätten alsdann auch gesunde Vernunft unter sich. Bedenken Sie, wie unüberwindlich Sie wären, wenn Sie in folgender Ordnung aufmarschiren könnten: Erstlich der sogenannte Dr. Semler mit der doppelten Lehrart voran; er versichert die Welt von seiner geraden ehrlichen Denkungsart und hüllt sich in Nebel wie Aeneas. Dann der Dr. Nösselt mit dem holdseligen theologischen Lächeln. Er sagt weder Ja noch Nein, minirt tief und läßt die Mine zu rechter Zeit springen. Ferner der Dr. Schulz mit dem Eselskinnbacken der Polemik, womit er alles schlägt, was sich nicht wehrt. Weiter der Dr. Niemeyer mit dem Lavendelwasser der schönen Wissenschaften, welches die Theologie so ambrosialisch macht, daß selbst der Teufel Lust zu ihr kriegen könnte. Dann der Dr. Knapp mit der Fackel der Exegese, die vor der gesunden Vernunft hergeht wie der Morgenstern vor der Sonne, ausgenommen da, wo die Vernunft gar keinen Vorgänger braucht. Endlich Dr. Bahrdt mit den Kanonen der gesunden Vernunft, der vollends alles niederschießt, was die vorigen noch haben stehen lassen. Sagen Sie selbst, meine Herren, wo gäb' es noch eine zweite theologische Facultät wie diese, besonders in Rücksicht auf die Kanonen? O nehmen Sie ja den Dr. Bahrdt auf! Bedenken Sie

die herrlichen Folgen dieses Triumphes über sich selbst: das Sittenverderben in Halle wird wieder in seine alten Ufer zurücktreten; in Calabrien wird kein Erdbeben mehr sein; Dr. Bahrdt wird wieder an die Tugend glauben, vielleicht gar wieder an die Theologie; alle seine Freunde, und ihre Zahl ist Legion, werden auch die Ihrigen werden; in Ihre Facultät wird gesunde Vernunft kommen, unbeschadet der ungesunden, die schon darin ist. Dann braucht es keines Scheiterhaufens für den Bahrdt und das theuere Holz kann gespart werden. Auch braucht niemand von Ihnen die Reise nach Konstantinopel mitzumachen. Kurz, jeder wird dabei gewinnen, niemand verlieren."

Indessen war auch das Buch, welches der Zankapfel gewesen, mit kursächsischem Privilegium erschienen.[97]) Die Zeitgenossen, froh, dem alten System mit seinen Grillenfängereien entflohen zu sein, hielten es für ziemlich unnütz. Nicht 500 Menschen in ganz Deutschland und nicht 50 Studenten auf allen deutschen Universitäten würden es lesen. Gerade wie es scheint durch die Anklage, als gefährde er die Sittlichkeit der halleschen Studenten, bewogen, reichte Bahrdt (1785) einen Studenten-Oekonomie-Verbesserungsplan in Berlin ein und veröffentlichte zum Aerger der theologischen Facultät seine Schrift, die manchem wie ein Stein im Magen lag, über das theologische Studium.[98]) Sie beginnt mit dem Vorwurf, daß jetzt die Studenten unnütze Dinge lernen müßten und zu ihrer Amtsführung nicht gehörig vorbereitet würden. Der Theologie Studirende soll künftiger Volkslehrer werden, ein Muster und Rathgeber seiner Gemeinde in Wirthschaft und Kinderzucht. Wozu da Dogmatik, theologische Moral, Polemik, wozu Kirchenhistorie und orientalische Sprachen? Das alles ist unnützer Wust. Die Theologie, über welche gelesen wird, braucht der Volkslehrer nicht, sondern nur die Religion, über welche nicht gelesen

wird. Welche Vorlesungen soll denn nun der Theolog hören? Philosophie, natürliche Religion, Neues Testament, Naturgeschichte, Physik, Anatomie, Arithmetik und Geometrie, Römer und Griechen (denn die befreien den Geist von den Fesseln des Aberglaubens), Geschichte und Literatur, Heilkunde, Pädagogik, Sokratik, Rhetorik, Stil, Declamation, und im letzten Semester soll dem Studenten ein nothdürftiger Begriff von gelehrter Theologie beigebracht werden. Das war auf Bahrdt'schem Standpunkt consequent. Wenn das Christenthum auf die paar Sätze des Naturalismus reducirt wird, so sieht man nicht ein, was noch die Theologie als Wissenschaft der positiven Religion soll. Die theologischen Facultäten waren zum Schicksal der Klöster reif. Bahrdt's Schrift sollte so recht das ganze theologische Nest zerstören. „Indessen war doch das Geschrei einzelner verlorener Schildwachen des christlichen Zion alles, was auf diese Schrift erfolgte." Aber es hieß nunmehr, Bahrdt werde von den Illuminaten förmlich besoldet, gegen das Christenthum und für den Naturalismus zu schreiben, er sei ein theueres Werkzeug des unheiligen Stuhls, der Herold des hereinbrechenden naturalistischen Reichs. Man werde künftig in diesem Reiche von seiner Flucht aus Dürkheim die Jahre zählen, wie bei den Türken von der Flucht Mohammed's.

Am 19. Mai 1786 starb der Hauptpastor Götze. Bahrdt konnte die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen, seinem alten Gegner noch einen Streich zu spielen. Er schrieb eine „Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Melchior Götze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra".[99]) Ziegra, der Herausgeber der Schwarzen Zeitung und Götze's Streitgenosse, war bereits 1778 gestorben und „man hat in seiner Hirnschale nichts als Wasser, in seinem Leibe aber einen

außerordentlich großen Magen gefunden". Dieser „weiland anerkannte und geborene Schafskopf" wird hier von Bahrdt aus dem Reiche der Todten citirt und muß Götze'n die Leichenrede halten. Darin werden zuerst Götze's Leiden geschildert, die ihm die Thaten der Aufklärer zufügten, sodann die Freuden. Zu den letztern gehört, daß der ruchlose Bahrdt ohne Amt, ohne Brot, ohne Aussicht aus dem Lande muß. „Sehen Sie, meine Geliebten, so viel, so herzerquickende Freuden hatte die Hand des Himmels wie Rosen auf den Lebenspfad unseres Götzius gestreut, und mit dem Andenken derselben hatte sie auch in seinen letzten Augenblicken Trost und Heiterkeit in seine Seele gegossen, sodaß er ganz in dem berauschenden Genusse derselben entschlief. Noch eine Secunde vor seinem letzten Athemzuge ließ er sich Lessing's «Nathan» bringen und schwang seine matten Arme heldenmüthig, um ihn den Flammen des Kaminfeuers zu übergeben. «Fahre hin in das Feuer, das schon längst deines Vaters Seele verzehrt! Vater, in deine Hände —» hier sank die Kraft seiner Rede und er verschied." Dr. Röpe, Götze's Ehrenretter, nennt die Standrede das Nonplusultra aller Gemeinheit und einen Hohn auf den dahingeschiedenen Streiter Christi. Bahrdt dagegen betheuert: „Es war wahrhaftig nicht meine Absicht, den Mann zu beschimpfen (denn ich erzählte ja ohnehin nur seine wirklichen Gesinnungen und Handlungen, nur daß ich sie in ein komisches Licht stellte), sondern um die ganze orthodoxe Partei einmal zu necken und die Lacher gegen sie aufzuregen. Und diese hatten ja diesen jovialischen Schwank tausendfach an mir verdient." Auf dieses Selbstgeständniß hätte bei seiner Aburtheilung Dr. Röpe ebenso sehr achten sollen wie auf das, was Bahrdt weiter sagt: „Der selige Götze war in seiner Art wirklich ein gelehrter und durch manche gute Seiten seines Charakters achtungswürdiger Mann; selbst

seinen hämisch scheinenden Ausfall auf mich (S. 235) habe ich seinem bona fide irrenden Verstande, nie seinem Herzen zugeschrieben." Auf Grund solcher Stellen wird wol Dr. Röpe in Zukunft ein milderes Gericht über Bahrdt ergehen lassen, vielleicht daß er ihn gar als Eidhelfer annimmt in Sachen seines Hauptpastors. Uebrigens wurde Bahrdt noch bei lebendigem Leibe für seine Standrede gezüchtigt mit einer „Standrede am Sarge des weiland hochgelahrten K. F. Bahrdt" (Berlin 1787) — eine Parodie, die dem Original nicht gleichkommt.

Dr. Bahrdt bei Halle auf seinem Weinberg.[100])

Nach Friedrich's des Großen Tod gab Bahrdt seine akademischen Vorlesungen freiwillig auf und entsagte auch dem forum academicum. Seine Gesundheit hatte durch literarische Ueberanstrengung gelitten, sein Arzt Goldhagen rieth ihm zu einer Veränderung der Lebensweise. Da entschloß sich Bahrdt (im Juli 1787) den eine halbe Stunde nördlich von Halle in anmuthiger Gegend gelegenen Alboni-co'schen Weinberg für 3000 Thlr. zu kaufen, errichtete daselbst ein Wohn- und Kaffeehaus, und der Doctor Theologiae wurde Restaurateur, Traiteur, Cafétier, Billardeur, Wirthshausvater und wie man ihn weiter benannte. Auswärtige Freunde wollten an diese Verwandlung nicht glauben. „Nicht ein, sondern mehrere hier Durchreisende", schrieb ihm Rütz aus dem Haag, „haben mir erzählt, daß Sie statt des gelehrten Stabes den Kaffeetopf ergriffen hätten. Ob ich gleich die Metamorphose mit einem ungläubigen Lächeln beantwortet habe, so wünschte ich gleichwol, um den schadenfrohen Glauben anderer, zur Erbauung meines freundschaftlichen Unglaubens, einreißen zu können, daß Sie gütigst mir selbst meldeten, wie es mit Ihrem

gegenwärtigen gelehrten Wandel stehe.“ Indessen machte er wirklich einen so vorzüglichen Wirth, daß einige meinten, jetzt erst habe er die ihm angemessenste Lebensstellung gefunden. Nicht als ob er und seine Familie sich mit Bedienung der Gäste befaßt hätten, das wurde von seinen Dienstleuten besorgt, aber sein ausgezeichnetes geselliges Talent gehörte seinen Gästen. Er setzte sich mit ihnen an den Tisch und machte es sich zur Pflicht, dieselben mit guten, angenehmen und gelehrten Gesprächen zu unterhalten, überzeugt, ein Student könne hier bei einem guten Mittagsbrot für 6 Gr. ebenso viel profitiren als in einem Collegio. Er selbst erzählt: „Früh stehe ich auf, genieße des frohen Anblicks der gegen mich über aufgehenden wohlthätigen Sonne und dann setze ich mich an meinen Arbeitstisch“ — denn er hatte nicht, wie einige glaubten, die theologische Harfe an den Weidenbaum gehängt. „Allererst gegen den Mittag widme ich mich meinen Gästen oder finde in deren Abwesenheit Vergnügen und Zeitvertreib in der Beobachtung meiner Arbeitsleute im Weinberge. Frei von den Fesseln eines öffentlichen Amtes suche ich, soviel ich kann, der Welt und mir selbst zu nützen, und erlaube es einem jeden von mir zu denken was er will.“ So war in Bahrdt's Weinberg für Seele und Leib gleich gut gesorgt. Man aß bei ihm gut und wohlfeil (die Preise waren angeschlagen), die schönsten Kirschen, Aprikosen und Weintrauben standen hier zum Verkauf. Die Frequenz war darum auch so groß, daß vier Stuben und ein großer Saal die Gäste, deren oft 4—500 anwesend waren, bisweilen nicht fassen konnten. Jeder Fremde, welcher durch Halle reiste, wollte den großen Doctor als Gastwirth sehen. Trat ja einmal Abnahme im Besuche ein, so wurden Declamationen, Weinlesen, Vogelschießen, Feuerwerke, Hahnenschlagen, eine neue Art Kuchen angekündigt, und nie ver-

fehlten solche Lockungen ihren Zweck. Auch absonderliche Kunststücke wurden von Bahrdt nicht verschmäht. So gab er einst einer Bauernfrau 8 Gr., um in Halle bekannt zu machen, „Bahrdt habe sich ertränkt". Nun eilte alles hinaus, den ertrunkenen Doctor zu sehen, und die 8 Gr. trugen reichliche Zinsen. Um sich recht in den Handwerkskunstgriffen festzusetzen, ließ er den erfahrenen Wirth aus Schkeuditz kommen, der ihm lehren sollte, den auf seinem Weinberg gezogenen Wein in Pontac, Medoc, Ungarischen und andere Sorten Weine, die er in Zukunft seinen Gästen vorzusetzen gedachte, umzuschaffen. Bahrdt, dem muntern, aufgeräumten Wirthe, der mit so viel Laune, Feuer und Anmuth erzählen konnte, daß alles an das Ende der Tafel sich drängte, wo er saß, und seiner Wirthschaft ist viel Böses nachgesagt worden. Er sei, hieß es, ein flotter Bursche und mache viele Bursche flott. Er erklärte dagegen, bei ihm sei nicht der Ort, wo junge Leute den Schweiß ihrer Aeltern verprassen könnten, denn er erlaube hier weder Unanständigkeiten noch Prellereien. Einmal ging das Gerücht, er habe Falschmünzer bei sich. Es war dadurch entstanden, daß sein Großknecht auf dem Weinberg einen Zahlpfennig gefunden hatte, den er für eine Goldmünze hielt. Eine oft gehörte und selbst in Schriften verbreitete Nachrede war, daß in Bahrdt's Weinberg sittenlose Mädchen unterhalten würden und seine eigenen Töchter wurden damit in unangenehme Beziehung gebracht. Bahrdt nannte das eine niedrige, sein Vaterherz verwundende Verleumdung. Und damit stimmen die Urtheile der Zeitgenossen. Benkowitz sagt: „Nicht die geringste Spur von Unanständigkeit war zu finden. Die Gesellschaft, die sich da versammelte, bestand aus ehrliebenden Personen, die an diesem Orte keine unerlaubten Vergnügungen suchten. Die größte Zahl machten Studenten aus; zu diesen aber gesellten sich

oft Professoren und Offiziere mit ihren Gemahlinnen, und an Sonn- und Festtagen traf man Menschen aus allen Klassen an, weil jedem der Zutritt erlaubt war. Die Töchter des Doctors sah man nur selten und sie führten eine äußerst sittsame und eingezogene Lebensart.“ Ebenso erzählt der neugierige Dressel in seinen „Reisen“, der selbst in Bahrdt's Küche seine Augen schweifen ließ: „Ich konnte nichts entdecken, was auch nur einen Schein von unmoralischen Anlagen verrathen hätte. Einmal begegnete mir eine von seinen Töchtern, die aber ein bescheidenes, mehr schüchternes als freches Wesen in ihrem Vorbeigehen bewies, und sich still in eine Nebenstube zu ihren Geschwistern verfügte. Auch fragte ich nachher meinen Gefährten, ob sich denn niemals mehr Personen vom weiblichen Geschlecht hier blicken ließen als die Töchter des Herrn Dr. Bahrdt und seine Haushälterin. Keine andere, antwortete er, es sei denn, daß jemand aus Halle mit seiner Frau und seinen Töchtern herauskommt und hier mit speiset, welches aber auch nur selten geschieht.“ Die Hauptperson in der Wirthschaft war seine Magd Christine, die gut backen und kochen konnte. An dieses verrufene Geschöpf knüpft sich Bahrdt's tiefste Erniedrigung. Die Magd wurde zum Eheteufel, dem die rechtmäßige Gattin weichen mußte. Er hat auf letztere in seiner Selbstbiographie ein nachtheiliges Licht fallen lassen, klagend, daß sie nergelig und eifersüchtig sei, als ob der Herr Doctor ihr nicht (leider nur zu viel!) Ursache zur Eifersucht gegeben hätte. In dem Roman „Ala Lama“[101]) stellt er seine Gemahlin unter dem Bilde einer faulen und verschwenderischen Indianerin vor, welche eine ganz vortreffliche Sklavin (Christine) gekauft, aber auf dieselbe so eifersüchtig und ihrem Mann so unerträglich geworden sei, daß er, um sie besser einzuschränken, seinen Aufenthalt in der Stadt verlassen und sich aufs Land be-

geben müssen. Alle Personen des Romans handeln dumm und niederträchtig, nur Eine klug und ehrlich, und die heißt natürlich Pogona, d. i. Dr. Bahrdt. Auch zugegeben, daß Bahrdt's Frau ihre Schwächen hatte[102]) — welcher Mensch hätte sie nicht? — es zeigt von Gemeinheit der Gesinnung, in die er in diesen letzten Jahren seines Lebens versank, daß er seine eigene Gemahlin öffentlich an den Pranger stellen und einer unsittlichen Person, noch dazu ohne geistige oder körperliche Vorzüge[103]), die Stellung und Rechte der Hausfrau einräumen konnte. Seine Freunde schüttelten verwundert den Kopf, daß ein „im ganzen genommen schmuziger, gar nichts Angenehmes habender und nur für einen Grenadier geschaffener Fleischklumpen den Gemahl einer liebenswürdigen, sanften und in den Augen der Kenner ihren Werth behaltenden Gattin" an sich ziehen konnte. Diese Verirrung schien unbegreiflich von dem „Ersten der Weisen, auf den so viele Tausende der Menschen ihr Aufsehen gerichtet, dem sie ihre Aufklärung verdankten, dem sie, wenn sie ihn vor sich gehabt, oft selbst bei dem Beweis dieser und jener Wahrheit die Füße geküßt haben würden". Die verstoßene Gattin lebte bei ihrem Bruder Volland, Prediger zu Ammera bei Mühlhausen in Thüringen, der auch der treue Anwalt seiner Schwester geworden ist (Not. 1). Grobe und feine Witze sind über Bahrdt's Christiniade gemacht worden. Er hatte in einer Jugendschrift (S. 211) in der Sarah das Neue Testament, in der Magd Hagar das Alte Testament versinnbildet gefunden. Dieses, meinte man, werde er jetzt wol umgekehrt zu deuten suchen.

Bahrdt hatte seinen Weinberg nicht blos zum Zwecke der Gastwirthschaft gekauft. Er gedachte hier das letzte große Project, das seinem Haupt entsprang, zu verwirklichen. Er war ein alter Maurer. In England hatte ihn

der Großsecretär der Britannischen Loge, Hesseltein, in Gegenwart des Weltumseglers Forster in die Loge aufgenommen und alle drei Grade ihm ertheilt. An der deutschen Maurerei fand er nach seiner Rückkehr keine Freude bis zum Jahre 1781, in welchem ihn der Reichskammergerichtsassessor von Ditfurth in Wetzlar wiederum für Maurerei erwärmte. Also angeregt, mochte er es für so übel nicht halten, selbstthätig in das Getriebe der Maurerei mit einzugreifen. Die Hauptidee gebar sein Kopf in einer Nacht, da er vor gichtischen Schmerzen nicht schlafen konnte (1784 oder 1785). Er theilte einigen Freunden den Plan mit, eine Gesellschaft der XXII verbündeten Maurer oder eine Deutsche Union zu gründen. Auch Studenten nahm er als selbstbestallter Meister vom Stuhle auf um einen civilen Preis und ohne viel Umstände. Dazu war nun sein Weinberg ein Ort, wie man ihn nicht besser wünschen konnte. Er hielt hier mehrmals Loge, in welcher er durch vortreffliche moralische Reden die jungen Mitglieder zu fesseln wußte. „Nach geendigter Loge ward dann die Ordensmoral durch Bier und Branntwein abgeleitet, und der hochwürdige Meister vom Stuhl setzte sich unter unziemlichen Schwänken mit den durchs Feuer geläuterten jungen Ordensbrüdern an den L'Hombretisch oder ging in die Küche und half niedliche, gewürzige Würstlein stopfen." Die hallesche Loge that dem Einhalt, aber im Großen und in der Ferne schritt die Sache weiter. Was wollte die Deutsche Union?[104]) Es ließ sich voraussehen, daß nach Friedrich's II. Ableben eine Reaction eintreten, die Aufklärung in Gefahr kommen werde. Nebel begannen schon aufzusteigen. Was war natürlicher als der Wunsch, ein Mittel zu finden zur Rettung des gefährdeten Kleinods. Das Panier der Aufklärung aufrecht zu erhalten, dazu sollte die Deutsche Union als eine von allem Spielwerk gereinigte Loge dienen. Sie führte auch

den Namen Schottische Maurerei oder Ritterschaft vom flammenden Stern. Bahrdt nennt sie das Werk, ja das Reich Gottes, sie sollte das Königsfest im Evangelium sein. In der ersten Zuschrift an die Freunde der Vernunft, Wahrheit und Tugend heißt es: „Wie? sollten die Weisen allein kalte Menschen sein, die sich begnügen, ein Kleinod zu besitzen, ohne von dem Wunsche zu glühen, die Menschheit durch Mittheilung desselben zu beglücken? Nein, Männer der Nation, diese Schande treffe nie euch und die Wahrheit!“ Das Erforderniß zum Beitritt war: Liebe zur Aufklärung (aber nicht zur Aufklärung des Fragmentisten oder des Horus[105]) und der Wunsch nach einem durchgreifenden, den strengsten Gesetzen der Moral angemessenen Mittel zur Verbreitung derselben. Die Eingeladenen konnten ihre Antwort adressiren an den Inspector Müller in Kalbe, den Rector Sangerhausen in Aschersleben, den Oberamtmann Bartels, Dr. Weber und Professor Erhard in Halle, Professor Voigt in Gotha, G. R. Baldinger in Marburg, Professor Hassenkamp in Rinteln. Beifällige, zum Theil begeisterte Antworten liefen von Hofrath Ritter in Großglogau, Professor Robert in Marburg, Consistorialrath Coners in Ostfriesland, Kirchenrath Sintenis in Zerbst, Freiherrn von Knigge, Eichhorn in Jena, Hufnagel in Erlangen und vielen andern ein. Eichhorn z. B. schrieb zurück: „Es gibt kein souveränes Mittel gegen die Feinde des Menschenwohls als das von Ihnen in Vorschlag gebrachte.“ Nach eidlichem Angelöbniß des Schweigens ging an die Eingeladenen ein „Vorläufiger Plan der Deutschen Union“. Darin wird als Zweck der Union angegeben: wahre Aufklärung, Entthronung des Fanatismus und moralischen Despotismus; als Mittel: Anziehung des Buchhandels, Gründung eines allgemeinen politisch-literarischen Intelligenzblattes, Einrichtung von Lesegesellschaften, geheime

Correspondenz. Zur Mitgliedschaft sind alle Menschen berechtigt, ohne Unterschied des Standes und der Religion, wenn sie nur Aufklärung und Rechtschaffenheit lieben. Die Mitglieder, mit einem Kreuz von Messing und einer blauen Papiercocarde decorirt, zerfallen in Aldermänner, Männer und Jünglinge. Das Ordensritual ist 1) im schönsten Lichte J. H. S.[106]) an der Wand im Rücken des Meisters, von kleinen brennenden Lampen gebildet; 2) ein Tisch vor dem Meister, worauf ein Todtenkopf steht, aus welchem Rosen oder andere Blumen hervorblühen, als Symbol der Unsterblichkeit; 3) vor dem Todtenkopf ein Teller mit Brot und Wein. Für die Sachen des Ordens errichtete Bahrdt auf seinem Weinberg ein besonderes Comptoir, worin er mit einem Secretär das ganze Jahr 1788 arbeitete. Mit der Union und deren Zweck stehen auch mehrere Schriften Bahrdt's in Beziehung. So zuerst sein „Zamor"[107]), gerichtet gegen die mit dem gröbsten Fanatismus und finstern Katholicismus verhunzte deutsche Maurerei, auf deren Ruin eben die Deutsche Union errichtet werden sollte. So ferner sein Büchlein „Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen"[108]) worin er enthusiastisch die Freiheit fordert, zu reden und zu denken. „O ihr Tyrannen der Menschheit", ruft er aus, „die ihr das eiserne Scepter des Gewissenszwangs in Schutz genommen habt, tretet herzu, leset und prüfet mich! Zwar sind euere Stirnen mit Erz bepanzert und euere Rücken mit Juchten bespannt; aber dies Erz will ich zerschlagen, diese Haut zerreißen, daß ihre meine Streiche fühlen und mindestens heulen sollt, wenn euere Stimmen des harmonischen Einklangs der Wahrheit nicht mehr empfänglich sind." Das Recht besonders, über Religion seine Gedanken mitzutheilen, darf gar nicht eingeschränkt werden, weil es keinen Fall gibt, wo der Gebrauch desselben dem Staate oder dem Rechte einzelner Menschen einen wirklichen

Schaden thun könnte. Die Throne stehen fest ohne herrschende Lehrform. „Gebt mir Joseph's Macht, ich will auf meinem Thron so ruhig sein als er, der Katholiken beherrscht, wenn auch mein ganzes Volk aus Atheisten bestünde.“ Nur Zoten und Schimpfreden aus dem Munde der Packknechte sollten in keinem Staate an Schriftstellern geduldet werden. Die Schrift ward von der einen Partei viel gerühmt und selbst vom königlichen Kammergericht in Berlin als Norm angenommen im Streite des Dr. Starck gegen die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift“. Andere nannten es ein rasendes Büchlein und was Bahrdt forderte, Preßflegelei. Endlich veröffentlichte noch Bahrdt seine Schrift „Ueber Aufklärung und deren Beförderungsmittel“[109]), größtentheils ausgeschrieben aus seinem System der moralischen Religion.

Die Deutsche Union wurde bald ausgeschrien als ein Wechselbalg des Illuminaten Weishaupt. Es ergab sich als öffentliches Geheimniß und wurde inter pocula et coram mulieribus erzählt, ihr Oberhaupt sei der Exdoctor der Theologie, modo Schulmeister zu Gibeon, nunc Kaffeewirth zu Bassendorf bei Halle, Bahrdt, im Hintergrunde, aber ziemlich verdeckt, stehe Vater Weishaupt. Man vermuthete allgemein eine Finanzoperation (daher auch, wegen des jährlichen Beitrags von 1 Thlr., Thalerunion genannt). Bahrdt hat diese Vermuthung zurückgewiesen, er nennt sie die albernste Lästerung. Die liebe Union habe ihm in einem Jahre 1000 Thlr. gekostet. Die Sache wird sich wol verhalten wie mit den meisten seiner Unternehmungen. Der ideale Zweck war Aufklärung, der reale, das Geld und der Absatz seiner Bücher, dabei nicht vergessen.[110]) Den Sturz der Union führte die Schrift vom Geheimrath Bode in Weimar: „Mehr Noten als Text“[111]) herbei, worin das ganze Getriebe des Ordens sammt den Namen der wirk-

lichen und angeblichen Mitglieder aufgedeckt wird. Die Mitglieder wurden stutzig. Einige (wie der weimarische Legationsrath Bertuch und der Oberamtmann Bartels) sagten sich von dem Corpus mysticum öffentlich los[112]), andere (wie der Generalchirurgus Theden und der Hofrath Herz in Berlin) erklärten, daß ihre Namen fälschlich und durch eine Lüge in der Liste der Mitglieder aufgezeichnet stünden. Knigge, der von dem berüchtigten politischen Inquisitor Aloisius Hoffmann, Professor der praktischen Eloquenz in Wien, als Bahrdt's treuer Bundesgenosse und Mitstifter der Union bezeichnet wurde, erwiderte nicht mit vollem Grund der Wahrheit: er kenne Bahrdt von Person gar nicht, habe nie mit ihm in Briefwechsel gestanden, von der Deutschen Union wisse er weiter nichts, als daß man ihm wie tausend andern den Plan derselben vorgelegt habe.[113])

Mit der Deutschen Union hängt das Gerücht zusammen, daß Bahrdt eine förmliche Deistensekte im preußischen Staate habe gründen wollen.[114]) Er machte wirklich (1785 oder 1786) eine Reise nach Berlin und hatte eine Zusammenkunft mit dem Prediger Johann Heinrich Schulz in Gielsdorf, der, weil er aus Gesundheitsrücksichten, wie er sagte, statt der runden Perrüke einen Zopf trug und seine Lehren auf den Fatalismus gründete, nachmals suspendirt wurde (1792). Von ihm hat Bahrdt wahrscheinlich seinen Determinismus überkommen, den er in der Selbstbiographie klüglich zu verwerthen weiß. „Der Determinismus", sagt unser Aufklärer, „ist in der Theorie wahr und unwiderleglich. Aber in praxi muß jeder vernünftige Mensch so handeln, als ob er der freieste Herr seiner Handlungen und Schicksale wäre. Unsere heutigen Philosophen predigen ihn unvorsichtig von den Dächern, da er doch eigentlich nur vor die Sterbebetten gehört." Schulz ging noch über Bahrdt hinaus. Dieser gestand mit einer Art von Betrübniß, der

Zopfprediger habe ihm die letzten Reste von Hochachtung gegen Bibel und offenbarte Religion wegdisputirt. Als Schulz sogar Moral und Religion auseinanderreißen wollte[115]), weil wir von Gott nichts als sein Dasein wüßten, sonach aus der Lehre von Gott keine Bewegungsgründe zur Tugend hernehmen und durch sie die vernünftige Moral unterstützen könnten, hielt Bahrdt ihm vor: „Wenn der Gott, den ich anbete, die gemeinschaftliche Glückseligkeit seiner Menschen will, und wenn diese sein einziger und unveränderlicher Zweck ist, so folgt, daß alles, was allgemein gethan und beobachtet das Wohl des Menschen entscheidend befördert, ein ausnahmsloses Gesetz dieses Gottes sein muß, von dessen Verbindlichkeit sich kein Mensch eigenmächtig zu eximiren berechtigt sein kann.“ [116])

Wir reihen daran seinen Streit mit Johann August Starck, vorher Professor der Philosophie an dem akademischen Gymnasium zu Mitau, damals Oberhofprediger zu Darmstadt. Der hatte mit seinen „Freimüthigen Betrachtungen über das Christenthum“ (Not. 69), einem „Buch voll Geist und Wahrheit“, in den Augen der Aufklärer Gnade gefunden, war aber dann gäuzlich mit ihnen zerfallen. Gedike und Biester erklärten und bekämpften ihn als heimlichen Anhänger des Jesuitismus, der sogar die Tonsur habe. Von da ab wurde der Mann dem Publikum zum Räthsel. Eine Rechtfertigungsschrift Starck's[117]) mit anstößigen Stellen wider die Vernunftreligion hatte die Walther'sche Buchhandlung in Leipzig in Verlag genommen. Diese, in Verbindung mit der Deutschen Union stehend, trug Bahrdt eine Widerlegung auf, die an die Starck'sche Schrift gleich mit angedruckt werden sollte. Als Starck davon hörte, ließ er den in Halle begonnenen Druck durch seinen Geschäftsträger inhibiren. Nun wurde Starck's Schrift besonders gedruckt und ihre Beleuchtung von Bahrdt[118])

erschien hinterdrein. Die Buchhandlung hatte im aufkläre-rischen und kaufmännischen Interesse — denn keines andern Schriftstellers Sarkasmen beförderten den Absatz so gut als die Bahrdt'schen — an Starck ebenso unrecht gehandelt als Bahrdt, der von Starck ehedem in Schutz genommen und auf seine Anregung unterstützt worden war. Bahrdt gesteht dies selbst zu, jedoch die Wahrheit, das Idol seines Lebens, habe ihm die Feder in die Hand gedrückt. Die Wahrheit aber concentrirte sich für diesen Fall in dem Satz: „Unter allem, was dem Menschen heilig sein muß, ist der freie Gebrauch der Vernunft und das Recht, sie über alle Priester, Orakel und Fürstenbefehle zu erheben, das heiligste; und unter allen Ungeheuern, gegen welche man kämpfen muß, ist Fanatismus oder Anhänglichkeit an Sektenreligion das scheußlichste." Es ist aber nur die Frage, ob im vorliegenden Falle vor allen andern er als Stimmführer auftreten mußte.

Ohne seine Schuld wurde Bahrdt um diese Zeit auch noch in einen recht verdrießlichen Handel verwickelt mit dem Hofrath und Professor der Medicin Gruner in Jena. Das war ein bizarrer und hitziger Mann, dem weder die Haute-Volée Jenas vergessen konnte, daß er sein Dienstmädchen zu seiner Frau erhoben, noch seine Amtsbrüder, daß er in seinem „Almanach für Aerzte und Nichtärzte" manchem manche Wahrheit gesagt hatte. Es erschienen Pasquille gegen ihn mit Schimpfereien wie von Barbierjungern, Fiakerknechten und Matrosen. Darunter war vornehmlich eins anstößig unter dem Titel: „Wie muß es ein Professor der Arzneigelahrtheit anfangen, um bei weniger Sprach- und Literaturkenntniß und ohne reelle Thätigkeit in kurzem berühmt zu werden und in Sachen, die er theils gar nicht, theils nur obenhin versteht, für einen competenten Richter zu gelten? Eine Preisschrift, die vermuthlich weder mit einer silbernen noch

goldenen Medaille gekrönt werden möchte. Dem Herrn Hofrath Chr. G. Gruner in Jena unterthänigst gewidmet von Clemens Blasius" (1786). Bahrdt, der sich damals viel mit Medicin beschäftigte und ernstlich damit umging, sich in Jena den medicinischen Doctorgrad zu erwerben — die Sache scheiterte daran, daß sich Bahrdt einem kleinen Colloquium und zwar ad aedes, bei den einzelnen Facultätsgliedern (nicht wie gewöhnlich in consessu facultatis), wovon die Facultät um ihrer Ehre willen nicht absehen zu können meinte, nicht unterwerfen wollte[119]) — wurde als Verfasser genannt. Der leidenschaftliche Gruner rückte in seinen „Almanach" (1787) einen „Epilog an Herrn Dr. Bahrdt" ein, worin es heißt: „Trefflicher Mann! Sie haben Gott, Christus, Religion, Tugend und wahre Ehre längst verrathen und den Pastor Götze nach dem Tode in biblischen Ausdrücken gebrandmarkt: darf ich mich wol wundern, wenn Sie einen ehrlichen Mann, der Sie, nach eigenem Geständniß, nie beleidigt hat, lächerlich zu machen suchen?" Auf solchen Epilog erhärtete Bahrdt eidlich, daß er von dem Buchdrucker Dost gehört habe, der Bergrath Müller in Halle sei Verfasser. Obgleich nun Dost, dienender Bruder bei der Loge, das Gegentheil beschwor, erklärte doch Gruner Bahrdt öffentlich für einen rechtschaffenen Mann und holte dafür den Bergrath weidlich herum in einem Sendschreiben[120]), welches mit den erbaulichen Worten anhebt: „Es ist doch lauter Schurkerei in der aufgeklärten Welt." Es blieb ungewiß, ob Müller blos Druckbesorger (unter dem Namen Donneberg) oder wirklich Verfasser des Blasius war.

Der gefangene Doctor.[121])

Nach Friedrich II. hatte Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen, mit dem Gefühl, daß die Grundsäulen

des christlichen Glaubens wankten. Diese Stimmung benutzte Wöllner, der geistliche Minister, zu dem bekannten preußischen Religionsedict (9. Juli 1788). Der König erklärt darin die Aufrechthaltung der christlichen Religion in ihrer ganzen Würde und ursprünglichen Reinigkeit, wie sie in der Bibel und den Symbolischen Büchern jeder Confession gelehrt wird, gegen die elenden und längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten und Naturalisten, für eine seiner ersten Regentenpflichten. Theologen, Philosophen und Männer des Rechts erhoben sich gegen das Edict. An hundert Gegenschriften erschienen. Darunter machten zwei besonderes Aufsehen: ein „Commentar über das Religionsedict"[122]) und „Das Religionsedict ein Lustspiel".[123]) Der unhöfliche „Commentar" zieht tüchtig los auf die Cohorte rechtgläubiger Dickbäuche und ihre heiligen Kniffe. Ueber das Trinitätsdogma heißt es darin: „Welcher Widerspruch! welches barbarische Geschwätz! Diese Lehre ist nicht Lehre der Bibel, sondern Lehre der verwirrten nicänischen Pfaffen und des halbverrückten Athanasius, der selbst nicht einmal recht wußte, was er wollte." Das ehrenrührige „Lustspiel" führt Wöllner's guten Freund, den Pastor Blumenthal zu Micheln, der, wie Bahrdt wußte, mit Vergnügen sah, wenn Herr Kasimir Lauge einmal tüchtig gelaugt wurde, ein, ein kleines vermuztes Geschöpfe mit einem dürren Gesicht, spitziger Nase und trüben Augen. Der kommt des Abends spät nach Hause und ist dermaßen betrunken, daß zwei Bauern seiner Gemeinde ihn führen müssen, während ein dritter ihm die unterwegs verlorene Perrüke nachträgt. Nachdem sein Magen sich des überflüssigen Inhalts entleert hat — Schinken, Cervelatwurst, Melonen, Kappern, Lachs in einer Sauce von Wein strömen auf den Erdboden hin — da fällt ihm auf Erinnerung des Großknechts ein, er soll für Bruder Wöll=

ner ein Religionsedict machen. Mitten im Katzenjammer der Trunkenheit nimmt er die Ausfertigung in Angriff. Da kann sich ein anwesender Candidat, Kluge, der heimlichen Bemerkung nicht enthalten: „Gott! ein besoffenes Schwein der Concipient eines Religionsedicts.“ Der zweite Aufzug zeigt Blumenthal in Berlin, wo er als Günstling des Ministers mit Suppliken bestürmt wird. Im Hotel klagt er über Vapeurs und Appetitlosigkeit, sowie aber der Wirth den Rücken wendet, fällt er gierig über Schüsseln und Flaschenfutter her. Der fünfte Aufzug spielt im berliner Thiergarten zwischen den Kaffeebutiken, wo Handwerker und Philosophen im bittern Tadel über das neue Edict sich ergehen, währenddessen der Kronprinz mit einigen Vertrauten knirschend hinter einer Hecke steht und sagt: „Geist meines Onkels, umschwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! Dann sollen alle die Großinquisitors und Geisterseher und Rosenkreuzer ihren Lohn bekommen für alle die Schande, die sie dem preußischen Staat und Throne zugefügt haben.“ Engelstimmen rufen: Amen! Amen! Der dritte und vierte Aufzug sind nur angedeutet und von anderer Hand ausgeführt.[124]) Das injuriöse Libell mit seinen (wie Ebeling gut bemerkt) massiven Contouren mittels Kohle auf ungetünchter Mauerwand machte Aufsehen. Der Verdacht der Autorschaft fiel auf Bahrdt, den sein Secretär in Sachen der Deutschen Union, Röper, in Berlin denuncirt hatte. Er wurde infolge einer königlichen Cabinetsordre (2. April 1789) auf seinem Weinberg arretirt, in ein ungemüthliches Gefängniß, die sogenannte Priesterstube, gebracht und die Untersuchung eingeleitet. Da sank sein Muth bedeutend, sehr trübe Gedanken durchschüttelten ihn. Er erinnerte sich, daß Lavater aus seiner Silhouette geweissagt hatte, er werde keines natürlichen Todes sterben.

„Es sollte mich doch ärgern", dachte er, „wenn dein Verhängniß eine alte Sage dieses Schwärmers zufälligerweise bestätigen und sie in den Augen seiner blinden Anhänger zur Weissagung erheben sollte." Dazu kamen noch kränkende Satiren, die eine unter dem Titel „Dr. Bahrdt's Gefangenschaft"[125]), ein witzloses Ding, worin Bahrdt mit seiner Christiniade herumgeholt wird; ferner „Die Deutsche Union in den letzten Zügen"[126]); weiter ein Trauerspiel „Die Ketzer"[127]), wonach Bahrdt von sechs Teufeln in seinem Gefängniß gepackt und zum Kamin hinaus entführt wird. Er erbietet sich zwar als Lösegeld ein Werk in sechs Bänden zu schreiben, welches die Existenz der Hölle unwidersprechlich darthun soll. Aber Mephistopheles läßt sich darauf nicht ein. Denn, sagt er, als die Menschen sich noch vor uns fürchteten, ging der Fang ziemlich schlecht, aber seitdem Voltaire und du und mehrere die Hölle zum Hirngespinst gemacht haben, fallen sie so unvorsichtig in die Schlingen, daß man oft nicht genug ausheben kann. In der Hölle wird ihm dann von Faust folgendes Urtheil publicirt: „Dr. Bahrdt! Deine Verbrechen auf der Erde sind unzählbar; aber deine Undankbarkeit gegen den Staat, der dir Zuflucht gab, als du wie unser Bruder Kain unstet und flüchtig auf der Erde warst, und deine Spitzbüberei gegen die Hölle selbst verdient Züchtigung. Steckt ihn auf 299 Jahre 11 Monate und 29 Tage, 23 Stunden 50 Minuten und 86 Secunden in den Schwefelkessel. Von Rechts wegen!!!" Endlich erschien noch „Die Aufklärung der Hölle".[128]) Hiernach wird Bahrdt von Pluto verdammt, ewig zu schreiben. Sobald er ein Blatt vollgeschrieben hat, nimmt es ihm eine Harpyie weg und beißt ihn in den Finger, damit er das Blut statt der Tinte brauche. Daneben aber fand er auch Trost. Der Kanzler von Hofmann besuchte ihn im Gefängniß, Semler intercedirte auf sein An-

suchen für ihn beim Minister Wöllner, und dieser von Bahrdt verlästerte Mann war großmüthig genug, nicht allein mit Geld ihn zu unterstützen, sondern versprach ihm auch heilig, sein Fürbitter beim Könige zu werden, „und", schrieb er, „ich verstehe zu bitten, seien Sie ruhig und getrost". Der gutherzige Lavater übersandte ihm einen Dialog[129]), worin er mit Rücksicht auf die Briefe über die Bibel Christum selbst einen Bekehrungsversuch an Bahrdt machen läßt. Dieser wird von Jesu Menschenliebe so gerührt, daß er zuletzt ausruft: „Mir brennt mein Herz, dich zu kennen. Mir ist wie jenen zween, zwischen denen der Unerkannte, Wiederlebende wandelte. O wer bist du?" Darauf verschwindet Christus, lieblich leuchtend, mit den Worten: „Ich stehe vor der Thür und klopfe an." Bahrdt lächelte, als er das las, über den schwachguten Lavater, der sich's träumen ließ, er, der alt gewordene Philosoph, werde der grau gewordenen Vernunft den Laufzaum seiner Phantasie anlegen. Es erschienen auch „Anreden an die Richter Bahrdt's"[130]), die aber wahrscheinlich den Angeklagten selbst zum Verfasser haben, wie theils aus der Bekanntschaft mit den Einzelheiten der Untersuchung, theils aus Stellen hervorgeht, wie folgende: „Bahrdt's Name wird in den Jahrbüchern der Menschheit sich noch Jahrhunderte erhalten, wenn Tausende, die jetzt auf dem todten Löwen ihre Krähenschnäbel wetzen, lange vergessen sein werden." Es wird behauptet, der Lustspielschreiber sei kein Majestätsschänder, denn er habe nicht das Gesetz, sondern nur dessen Form geschändet. Auf die Stelle des Lustspiels: „Der König schlenderte seinen Weg mit der Dicken" (der Madame Rietz, seiner Maitresse) „fort", könne das Verbrechen der Majestätsbeleidigung nicht begründet werden. Denn, „wenn's Schändung der Majestät ist, von Maitressen zu reden, warum hält man's nicht für Schändung, sie zu

halten"? Unterdessen ging die Untersuchung weiter. Der Justizcommissarius Rehmiz in Halle führte die Vertheidigung meisterhaft.[131]) Die Acten wurden zum Spruche eingeschickt. Vom Kammergericht ward er in Bezug auf den „Commentar" und die Deutsche Union von aller Strafbarkeit freigesprochen, aber wegen des „Lustspiels", wovon er als höchst wahrscheinlicher Verfasser erschien, oder, da er dieses nur theilweise eingestand, woran er wenigstens sehr thätigen Antheil genommen hatte, zu zweijährigem Festungsarrest und in die Untersuchungskosten verurtheilt — und zwar mit Recht nach seinen eigenen in der Schrift über Preßfreiheit geäußerten Grundsätzen. Die Gnade des „preußischen Titus" verkürzte diese Strafe um ein Jahr.

Auf der Citadelle Magdeburg, dem Ort, wo er den Arrest verbüßte, ging es ihm vortrefflich. Eine Kaufmannsfrau hatte mit Geschmack sein Zimmer möblirt, zahlreiche Freunde besorgten Leckerbissen. Er ließ zu seiner Pflege seine älteste Tochter und selbst Christinchen nachkommen. „Meine ganze Seele heiterte sich auf und ich fühlte schon, daß die gesunkenen Kräfte wieder rege und thätig zu werden begannen." Die zurückgekehrte Fröhlichkeit belebte seine Lust am Schriftstellern. Er hat hier im Gefängniß seine Tendenzromane geschrieben, die ihn immer abgestumpfter gegen das Anständige erscheinen lassen. Es sind plumpe, unflätige Ausfälle auf Orthodoxie, Freimaurerei, Schwärmerei, werthlos als Dichtungen, die Charaktere unnatürlich und übertrieben, ihre Handlungen unmotivirt. „Schon hatte den Löwen die Kraft verlassen und seine meisten Streiche führten in die Luft." Außer dem (S. 307) schon erwähnten „Ala Lama" und dem mir unbekannt gebliebenen „Alvaro und Ximenes"[132]) ließ er die „Geschichte des Prinzen Yhakanpol"[133]) und den „Pastor Rindvigius"[134]) drucken. Der Prinz Yhakanpol, künftiger Thronerbe des glücklichen Quakanna,

wo es Priester gibt ohne priesterliche Intoleranz, wird wegen seiner Wißbegierde und Neuerungssucht auf Reisen nach Europa geschickt. Unterwegs findet er einen wahrheitsforschenden erlauchten Reisegefährten an Amatophy, dem Monarchen eines wilden Volks. Ihr Hauptzweck ist, in Europa die beste Religion zu suchen. In London und Holland, wo sie für 12 Dukaten Synodum Dordracenam und Commentarium in Syn. Dordr. kaufen, finden sie selbige nicht. Auch nicht bei Lavater in Zürich, der mit seiner Physiognomik und Magnetisircur abscheulich heruntergezogen wird. In Leipzig werden die zwei Wahrheitsforscher in die Loge aufgenommen, wo sie wie Kinder sich mitspielen lassen müssen. „Rock, Weste, Hut wurden abgelegt, das Hemd aufgestreift, die Arme entblößt, die Halsstreife ebenfalls, die Beinkleider unterwärts aufgeknöpft und die Knie zur Schau gegeben. Die Initiandi standen nun da wie ein paar Fleischer, die mit aufgestreiften Armen ein Kalb schlachten wollen." Und sie finden? Fades Geschwätz, kindisches Ceremoniell, bei geistleeren Menschen. Der Einweihungsschmaus dauerte von 7 bis nach 11 Uhr, und von diesen vier Stunden wurden sieben Achtel aufs Kauen und ein Achtel aufs Sprechen verwandt. Zum Zeichen ihres Witzes und guter Laune schnipsten die Brüder einander die Bouteillenstöpsel zu, wobei einigemal die beiden großmüthigen Gastfreunde einen an die Nase bekamen. Gegen halb 12 Uhr sank unvermuthet der hochwohlgeborene und tugendbelobte Meister — vom Stuhle. Man brachte ihn auf ein Sofa, auf welchem er einen halben Eimer voll Pökelfleisch, Weißfische, Fricassée, Ragout, Braten, Kuchen und Stettiner Aepfel wieder an den Wirth zurückgab. In Hamburg wurden sie Nachbarn des Kanonikus Ziegra, welcher gottselige Mann wegen der Fettigkeit seines Leibes und seiner Seele so stark duftete, daß die ganze Gegend der

Stadt, in welcher er seinen heiligen Wohnsitz hatte, von dem Geruche der Orthodoxie erfüllt und in der Atmosphäre aller daselbst befindlichen Körper nichts als reine Lehre zu sehen, zu schmecken und zu riechen war. Und so war natürlich auch der ganze Gasthof, wo die Prinzen abtraten, dieses himmlischen Duftes so voll, daß Mann, Weib, Kind, Knecht, Magd, Vieh und alles was dazu gehört, eine Silbe reines Lutherthum heiliger hielten als ganze Bände voll Früchte der leidigen Vernunft. Eine Götze'sche Predigt geht dem Heiden Amatophy durch Mark und Bein und bringt ihm den Ausspruch ab: „Ich habe nie eine größere Thorheit begangen als diese, daß ich die beste Religion in Europa aufzusuchen mich entschlossen habe. Gott bewahre mich und alle, in denen noch ein edles menschliches Gefühl ist, fürs europäische Christenthum." Aber in Hamburg finden sie auch den Dr. Ypsysch (den Arzt Reimarus), der ihnen Bahrdt'sche Naturreligion und Moral beibringt. Damit gesättigt kehren sie in ihre Heimat zurück. — Der „Pastor Rindvigius" ist eine gemeine ekelhafte Satire auf die Orthodoxie, vertreten vom Pastor in Ochsenhausen M. Kuhblökius, und dem Helden Rindvigius, der mit allen körperlichen Zeichen der Dummheit auf die Welt kommt: ein dicker Kopf, ein großes Maul, eine kurze eingedrückte Stirn, lange Ohren, ein Straußenmagen, der vier Pfund Brot und eine geräucherte Bratwurst eine brabanter Elle lang zu fassen vermag. Dumpfheit des Geistes, natürliche Tücke, Bosheit, Hochmuth, Freßwuth und ein ehernes Gedächtniß sind seine löblichen Eigenschaften. Nachdem er in Sauflingen studirt, dann Schreiberdienste gethan, erhält er durch den Herrn von Besenstiel, ein orthodoxes Scheusal von Minister, der im Namen seines schwachen Fürsten ein Religionsedict erläßt, zugleich mit einer abgedankten Maitresse des Fürsten die gute Pfarre zu Gänsefurth. Die Neologie repräsentiren

Dr. Ungeschoren (d. i. Bahrdt), eine gutmüthige, duldsame, ehrliche Haut, und der vom Minister Besenstiel verfolgte Kaplan Weißmann. Während zuletzt die Rindvigius'sche Familie schmählich zu Schanden wird und der Minister auf der Festung nolens volens Besen binden muß, trägt die freie Richtung und Weißmann den Sieg davon. So zügellos wagte Bahrdt im Gefängniß zu schreiben und einen Minister — man kann doch bei Besenstiel nur an Wöllner denken — zu beleidigen, der ihn in seiner Gewalt und ihm wohlgethan hatte. F. A. Wolf, der berühmte Humanist, in seinem Groll gegen die neuen Nachtwächter der Aufklärung in Berlin, nennt den Roman ein opus capitale für gewisse Menschen, bei denen am Ende alle feinere Satire doch nichts hilft.

Im Gefängnisse verfaßte Bahrdt ferner seine Selbstbiographie (Not. 1). Sie ist geziert mit seinem Brustbild, dem die Göttin der Vernunft zur Seite steht, und den ruhmredigen, noch dazu metrisch fehlerhaften Versen:

Hic ego qui adauxi rationis luce coaevos,
Centenis carus, diris a millibus ictus!
Hei seriora dabunt negatas saecula grates.[135])

Sie erschien gegen das Unternehmen seines gewesenen Unionsfreundes, des leipziger Buchhändlers Degenhard Pott. Nach der ursprünglichen Uebereinkunft wollte Bahrdt sein Leben nach den ersten Linien und Grundzügen entwerfen, Pott aber sollte die Brühe dazu machen, weil Bahrdt's Stil unverkennbar wäre. Er hoffte dabei als ein Mann, berühmt von der Düna bis zum Rhein, von der Weichsel bis an die Maas auf eine Menge Pränumeranten. Da dieser Plan durch Bahrdt's Arrest vereitelt wurde, so nahm Pott die Sache zum Besten der Familie allein in die Hand und erhielt von Bahrdt's Frau außer den von ihm selbst empfangenen noch einen Mantelsack voll (ihm absichtlich

von Bahrdt vorenthaltener) Urkunden, Bahrdt schickte ihm aus dem Gefängnisse die Skizze seiner Jugendgeschichte. Aber finanzielle Gründe — Bahrdt forderte für Ueberlassung seiner Papiere 1000 Thlr., Pott bot 500 — verleideten Bahrdt die Sache. Er beschloß nun sein Leben selbst zu schreiben und contrahirte mit dem Buchhändler Vieweg. Von Magdeburg aus, wohin er unterdessen gebracht worden, beantragte er durch Vermittelung des preußischen Ministeriums eidliche Extradition seiner Papiere. Pott kam darüber, und wegen eines Misverständnisses, als habe er Bahrdt's Tochter entführt, ins Gefängniß und saß drei Monate und fünf Tage. Dadurch in Wuth versetzt, veröffentlichte er drei Monate nach seiner Entlassung den ersten und einzigen Theil seiner Biographie Bahrdt's (Not. 1), womit er seinem Helden und sich selbst eben keine Ehrensäule errichtet hat [136]) — Bahrdt versichert, es sei dies so wenig seine Geschichte, als die gemalten Tauben auf den Altären dem Heiligen Geiste ähnlich sähen — drohte auch fernerhin noch Dinge erzählen zu wollen, darüber den Lesern der Verstand stillstehen sollte. [137]) Pott hat nachmals, als er Bahrdt's Unschuld an seiner Verhaftung erfuhr, die Herausgabe bereut. Ebenso Bahrdt den gegen seinen Jonathan-Pott gerichteten „schauderhaften Nachtrag" zum vierten Theile seiner Lebensgeschichte. Er ist sogar damit umgegangen, unter seinem Namen Pott's Apologet zu werden und das abscheuliche Unrecht, das man diesem angethan, mit den feurigsten Farben der Beredsamkeit zu malen. Die Briefe und andern Documente zu Bahrdt's Leben sind nach dessen Tode — ob mit so zweifelhafter Treue, wie Ebeling sagt, kann ich nicht entscheiden — von Pott veröffentlicht worden.

In seine Gefangenschaft fällt endlich der berüchtigtste Streit, den Bahrdt überhaupt geführt und von dem er den heute noch geläufigen Beinamen „Bahrdt mit der eisernen

Stirn" erhalten hat. Es ist der Streit mit dem Leibarzt Zimmermann in Hannover.[138]) Der hatte das berühmte Werk über die Einsamkeit geschrieben, welches den Gerichtsstab der Vernunft brach über alle Mystiker und Anachoreten. Die kecken, pikanten Urtheile über diese heiligen Halunken, über das verbrannte Hirn des heiligen Augustinus, über der armen Nonnen Liebesbutter, über ekelhafte Glaubensmeisterei, welche die Galle in den Magen pumpet, andererseits Sentimentalitäten, wie: „Stille und Eingezogenheit waren meine erste und sind meine letzte Liebe", verriethen den Verfasser als einen Mann nach dem Herzen der Aufgeklärten, er wurde scherzweise der Vernunftleiermann genannt. Aber der eitle Mann, dem es Lebensbalsam geworden war, in der Gunst der Großen sich zu sonnen, zerfiel, durch einige tadelnde Recensionen berliner Zeitungen verletzt, mit der gesammten Aufklärung und wurde zum Aufklärungsstürmer. Seine krankhaft gereizte Phantasie ließ ihn die Aufklärer in und außer Berlin mit den Illuminaten zusammenwerfen und als eine gefährliche, constituirte Gesellschaft erscheinen. Der Haß der „Aufklärungssynagoge" trieb ins Maßlose hinaus im dritten Theil seiner „Fragmente über Friedrich den Großen", einer weitern Ausführung seiner Schrift „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode". Da werden die Aufklärer als Marktschreier, Quacksalber, vom Selbstdünkel strotzende Pedanten, Anarchen ohne Präputium, fürchterlich plumpe Bauernlümmel, Schöpse, Hunde, gehörnte Esel aufgeführt, er schreibt ihnen alle erdenklichen Judenkniffe zu, er sagt, daß sie ihre armseligen Groschen für ihre himmelblaue Geistesnothdurft einstreichen. Neben diesen unerhörten und unmotivirten Ausfällen steht dann die allerlächerlicherste, großthuerisch-furchtsam-schmeichlerische Art seines Benehmens, als er zum großen König in dessen letzter

Krankheit gerufen wird. Ehe er am „schaurigsten Tage seines Lebens“ beim Könige eintritt, da muß er erst schnell den Herrn Kammerhusar Schöning studiren und gewinnen, und als er dann vor dem blitzenden Auge des großen Königs steht, da „hätte ich Blut geschwitzt, wenn man könnte Blut schwitzen“. Immer umschwebt und kitzelt ihn der Gedanke: dieser große König, mich hat er gerufen, mir Staatsgeheimnisse ins Ohr geflüstert. „Mit den Zähnen knirschet gewiß jetzt schon der Neid, man wird es mir nie verzeihen, daß ich an diesem Lehnstuhl stehe.“ Es ist kaum anders glaublich, als daß schon damals jene Zerrüttung Zimmermann's Geist zu umstricken begann, in welcher er am 5. Oct. 1795 zu Eutin — für seine Ehre zu spät — gestorben ist. Daß Zimmermann vom Witze der Zeitgenossen nicht verschont blieb, versteht sich von selbst. Es erschienen spöttische Gegenschriften von Knigge, Hippel, Trapp.[139]) Der letztere läßt von Dr. Luther dem Leibarzt eine Lection ertheilen:

Die Aufklärung, lieber Zimmermann,
Du siehst für 'ne neue Krankheit an,
Drum muß sie haben alles gethan,
Und jedermann muß diese Krankheit han,
Er mag nun aufgeklärt sein oder nicht,
Auf daß es an Kranken nie gebricht.
Das ist nun so bei euch Aerzten der Brauch:
Ihr macht die Cur — und die Krankheit auch.
Die Aufklärung aber hat sich gerächt
An Zimmermann, ihrem abtrünnigen Knecht,
Und hat ihn rein im Stiche gelassen,
Als ihn das böse Stündlein thät fassen.
Drum schrieb er einen verkehrten Satz,
Dem sonst sein Verstand versagte den Platz.

Man meinte, Zimmermann's kleineres Werk über Friedrich den Großen wäre passender betitelt worden: „Ueber mich, bei Gelegenheit meiner Unterredungen mit Friedrich

dem Großen.“ Zimmermann hatte unter den Aufklärern namentlich Bahrdt, der ihn übrigens nie beleidigt hatte, angegriffen in den Worten: „Der preußische Großkanzler und die preußischen Gesetze haben einen der allerlautesten Aufklärungsdragoner zu lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilt, und seitdem liegt die geschwätzige Berliner Bande in ihren letzten Convulsionen und kriecht nun vor Ministern, die sie sonst mit allen ihren Kräften verhöhnte. Der Verurtheilte kam, blos für ein Jahr, in einen so sehr leidlichen Arrest, daß jetzt die Synagoge darüber Spott affectirt und sagt: der Dr. Bahrdt sei vom Könige nach Magdeburg geschickt, um dort den Brunnen zu trinken.“ Bahrdt ließ selbstverständlich die so bequeme Gelegenheit zu einer Streitschrift sich nicht entgehen und schlug unter allen am derbsten auf Zimmermann los. Sein Schriftchen, datirt aus der Citadelle zu Magdeburg Nr. 6 am 1. Junius 1790, trägt folgenden charakteristischen Titel: „Mit dem Herrn (von) Zimmermann, Ritter des St.-Wladimir-Ordens von der dritten Klasse, königlichem Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Akademien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Kopenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitgliede, deutsch gesprochen von Dr. K. F. Bahrdt, auf keiner der deutschen Universitäten weder ordentlichem noch außerordentlichem Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, weder von der ersten noch dritten Klasse, keiner Akademie der Wissenschaften, wie auch keiner einzigen gelehrten noch ungelehrten Societät Mitgliede u. s. w.“ „Ich bin gewohnt“, sagt der Verfasser in der Einleitung, „mit eiserner Stirn auf alles loszugehen, was mir in den Weg kommt, und besonders die Narrheiten sowol als die Tücken der Gläubigen mit unverschonender Hitze anzugreifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich diese Krankheiten

unter Stern, Ordensband und Rittergehäng verbergen, oder ob sie aus einem zerlumpten Rocke hervorschimmern. Ich kann also auch mit Ihnen, mein Herr Ritter, keine Complimente machen, wenn Sie auch wirklich der große Mogul wären, oder — wenn noch zehn Katharinen mit Ihnen correspondirten und noch zwanzig Könige und Minister Ihnen Staatsgeheimnisse ins Ohr flüsterten." Und nun geiselt er fürchterlich die affectirte Religiosität und den ganz calabrischen Selbstdünkel — des Ritters? — nein, des Troßbuben, der auf einem Ziegenbock ihn angesprengt, der geschimpft habe wie ein Bootsknecht und Bauerlümmel. Besonders verdroß Bahrdt das Wort vom „lebenslänglichen" Arrest, worin er den geheimen Wunsch angedeutet sieht, daß es so sein möchte. „Sie wünschten sich das Vergnügen, mich und meine armen Kinder noch länger und empfindlicher martern zu sehen. Es war Ihnen nicht genug, daß der Vater aus den Armen seines Weibes und seiner Kinder gerissen und in einen elenden Kerker geworfen wurde; nicht genug, daß ein alter Gelehrter in den Händen der Häscher, die ihn am hellen Tage wie einen Spitzbuben aus dem Hause schleppten, das einzige Beispiel des 18. Jahrhunderts werden mußte, nicht genug, daß ein siecher Mann in einem Hundeloche aller frischen Luft und Bewegung beraubt und von erstickendem Gestanke umgeben, 30 Wochen sich quälen und seine Gesundheit zerstören lassen mußte; nicht genug, daß einer der arbeitsamsten Menschen mit seinen Kindern an den Bettelstab gerieth; nicht genug, daß dieser alte kranke Gelehrte, nachdem man ihn 30 Wochen lang geängstigt und bis zur Verzweiflung gefoltert hatte, noch auf ein ganzes Jahr auf die Festung gebracht und durch den Verlust seiner Freiheit, durch die Hülflosigkeit seiner Kinder und durch die Zerrüttung seines verlassenen Hauswesens gemartert wurde. Nein, das alles war Ihnen nicht genug. Ritter mit der

Katzenseele des Alba, ziehen Sie das Hemd über den Kopf zusammen und bedecken Sie Ihr Angesicht!“ Zuletzt macht er dem Leibarzt gerechte Vorwürfe, daß er nicht der Unmäßigkeit des Königs im Essen hitziger Speisen ernsthaft Einhalt gethan hat. „Mit Augen sahen Sie's, daß der König sich zerstörte und daß Sie und Ihr Löwenzahn“ (den hatte Zimmermann verordnet) „nicht den Teufel werth waren, und daß kein Engel vom Himmel helfen konnte, solange dies Fressen alle Heilmittel vereitelte, und doch blieben Sie bei Ihrem Löwenzahn und hatten keinen Muth zum Reden und ließen den König verderben — um nicht verabschiedet zu werden.“ Daß die Streiche, welche Bahrdt ausgetheilt, den wunden Fleck getroffen hatten, zeigte sich bald durch das Erscheinen einer scheußlichen Scharteke, des gemeinsten und zugleich abgefeimtesten Products der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die Deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freiherrn von Knigge“ (1790), welches auf Bahrdt und alle Gegner Zimmermann's wie Gift und Höllenstein wirken sollte. Der Titel ist entstanden durch Combination einer eben citirten Stelle aus Bahrdt's Schrift gegen Zimmermann mit der Deutschen Union, der infolge poetischer Licenz eine Beziehung auf den hannoverischen Leibarzt gegeben wird, das Vorbild aber soll ein Pasquill auf die erste constituirende Nationalversammlung in Paris unter dem Titel „L'assemblée nationale au B**“ sein. Da es Dr. Ebeling über sich gewonnen hat, im culturhistorischen Interesse diese Kloake aufzudecken (Not. 1), so begnüge ich mich hier mit der Mittheilung einiger Züge. Bei Bahrdt auf dem Weinberg versammeln sich der gute Biester, der wohlgezogene Gedike, der junge Büsching, der uneigennützige Campe, der feinlachende Trapp, der Achselträger Boje, der artige Klockenbring, der kleine geile

Mondcorrespondent Lichtenberg, der blinde Ebeling, der Heerführer Nicolai, der keusche Kästner, der arme Teufel Quitenbaum (d. i. Hippel), Monsieur Liserin (Leichsenring), der Zopfprediger Schulz, der kleine tapfere Mauvillon; sie feiern eine schändliche Orgie, wobei der Zopf des Zopfpredigers sich aus dem Grase hervorwindet wie eine Kupferschlange. Nachdem dies Schauspiel lange genug gewährt hat, zieht Dr. Bahrdt einen Hammer hervor und schlägt damit dreimal an seine eiserne Stirn, welches einen Ton von sich gibt wie die ehernen Becken des Orakels zu Dodona. Auf dieses Zeichen lagert sich die ganze ehrbare Gesellschaft um einen Tisch, welcher unter der Last von 300 Weinflaschen seufzt. Nach dem Mahle wird die Union gegen Zimmermann geschlossen, wobei jeder sagt, wie er den gemeinsamen Gegner beschimpfen will. Plötzlich erscheint Dr. Luther's Geist, gibt dem Educationsrath Trapp mit der feinen Lache eine fürchterliche Ohrfeige und sagt den andern derbe Wahrheiten aus den Sprüchen Salomonis. Zuletzt erscheinen himmlische Heerscharen mit metallenen Mörsern. Sie zerstoßen die ganze Versammlung mit dem Stämpfel wie Grütze. Als sie aber, lieblich singend: „Ehre sei Zimmermann in der Höhe, Friede unter euch Neidhämmeln und allen guten Menschen ein Wohlgefallen“, verschwunden sind, findet es sich, daß die Narrheit doch nicht von den im Mörser Zerstoßenen gelassen hat. Die Schändlichkeit des Pasquills wurde dadurch noch erheblich gesteigert, daß ein unschuldiger Mann auf dem Titel als Autor genannt war. Knigge bezeichnete das als einen Schurkenstreich. Wer aber war der Verfasser? Einer der Angegriffenen, Klockenbring, Staatsbeamter in Hannover, der über die abscheuliche Art, wie er (obschon er nie im Streit mit Zimmermann gelegen hatte) angetastet worden, in die traurigste Krankheit verfiel, woraus er erst nach länger als einem Jahre mit Mühe errettet ward, während-

dessen sein ganzes Hauswesen zerrüttet und seine Familie unglücklich gemacht war, erhob Klage bei seiner Regierung. Infolge davon erwies Mauvillon aus innern Gründen, daß Zimmermann selbst der Verfasser sein müsse.[140]) Der aber erbot sich, einen schauderhaften Reinigungseid zu schwören. Eine andere durch ein russisches Notariatsinstrument beglaubigte Schrift nannte einen gewissen Schlegel in Reval als Verfasser[141]), welcher Täuschung die „Jenaische Literatur-Zeitung“ sofort widersprach. Endlich brachte die hannoverische Justizkanzlei heraus, daß die Schmähschrift in Greiz gedruckt, die Titelvignette, ein paar ineinander geschlungene Krallen, in Weimar gestochen war. Alle weitern erbärmlichen Winkelzüge halfen nun nichts mehr. Als Verfasser entpuppte sich der Herr von Kotzebue, und der Leibmedicus in Oldenburg, H. M. Markard, Zimmermann's Busenfreund, war Stofflieferant gewesen. Kotzebue ging straflos aus — die gerichtliche Untersuchung war in Reval wirkungslos — und versuchte nachgehends eine Entschuldigung.[142]) Das Urtheil der Zeitgenossen aber über ihn und Markard[143]) war: „Ihre Namen mögen, wie sonst der des Mordbrenners Melac, hinfüro unsere Hunde führen.“ A. W. von Schlegel hat auf den Theaterpräsidenten von Kotzebue eine Ode gedichtet, welche anhebt:

Im Bahrdt warst du bemüht den niedern Haufen
Mit Zoten und Pasquillen zu erkaufen:
O Schand und Spott
Du Sansculott![144])

Und was sagte Bahrdt zu Kotzebue's Schandschrift? Er rächte sich, vermeinend Zimmermann sei der Verfasser, durch einen elenden injuriösen Wisch, durch welchen er sich mit seinem schmuzigen Pasquillanten auf eine Linie stellte, betitelt „Zimmermann's Auferstehung von den Todten, ein Lustspiel vom Verfasser im strengsten Incognito. Ein Ge-

genstück zu Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" (1791). Danach war Zimmermann, noch von Goldhagen's Geist als Quacksalber verspottet, im Begriff zu sterben, als ihm jemand die Schrift „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" bringt und einige Stellen daraus vorliest. Plötzlich wird der Lebensfunken wieder angefacht durch die Freude über die Züchtigung seiner Feinde. Ein neuer Beweis, daß, wie die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" sagt, Bahrdt's Begriffe von Ehre und Schande sehr stumpf geworden waren.

Dr. Bahrdt's letzte Lebensjahre.

Am 1. Juli 1790 kehrte Bahrdt von der Festung in den Weinberg zurück und setzte seine Wirthschaft fort. Im Anfang war der Zudrang ungeheuer, die Scene durch seine letzten Schicksale noch interessanter geworden, er selbst nach wie vor derselbe. In der Achtung der Menschen sank er immer tiefer, seine Stichworte, die er in allen Beziehungen brauchte, waren genießbar und ungenießbar, einige sprachen ihm in der letzten Zeit alle Religion ab.

Obschon es mit der Deutschen Union schief genug gegangen war, sein projectvoller Kopf versuchte sie noch einmal ins Werk zu setzen. Mit höchster Wahrscheinlichkeit stammt von ihm der „Entwurf zur Stiftung einer Verbindung zwischen den Freunden und Beförderern des Verdienstes".[146]) Er schreibt darüber (1. März 1791) an Meusel: „Ich setze die Union jetzt fort unter einer ganz herrlichen Maske, die ich Ihnen hier mitschicke. Alles was hier nicht gedruckt ist, d. h. alles eigentlich Geheime wird nach genauer Verabredung mit den alten Brüdern gar nicht mehr geschrieben, sondern vermittels schon getroffener Anstalt mündlich fortgepflanzt, damit kein Verräther mit Beweisen mehr möglich sei." Aber

diese Nachgeburt der Union ist gar nicht eigentlich zum Leben gekommen.

Was seine letzten literarischen Producte anlangt, so ist nichts besonders Hervorstechendes mehr aus seiner Feder gekommen. Sein „Katechismus der natürlichen Religion“ [146]), bestimmt schon den Kindern den Naturalismus einzupflanzen, enthält nichts als in Form von Frage und Antwort den Kern seines Systems der moralischen Religion. Es ging auch die Rede, er arbeite an einem Katechismus für Fürsten, ein Unternehmen, welches Alois Hoffmann an sich impertinent, insolent und beleidigend nannte. Sodann redigirte er, der seine eigene Gattin mishandelt und selbst seine Töchter gegen die Mutter verhetzt hatte, eine „Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter“ [147]), die den Zweck hatte, in den Frauenzimmern den Gemeingeist und Kosmopolitensinn zu beleben, sie zu Staats- und Weltbürgerinnen zu bilden. Ferner gab er einen Auszug aus Luther's Tischreden [148]) mit Anmerkungen heraus. Die Art der Anmerkungen mag aus folgender Probe ersehen werden: „Luther muß ein Kantianer gewesen sein. Er war erstaunend gegen (?) die Ohnmacht der Vernunft in Sachen der Religion, und doch hätt' er ohne die Macht der Vernunft nie eine Reformation zu Stande gebracht.“ Eine nochmalige Entweihung seiner Geisteskräfte ist eine Sammlung meist schmuziger Anekdoten [149]), größtentheils entlehnt aus den bekannten Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Elisabeth —, die letzte Schrift, an der er gearbeitet hat. Todesahnungen gehen hindurch. So wenn er S. 135 schreibt: „Mein Ende, wie ich merke, nahet heran. Ich erwarte es getrost ohne Pfaffen und Bibel. Wohl dem, der durch Selbstdenken so weit gekommen ist, daß er ihrer nicht mehr bedarf.“ Nach seinem Tode erschien noch eine Art Blumenlese aus Bahrdt's Büchern von einem seiner Anhänger. [150])

Seine letzte literarische Fehde war gegen die Geltung der Symbolischen Bücher. Bahrdt hatte in einer Schrift[151]) gefordert, daß die natürliche Religion als vollkommen zulänglich im Staate zur herrschenden erhoben werde. Ihren Anhängern soll das Kirchenvermögen überwiesen, die Anhängerschaft der positiven Religion aus Gnaden geduldet werden. Ja er hat vorsorglich gleich eine landesherrliche Verordnung zu diesem Zweck im üblichen Curialstil aufgesetzt und abdrucken lassen. Das gerade Gegentheil dieser Ansichten vertrat der rostocker Hofrath und Professer Jakob Friedrich Roennberg, der die staatsrechtliche Vertheidigung der Symbolischen Bücher und des preußischen Religionsedicts auf sich nahm.[152]) Die Kirche d. i. das Volk, welches sich nach Ueberzeugung, mithin nach unbeschränkter Gewissensfreiheit in festbestimmter Lehre und deren Ausübung zur Gottesverehrung verband, ist auch von jedem ihrer Mitglieder Achtung, Treue und Anhänglichkeit an diese Bekenntnißschriften zu fordern berechtigt, und keiner darf dies Fundamentalbekenntniß in Lehre und Leben verleugnen, wofern er ein Mitglied dieser kirchlichen Gesellschaft zu bleiben gedenkt. Und weil Religionsgleichgültigkeit die Volkswuth entfesselt, welche mit den Tafeln Gottes auch die Gebote des Fürsten mit Füßen tritt, so ist es Staatsbedürfniß, mit landesväterlichem Ernst auf die Symbolischen Bücher zu verweisen, wie es von Friedrich Wilhelm im Religionsedict geschehen sei. Diese mittelmäßige Schrift, noch dazu in abscheulichem Deutsch geschrieben, erlebte in zwei Jahren drei Auflagen. Sie hatte den Beifall des erlauchten Corpus Evangelicorum erlangt und mußte auf königlichen Specialbefehl an die preußischen Consistorien in den einzelnen Sprengeln vertheilt werden. Es gehörte Muth dazu, die so autorisirte Schrift zu widerlegen, zumal der König von Preußen eine Gegenschrift des Professors Villaume, deren

Druck, wie der Großkanzler von Carmer erklärte, gesetzlich nicht gehindert werden konnte, durch eine eigene Cabinetsordre verbot.[153] Bahrdt, und das macht seinem Charakter Ehre, hat trotzdem eine Widerlegung unter seinem Namen drucken lassen[154]), zumal Roennberg über seinwollende Ur= und Kraftgenies gespöttelt und gesagt hatte, daß das Religionsedict von einem langöhrigen Schreier, von einem criminellen Witzling verlästert worden sei. Bahrdt sagte, das Werklein komme ihm vor, wie wenn im Sommerfeldzuge ein Piket Husaren aufstäubt, dessen Anprall alle Vorposten des gegenseitigen Heeres in die Nothwendigkeit versetzt, Lärmen zu machen. „Es däuchte mir, daß die Göttin der Vernunft, welche in dem Lager, wo ich diene, das Prätorium innehat, mir zurufte, als Kürassier den bereits ausgeflogenen Patrouillen nachzureiten und das Piket allen Ernstes nach Hause zu schicken.“ Er versichert nun, nie etwas Unphilosophischeres und Unstatistischeres gelesen zu haben als die Schrift Roennberg's, der seine ganze Theorie auf eine theils ganz falsche, theils schnitzervolle Definition gründe. Die Symbolischen Bücher können durch die Macht der Monarchen autorisirt werden, wie z. B. die Symbole der lutherischen Kirche erst durch den schafsköpfigen und imperiösen Jakob Andreä, der August's Ansehen misbrauchte, ihren Namen und ihre gesetzliche Kraft erhielten; aber an sich haben sie keine gesetzliche Verbindlichkeit; sie sind weder Kirchen=, noch Staats=, noch Völkerbedürfniß; an ihrer Statt verdient die Bibel die ewige Norm des christlichen Glaubens zu sein; jede Nation und jeder Fürst hat das Recht, die jetzigen Symbolischen Bücher abzuschaffen. Welch ein fürchterlicher Geist des Katholicismus unter protestantischer Maske, sie behaupten wollen als unveränderliche Glaubensnorm! Bahrdt hatte mit Schärfe und Glück die historischen und logischen Fehler Roennberg's aufgedeckt. Die Altgläubigen

hofften auf ein Verbot seiner Schrift, als worin eine Arbeit spöttisch und geringschätzig behandelt worden sei, welche doch der König von Preußen selbst gründlich genannt habe. Sie ist meines Wissens nicht verboten worden. Aber Roennberg hat Bahrdt zu widerlegen versucht durch eine langweilige Wiederholung seiner Gedanken.[155])

Wir nahen nunmehr Bahrdt's tragischem Ende. Im Januar 1791 verfiel seine älteste Tochter, die in Halle als gute Sängerin bekannt war, in ein hitziges Fieber. Bahrdt, der sich in der letzten Zeit seines Lebens viel mit der Medicin zu schaffen machte, der sogar ausgerufen hatte: „laßt alle Aerzte absterben und die Pfarrer an ihre Stelle treten", übernahm, die ganze Krankheit für eine Magenverschleimung haltend, die Cur selbst. Erst als die Sache bedenklich wurde, rief er einen Arzt zu Hülfe, griff aber nichtsdestoweniger, im Vertrauen auf die eigene Geschicklichkeit, fortwährend heimlich in die Behandlung der Kranken ein. Die nicht ohne Bahrdt's Mitschuld eingetretene traurige Folge war, daß die Kranke am 18. Febr. dem Fieber erlag, nachdem sie noch kurz vor ihrem Tode, um sie recht sanft einschlummern zu lassen, Mohnsaft erhalten hatte. Am Tage ihres Todes, erzählt ein Augenzeuge, saß der Doctor mit anscheinender Ruhe, aber ohne munter zu sein, unter den Gästen und — spielte L'Hombre, unterdessen daß einige von seinen Freunden bei der todkranken Tochter waren. Um 3 Uhr ungefähr kam der Marqueur herauf und brachte die Nachricht, die Kranke sei soeben gestorben. Es entstand ein Geflüster unter den Gästen, der Doctor wurde aufmerksam und merkte, daß etwas vorgehen müsse. Mit voller Fassung gab er seine Karten einem andern, stand auf und ging hinaus. An der Treppe empfingen ihn einige Freunde, die ihm die traurige Nachricht brachten und ihn mit in das Sterbezimmer nahmen. Nach einer

Viertelstunde kam er wieder herauf und forderte mit ruhiger Miene die Karten zurück. Der Student, der für ihn gespielt hatte, sagte: „Herr Doctor, ich habe unterdeß Sie herunter sind, acht Groschen verloren.“ „Ach“, antwortete er mit ziemlicher Kälte, „ich habe heute mehr verloren, ich habe heute alles verloren, was mir das Liebste in der Welt war.“ Sodann setzte er sich wieder hin und spielte ohne Zerstreuung weiter. Es ist schwer, über ein solches Benehmen zu urtheilen, ohne seiner väterlichen Pietät zu nahe zu treten. Denn er liebte diese Tochter wirklich, wie aus folgendem Brief (19. Febr. 1791) an Meusel zu ersehen ist: „Ich kann Ihnen vor Wehmuth nichts weiter schreiben, als der Liebling meines Herzens, mein Hannchen ist — todt! Das beste, gereifteste meiner Kinder ist todt! Es kostet mir alle Kraft, die in mir ist, in Fassung zu bleiben. Weihen Sie ihr und mir eine Thräne der Freundschaft. Sagen Sie mein hartes Leiden allen, die an mir theilnehmen.“ Genau so unnatürlich stoisch hatte er sich benommen, als ihm in Marschlinz die Trauerkunde vom Tode seines Vaters kam.[156]) Am Begräbnißtage war die Entschlafene, mit Blumen bestreut, den jungfräulichen Kranz auf dem Haupte, im Sarge ausgestellt. Ihr zu Füßen hatte Bahrdt ein beschriebenes Blatt gelegt, das seine Empfindungen bei diesem Verlust ausdrückte. Der hallesche Kunsthändler Dreyßig erhielt Erlaubniß zu einer Abschrift unter der Bedingung, das Blatt nicht drucken zu lassen. Dennoch bot während des Begräbnisses, das auf dem Weinberg selbst stattfand, ein Knabe gedruckte Exemplare[157]) aus, die reißenden Abgang fanden. Denn es waren so viele Menschen anwesend, daß wegen Mangel an Raum selbst von der Bahre, auf der die Todte hingetragen werden sollte, Kaffee getrunken wurde, und um 5 Uhr nachmittags alles Eß- und Trinkbare rein aufgezehrt war. Bahrdt ließ dem

Knaben sogleich die noch übrigen Exemplare wegnehmen. Darüber wurde der Kunsthändler zornig, ging zum Doctor hinein, schimpfte und schlug nach ihm. Bahrdt stand über diese ungewohnte Behandlung wie versteinert. Aber Christine, den Pantoffel in der Hand, und die Marqueurs schlugen den Kunsthändler in die Flucht. Als die Studenten — es waren ihrer an 400 anwesend — von der Affaire hörten, jagten sie dem Fliehenden nach, holten ihn zurück, schlossen einen Kreis und in dessen Mitte mußte er barhaupt und kniend dem Doctor die Schuld abbitten. Der aber reichte dem gedemüthigten Gegner ein Glas Wasser mit Citronen. Ein schallendes Vivat belohnte die Großmuth.

Seit dem Tode seiner Tochter fing er selbst an zu kränkeln, klagend über Reißen und Stechen im Halse. Mehr als zwölf Aerzte hat er nach und nach gebraucht, aber, ein ebenso großer Ketzer in der Heilkunde wie in der Theologie, dazwischen aber immer noch selbst an sich curirt. Monatelang nahm er Mercurius in allen Gestalten, als Sublimat, Kalomel u. s. w. Hierdurch entstand das Gerücht, Bahrdt liege an einer unreinen Krankheit danieder. Unter den Aeltern erzählt das zustimmend Köster, unter den Neuern Tholuck, Herzog, Kahnis, Kurtz. Der Professor Juncker in Halle, der den Patienten zuletzt behandelte, versichert das Gegentheil. Nach ihm litt Bahrdt an der durch die ungeheuere Quantität des genommenen Mercurius im höchsten Grade ausgebildeten Quecksilberkrankheit. Sie zeigte sich in einem bösartigen Speichelfluß. Alle Zähne waren locker und schwarz, die Lippen unförmlich aufgetrieben, das Zahnfleisch von weißrother Farbe, Gaumen und Kinnbackenknochen im Zustande der Auflösung. Die Sprache wurde immer unverständlicher und verließ ihn zuletzt ganz. Auf Befragen des Arztes betheuerte der Kranke wiederholt, daß seit etwa vier Jahren niemals gelegentliche Ursachen der unreinen Krankheit zu-

gelassen worden seien. „Können Sie nur denken, daß ein Mensch unter meinen jetzigen traurigen Umständen Quellen des Unglücks dem Arzte verhehlen werde?“ Eine Leichenschau, von Juncker in Gemeinschaft mit dem Professor Meckel nachgehends vorgenommen, bestätigte des erstern Ansicht.[158]) Wenn Köster meint, daß fünf bis sechs Jahre vorher der Grund zu einem venerischen Uebel gelegt werden könne und daß ein solches sich eben nicht immer in äußerlichen Geschwüren zeige — so fragen wir, warum im Widerspruch mit dem ärztlichen Zeugniß zu solchen ausnahmsweisen Möglichkeiten greifen? Kann nicht auch einem Mann wie Bahrdt in übler Nachrede zu viel geschehen? Es sieht doch gerade so aus, als ob man um jeden Preis hier einen neuen Beleg haben wollte zu dem alten barbarischen Spruch: „Uti vixit ita morixit.“ Uebrigens stimmen mit Juncker auch andere Zeit- und Ortsgenossen in ihren Krankheitsberichten überein. So zwei Recensenten der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“, von denen der eine (1792) ausdrücklich sagt: „Er starb nicht an der Krankheit, vor der er sich fürchtete, sondern an seiner selbst verordneten Medicin, vor der er sich hätte fürchten sollen“; so der Professor Förster in Halle, welcher schreibt: „Bahrdt wollte sich selbst curiren und curirte sich ins Grab“; so endlich Laukhard, dessen Zeugniß bei seiner anerkannten Wahrheitsliebe, und weil er für Bahrdt nichts weniger als parteiisch eingenommen war, schwer wiegt. Der aber schreibt[159]): „Das hallesche Grobzeug hat von Dr. Bahrdt ausgestreut, er sei an einer venerischen Krankheit gestorben. Man möchte beinahe sagen: wohl dem, der keine Vorzüge hat, man wird ihn nicht beneiden und weniger verschwärzen.“ Ich urtheile hier mit Lenz, dem zeitgenössischen Biographen Bahrdt's, welcher den Schluß aus dem häufigen Gebrauch des Quecksilbers auf das Vorhandensein einer unreinen Krankheit einen übereilten nennt, weil Bahrdt, der medicinische Häretiker, Mercurius für eine Art Universalmittel gehalten habe.

Uebrigens verstand Dr. Juncker in Bahrdt's Zustand eine Besserung herbeizuführen. Der Speichelfluß hörte auf, der Kranke fühlte sich ruhig, behaglich, schmerzlos, die Frühlingswärme that ihm wohl. Aber unausgesetzte Anfälle von Zehrfieber ließen, wie der Arzt auswärts nicht verhehlte, das Schlimmste befürchten. Bahrdt forderte in einem Briefe offenherzige Auskunft. „Ich kann sterben ohne Arzt und Pfaffen. Aber habe ich nicht bei meinem Leben noch vieles in Ordnung zu bringen, um die Meinigen nicht in die schrecklichste Unordnung gerathen zu lassen? Ich beschwöre Sie also, mir alles anzukündigen, was Sie ahnen.“ Dr. Juncker wies nun auf die Fieberanfälle als bedenkliches Symptom hin und auf die Zerstörung edler Theile durch die immer mehr um sich greifenden Geschwüre. Durch einen plötzlichen Temperaturwechsel nahm die Krankheit sofort wieder einen gefährlichen Charakter an. Ihr ist er, nachdem er von seinem Freunde, dem Buchhändler Bispink, verschiedene Zusicherungen zum Besten seiner Haushälterin verlangt hatte, am 23. April 1792 nachts 11 Uhr erlegen, ruhig, schmerzlos, bei völliger Geistesgegenwart. Die letzten Worte, die er nicht mehr zu reden, aber noch aufzuschreiben vermochte, waren: „Jetzt schlafe ich ein.“ Am 26. April, mittags um 11 Uhr, wurde sein Leichnam in einen schlechten gelben Sarg gelegt. Ein hallescher Fuhrmann brachte ihn auf einem Leiterwagen nach dem Gottesacker zu Niedleben. Dort hoben sechs Träger ihn vom Wagen und versenkten die Hülle in die Erde.[160]) Noch nach dem Tode wurde er von einem Pasquillanten verfolgt. Es erschien ein elendes Schauspiel: „Dr. Bahrdt's Höllenfahrt.“[161]) Im ersten Aufzug stirbt Bahrdt; im zweiten wird er von St.-Peter von der Himmelsthür mit folgenden Worten gewiesen: „Einen solchen Bösewicht verlangt Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, mit Gott dem Vater und Gott dem

Heiligen Geiste gleicher Gott, gleich ewig, gleich groß, den du gelästert hast, in dem Himmel nicht. Wandere in die Hölle, die dir bereitet ist mit allen Teufeln für deine offenbare Bosheit: denn wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ Vom Himmel wendet er sich im dritten Aufzug zur Hölle, vor welcher Klotz und Riedel spazieren gehen. Im vierten findet er in der Hölle seine Tochter, die Zeter über ihren Vater schreit. Im fünften spricht der Teufel ihm nachfolgendes Urtheil: „Ich übergebe dich allen höllischen Plagegeistern, daß sie dich ohne Aufhören martern sollen. Dort hast du Wollust genossen und hier sollst du Schmerz, der wie Pech und Schwefel brennt, empfinden. Benner Cerberus, hetze ihn zum Socinus und Voltaire! Die sollen sich miteinander zanken und beißen!“

Bahrdt ist von jeher für seine Biographen ein psychologisches und moralisches Räthsel gewesen, eine Tiefe, in der das Senkblei nie den Grund erreicht. Durch sein Leben geht ein so greller Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, und auf dem Felde der Praxis wiederum ist sein Thun so widerspruchsvoll gewesen, daß seine besten Freunde über die Grundlage seines Charakters nicht ins Klare kommen konnten. Derselbe Mann, welcher laut, und, wie es schien, so recht aus der Fülle seines Herzens es verkündete: solange das Gesetz der Liebe nicht in seinem ganzen Umfange gelöst würde, solange man, den geringsten Menschen nur durch einen Wink zu beleidigen oder den kleinsten Wurm zu quälen nicht für ebenso abscheulich hielte, als über das heilige Abendmahl lachen und über die Taufe spotten, solange den Kindern solche Grundsätze nicht von der zartesten Jugend an als Hauptstück der Religion eingeflößt würden, und jedem Christen das Wohl anderer Geschöpfe ebenso heilig wäre als die ersten Glaubensartikel, so lange würde an keine große Verbesserung auf unserer Erde zu denken

sein: derselbe Mann konnte mit kaltem Blute in seinen Schriften so viele rechtschaffene Männer, die ihn nie beleidigt hatten, kränken, seine besten Freunde und selbst seine Gattin mishandeln. Derselbe Mann, welchem jeder im geselligen Verkehr gut sein mußte, der aller Herzen zu gewinnen verstand, rechtfertigte in ernsthaften Geschäften so wenig das Vertrauen, welches man in ihn setzen zu dürfen glaubte, daß nachgerade die Rede aufkam: „Bahrdt muß hobbesisch behandelt werden.“ [162]) Kurz, der liebenswürdigste Mann, der mit beredtestem Munde und mit aller Wärme der Empfindung die Tugend pries, unter seinem Kleide guckte nur zu oft ein Pferdefuß hervor. Daher die Grundverschiedenheit in seiner Beurtheilung. Von den einen verschrien als ein Monstrum — man bezog auf ihn Jesus Sirach 19, 1—3 und die Verse aus einem Musenalmanach:

Sanft ruh' auf ihm der Staub und leicht sei seine Erde,
Daß es — den Hunden leicht ihn auszuscharren werde! —

von andern in den Himmel erhoben, scheint nur ein getheiltes Urtheil das richtige zu sein. Mit Recht, wie ich meine, wurde auf ihn das Dichterwort angewendet:

An seinem Grabe klagt mit gleichgerechtem Schmerz
Die Welt um seinen Geist, doch niemand um sein Herz —

mit Recht ein Ausspruch von Tacitus (Ann., 4, 52): „Prosperiore eloquentiae, quam morum fama fuit, nisi quod aetas extrema multum eloquentiae demsit.“ Das Zwitterhafte, das Doppelseitige in Bahrdt's Charakter hat seinen Grund im Temperament. Er war durch und durch Sanguiniker und, weil er sich nie ernsthaft in Zucht und Schule nahm, so hatte er neben den Tugenden auch alle Fehler des Sanguinikers, darunter notorischer Leichtsinn, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Spottsucht die ersten Stellen einnahmen. Er konnte gutherzig sein, aber auch furchtbar aufbrausen, er hatte einen offenen, nur zu offenen Sinn für die Freuden

des Lebens — Lebsucht pflegte er's zu nennen — und suchte der widerwärtigen Empfindungen, statt sie moralisch auszunutzen, so rasch als möglich los zu werden, indem er eine phantastische Zukunft sich erträumte. Vorschnell schenkte er den Menschen sein Vertrauen, um ebenso vorschnell es ihnen wieder zu entziehen, machte leicht Versprechungen, um sie ebenso leicht wieder zurückzunehmen, entwarf unüberlegte Pläne und wählte unüberlegte Mittel zu ihrer Durchführung. Vermöge der Schnellkraft seines Geistes war er zum Heterogensten befähigt. „Er konnte an eben demselben Tage stundenlang jetzt spielen, dann eine Lehrstunde geben; jetzt scherzen, dann eine Recension machen; jetzt Billard spielen, dann eine Predigtdisposition entwerfen; jetzt sich mit der Oekonomie beschäftigen, selbst kochen, und dann an der Fortsetzung eines literarischen Werkes arbeiten; jetzt spazieren gehen und dann eine Menge Briefe schreiben." Aber nie fesselte eine Arbeit ihn allzu lange. Wie es seinem ganzen Leben an sittlicher Haltung fehlt, so seinem gelehrten Thun an Gründlichkeit. Er ist nicht ein Gelehrter im strengen Sinne gewesen, wie er selbst mit dem Mangel an allem Bücherapparat renommirte, aber er hatte die Gabe eines leichtfließenden, populären, lichtvollen Vortrags, sein natürliches Feuer machte ihn zum beliebten, ja hinreißenden Redner, der seinen Zuhörern, wenn er im langsam-feierlichen Tone und mit andachtstrahlendem Auge im Hörsaale sein Gebet begann, Thränen entlockte, sein Witz und sein Scharfsinn in Entdeckung fremder Schwächen zum gefürchteten, satirischen Polemiker. Nur daß er auch hier nie die Schranke der Anständigkeit innezuhalten wußte, sondern in Muthwilligkeiten, Grobheiten und Lascivitäten sich gefiel. Darum hatte er auch überall einen Schwarm von Gegnern hinter sich her, und er ist, obwol von Natur eitel, und darum empfindlich, durch langjährige Gewohnheit zum literarischen Dickhäuter geworden, ein gehörnter

Siegfried, durch dessen Panzer kein Hieb mehr ging. Er war ganz der Mann, auf die Massen zu wirken, und er ist durch sein Popularisationstalent — man hat nicht unrichtig auf seine theologischen Schriften als Emblema setzen wollen „Semleri Theologia a prolixitate et obscuritate vindicata a C. F. Bahrdtio“ — ein bedeutender Hebel der Aufklärung geworden. „Was Voltaire in Deutschland wenigstens beim Mittelstande nicht bewirken konnte, diese Gärung leerer Köpfe hat Bahrdt trefflich zu Stande gebracht.“ Aber das war das Schlimme, daß die durch Bahrdt Aufgeklärten immer sich sagen mußten, daß sie ihre Aufklärung einem leichtfertigen Epikureer verdankten, der schöne Grundsätze ergreifend vortrug, ohne sie selbst zu befolgen, dessen ganze Moral eigentlich darin bestand, daß er das sinnliche Vergnügen nie bis zur Uebersättigung genoß, um es desto länger und intensiver genießen zu können. Der Wahrheit, die er predigte, fehlte die solide, persönliche Unterlage. Was er durch seine Schriften der Aufklärung nützte, das hat er durch sein asotisches Leben ihr geschadet. Nun denke man sich einen solchen Mann, schnellfertig und ohne innern Halt, in eine so hochgehende geistige Strömung hineingestellt, wie die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wie mußte er vom Kampfe der Geister erfaßt, wie in seinen Strudel gezogen, wie von einem Extrem zum andern geschleudert werden. Im Kampfe der weltgeschichtlichen Principien, welcher jene Zeit bewegte und dessen Wogenschläge wir jetzt noch fühlen, ist Bahrdt zerrieben worden, aber nicht durch ihn allein. Das überreiche Maß seiner Mitschuld hat ihm die Sympathie unserer Herzen verwirkt. Der gefallene Held der Tragödie, er hat sein Leben abgespielt wie eine leichtfertig-lustige Komödie. Er ist beides zugleich, der Libertin der deutschen Aufklärung und das ihr gefallene Opfer.

Anmerkungen.

1) Dr. Karl Friedrich Bahrdt's Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Von ihm selbst geschrieben (4 Bde., Berlin 1790 fg.). Vgl. dazu die Recensionen in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (1792), Nr. 133, und der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, Nr. 112, S. 559-618. (F. C. Laukhard) Beiträge und Berichtigungen zu Herrn Dr. K. F. Bahrdt's Lebensbeschreibung in Briefen eines Pfälzers. Semper ego auditor tantum nunquamne reponam? (1791.) Laukhard, damals Musketier, wurde wegen dieser Beiträge von Bahrdt erfolglos bei dem General von Thadden verklagt. Laukhard's Leben, II, 481 fg. Freimüthige Briefe über Dr. Bahrdt's eigene Lebensbeschreibung. Aude aliquid brevibus Gyaris et carcere dignum, si vis esse aliquid! (Berlin und Leipzig 1791). G. G. Volland, Beiträge und Erläuterungen zu Herrn Dr. Bahrdt's Lebensbeschreibung, die er selbst verfertiget (Jena 1791). — Bahrdt's Jugendgeschichte erzählen: D. Pott, Leben, Meinungen und Schicksale Dr. K. F. Bahrdt's aus Urkunden gezogen (Thl. 1, 1790), und R. Prutz, K. F. Bahrdt, Beiträge zur Geschichte seiner Zeit und seines Lebens (1741—71), in Raumer's Historischem Taschenbuch (1850), S. 595—690, und in: Menschen und Bücher. Biographischer Beitrag zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts von R. Prutz (Leipzig 1862), S. 267—368. — Als Satiriker ist Bahrdt dargestellt von F. W. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1864), S. 423—444. Wenn Prutz meint, nur ein Theologe würde Bahrdt's Lebensgeschichte vollständig schreiben können, so erwidert Ebeling: „Ein Theologe wird lediglich seine Caricatur zeichnen." Wir müssen nun erwarten, wie weit Dr. Ebeling in obiger Darstellung eine Caricaturzeichnung erkennen will. — Seine theologischen Gedanken sind zusammengetragen von L. Noack: Die Freidenker in der Religion, III, 103—136. — Kürzere Biographien von F. W. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, I, 224—258;

Biographie und Silhouette von K. F. Bahrdt (1779); Hassenkamp (?) in den Rinteler Annalen der neuesten theologischen Literatur (1790), Beil. 2; im Archiv der Schwärmerei und Aufklärung, herausgegeben von F. W. von Schütz in Hamburg, Bd. 3, St. 5 und 6 (unter dem Titel: Materialien zur Lebensgeschichte des Dr. Bahrdt); von Lenz in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1792, Bd. 1, S. 119—255; Nachträge dazu im Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93, Abth. 2, S. 22—124; von F. C. G. Hirsching in seinem Historisch-literarischen Handbuch, I, 84—96; von Gehren in der Allgemeinen Encyklopädie, VII, 126; Tholuck, Vermischte Schriften, II, 110; Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, III, 2, 110; M. von Geismar (E. Bauer), Bibliothek der deutschen Aufklärer (Leipzig 1846), I, 5—133; Herzog in seiner R. E., I, 664; Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus (Leipzig 1854), S. 98; G. Baur in Schmid's Encyklopädie des Erziehungswesens, I, 417. — Reichliche Ausbeute liefern: Briefe angesehener Gelehrten, Staatsmänner und anderer an den berühmten Märtyrer Dr. K. F. Bahrdt (1759—89), herausgegeben von D. Pott (5 Thle., Leipzig 1798) und H. M. G. Köster's Neueste Religionsbegebenheiten für die Jahre 1778—93. — Verzeichniß der Schriften Bahrdt's in J. G. Meusel's Lexikon der deutschen Schriftsteller, I, 143, und in Rötger's Nekrolog für Freunde deutscher Literatur, 2. St.

2) Mitau und Leipzig 1773. Ein monumentum pietatis hat ihm sein Sohn errichtet unter dem Titel: Vitam viri magnifici Dr. J. F. Bahrdtii carmine descripsit M. C. F. Bahrdt (Leipzig 1762).

3) Mit Ausnahme der zwei Dissertationen: Concordia providentiae et libertatis (Leipzig 1762), und De eo, an fieri possit, ut, sublato pontificis imperio, reconcilientur dissidentes in religione christiana? contra Justinum Febronium (Leipzig 1764).

4) Es hieß in der Recension: „Herr Bahrdt hat der Welt eine Probe davon, daß er anfange arabisch zu lernen, vorlegen wollen, und die Abhandlung ist ein Exercitium, allein Exercitia läßt man nicht gleich drucken, sonderlich wenn Fehler wider die Grammatik darin vorkommen."

5) Er ließ damals folgende drucken: Zwei Predigten von einer Seele, die den Frieden Jesu genießet (Leipzig 1764). Samm-

lung von Kanzelreden über wichtige Wahrheiten der Religion (Leipzig 1764). Ein Recensent bemerkt zu dieser Sammlung: „Uns soll nur wundern, wie weit Herr Bahrdt seine Hitze noch treiben wird."

6) 2 Bde., Halle 1763; holländisch, Amsterdam 1763. So nach der Angabe Meusel's (Not. 1). Das mir vorliegende Exemplar führt den Titel: Der Christ in der Einsamkeit. Verbessert und mit etlichen neuen Abhandlungen vermehrt (2. Aufl., 2 Thle., Leipzig 1764). Dem zweiten Bande ist angehängt: 1) Abfertigung eines Sendschreibens aus B... den 10. Julius 1763 von A. H. S., 2) Kanzelrede von dem Verfalle der Religion, 3) Abendgedanken auf alle sieben Tage in der Woche, von dem Verfasser des Christen in der Einsamkeit.

7) Zwei Briefe an Herrn M. K. F. Bahrdt, betreffend seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit (Breslau und Leipzig 1764). Vgl. G. Geßner, Lavater's Lebensbeschreibung, I, 215.

8) Im Evangelisch-lutherischen Auto de Fé (Abbt's Vermischte Werke, V, 17 fg.). M. Mendelssohn ruft in einem Briefe aus: „O wohl uns, daß der liebe Gott gütiger ist als Trescho, Ziegra und Bahrdt!" (A. a. O., III, 325, 334.)

9) Sein Inauguralprogramm „de inclyto bibliothecae electoralis Dresdensis codice bibliorum Ebraicorum manu scripto" (Leipzig 1767) wird von Klotz, weil er viele Leute ungenannt ausgeschrieben, lächerlich gemacht in seinen Acta liter., IV, 236.

10) H. A. Erhard in der Allgemeinen Encyklopädie, VII, 126.

11) (J. Chr. F. Schulz) Almanach der Belletristen für das Jahr 1782, S. 108. (C. J. Wagenseil) Almanach für Dichter und schöne Geister auf das Jahr 1785, S. 66. In ein günstigeres Licht wird Klotz gestellt von Ebeling (Not. 1), S. 394 fg.

12) 2 Bde., Leipzig und Lübeck 1769 und 1770, nach der Ausgabe des Montfaucon, mit Hinweglassung der lateinischen Version und des mit griechischen Buchstaben geschriebenen hebräischen Textes, aber vermehrt mit Varianten und Fragmenten eines Codex der Pauliner Bibliothek in Leipzig. F. Field bezeichnet Bahrdt's Ausgabe als piratical abridgment of Montfaucon's great work.

13) Observationes criticae circa lectionem codicum MSS. Hebraeor. (Leipzig 1770), aus drei leipziger Codices.

14) Daß er in Jena mit seinem Gesuche abgewiesen worden, bezeichnet Bahrdt selbst als unverschämte Unwahrheit. Die Wahr-

heit ist, daß er von Jena her im voraus gewarnt wurde, sich zu melden.

15) Gotha und Leipzig. Der zweite Band folgte im Januar 1770; 2. Aufl. ohne des Verfassers Vorwissen, Eisenach 1785. Ins Holländische (Utrecht 1781) übersetzt, weil dies System die wahre Salbung habe, und den echten Geist des Christenthums athme. Damalige Recensenten tadelten übermäßigen exegetischen Aufwand, homiletische Tiraden und akroamatische Steifheit, auch die Sonderbarkeiten, daß er den Herrn Christum einst zu umarmen hofft und den Ehebruch David's, man meinte aus eigenem Interesse, entschuldigt.

16) E. hochw. theol. Facultät zu Wittenberg Responsum, Herrn Dr. Bahrdt's Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik betreffend (Arnstadt 1770). Verfasser wahrscheinlich Wernsdorf.

17) J. G. Gensch der jüngere, gelehrter und designirter Hof- und Kunstgärtner (Vogel?), Versuch, die geilen Ausschößlinge der Bahrdt'schen Dogmatik abzuputzen (Leipzig und Jena 1769). Fr. Chr. Oetinger, Ermahnung an alle Rechtschaffenen, sich gegen die gottlosen Lehren Bahrdt's und der Berliner zu waffnen (Heilbronn 1770). Von einem Freunde (J. H. von Gerstenberg): Hypomnemata zur Bahrdt'schen Dogmatik (Frankfurt 1772).

18) Nürnberg 1769. Bahrdt kam dabei mit einem blauen Auge, d. i. mit einem Verweise und 30 Fl. Gerichtskosten weg. Dagegen erschien: Sendschreiben eines Landpredigers im thüringer Kreise, die lauten Wünsche eines stummen Patrioten betreffend. Avidas ad futile votum spes iuvenis fraenare parat (Leipzig und Wittenberg 1770).

19) Abgenöthigte Vertheidigung gegen ein unüberlegtes und widerrechtliches Responsum der wittenberger Theologen (Erfurt 1770).

20) Actenmäßige Gegenrelation in einem Sendschreiben an Herrn Pastor Schmidt (Erfurt 1771).

21) In dessen Neuer theologischen Bibliothek, X, 423 fg., 521 fg.

22) Erfurt 1770; zweite von einem Nachdrucker besorgte Ausgabe, Eisenach 1780. Außerdem ließ Bahrdt damals erscheinen: Sieg der Religion über das Verderben der Menschen; eine zu Mühlhausen gehaltene Predigt (Erfurt 1769).

23) J. F. Bahrdt, Der evangelischen Sittenlehre Jesu 1. und 2. Theil in kurzen Auszügen aus den ordentlichen Sonn- und Festtagspredigten (Leipzig 1765—68).

24) 2 Bde., Erfurt 1770 und 1771. Ist zugleich eine Urkundensammlung für Bahrdt's Streitigkeiten in Erfurt. Dagegen: Bescheidene Erinnerungen über Herrn Dr. Bahrdt's Briefe über die systematische Theologie in einigen Briefen an einen guten Freund, vorgetragen von einem Prediger auf dem Lande, J. C. M. Pf. z. K. (1770).

25) Neueste Religionsbegebenheiten (1779), S. 877 fg. (1792), S. 1 fg. Schwarz, Aus meiner Lebensgeschichte, die Bahrdt'schen Bewegungen in den Jahren 1771—75 enthaltend (Tholuck's Literarischer Anzeiger, 1834, Nr. 41 fg.).

26) Quae vera notio vocabulis νομος, γραμμα, πνευμα, ἐργα in N. T. libris subiecta sit? (Gießen 1771). De precibus, quas in nomine Jesu facere iubentur novae societatis statores ad Joh. XIV, 13 (Gießen 1771). Schediasma academicum, quo de Theol. Ante-Nicaena quaedam in medium proferuntur, excitandae civium pietati in celebrandis solemnibus paschalibus destinatum (Gießen 1773). De genuina interpretatione loci Matth., V, 17, contra Zeibichianas commentationes (Gießen 1774).

27) Entwurf einer unparteiischen Kirchengeschichte des Neuen Testaments. Ein akademisches Lehrbuch (Frankfurt 1773).

28) Mit Urlsperger's Mitarbeiterschaft war übrigens Lavater nicht sehr zufrieden. Er schreibt an Bahrdt: „Urlsperger ist ein redlicher, verständiger, aber äußerst operoser Mann. Seine Ideen von der Dreieinigkeit sind — daß sich Gott erbarm — aber — warum ist denn der Mann ein Kind — und warum nehmen Sie Kinder zu Mitarbeitern!“

29) Mitau 1774 fg. Bahrdt ist nur Herausgeber der vier ersten Bände, dann kam die Allgemeine theologische Bibliothek „in die Hände der Sudler“, bis Mursinna (Professor der Theologie und Ephorus des reformirten Gymnasiums zu Halle) die Direction erhielt. Urtheil eines Zeitgenossen: „Die Wahrheit ist, daß bei aller in diesem Journal herrschenden Frechheit und Impertinenz doch manchem armen Sünder die Wahrheit gesagt, und nicht selten über Sachen, wo andere nicht mit der Sprache herauswollten, zuerst frei geurtheilt ward.“

30) Predigten (14.) (Frankfurt 1772). Predigten zur Paraphrase des Neuen Testaments (2 Bde., Riga 1773). Die Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers, in Predigten rein

biblisch vorgetragen (Frankfurt 1775). Zwei Predigten (Halle 1777).

31) Briefe eines reisenden Juden über den gegenwärtigen Zustand des Religionswesens unter den Protestanten. Herausgegeben von einem Laienbruder (1776).

32) Halle 1771; neue (Titel-)Auflage unter dem Titel: Betrachtungen über die Religion Jesu für Denker (Leipzig 1785). Wird auch Gerstenberg zugeschrieben.

33) Benner, Pflichtmäßige Erwägungen, die Religion betreffend (1. St., Frankfurt 1772). H. E. Teuthorn, Pfarrer in Biedenkopf, Abgenöthigter Beweis, daß die Lehrer der evangelischen Kirchen und Schulen besonders in Hessen keine Mitbrüder des Herrn Dr. Bahrdt in Gießen weder sind, noch jemalen sein können (Frankfurt 1772). J. G. G. Schwarz, Pfarrer, Definitor und außerordentlicher Professor der Theologie in Gießen („ein Mensch, der den höchsten Grad von Dummheit mit dem lächerlichsten Stolz vereinigte"), Abhandlungen für die Reinigkeit der Religion, eine Anzeige einiger der gegen die Heilsordnung und Religion der Christen überhaupt streitenden Irrthümer Herrn Bahrdt's (Frankfurt 1772). Luck, gräflich Erbacher Consistorialrath und Prediger zu Michelstadt, Gedanken über die von Herrn Dr. Bahrdt herausgegebenen Vorschläge (1773). Sendschreiben eines Ungenannten (J. A. Keyser) an seinen niedergeschlagenen Freund, über die Stürme der Freigeister, womit sie unsere allerheiligste Religion zweifelhaft machen wollen (Frankfurt 1773). Dagegen, Beweis, daß die neue Lehrart in der Theologie, die Bahrdt zu Gießen vorgeschlagen hat, gar wohl anzunehmen sei (1775). Damals schrieb ihm Meusel aus Erfurt: „Ihre Augen sind doch wieder wacker? Ich wünsch' es sehr, denn Sie brauchen sie, wenn Sie alle die Schmähzettel lesen und widerlegen wollen, die aus allen Winkeln auf Sie zufliegen. Der Teuthorn muß ja den Teufel im Leibe haben."

34) Goethe's Werke. Ausgabe letzter Hand, Bd. 33, S. 82 fg. J. A. Keyser, Pfarrer in Massenheim, Das gerettete Eden von den falschen Erklärungen des Dr. Bahrdten Freundes (Frankfurt 1772). Dagegen (Bahrdt): Sendschreiben an den Herrn Keyser, treuen Hirten der Heerde zu Massenheim, von dem Verfasser Edens (1772) Hierauf als Antwort: J. A. Keyser, Neue Zugabe zu seinem geretteten Eden und kurze Abfertigung des Sendschreibens an den

treuen Hirten zu Massenheim, nach der Revision abgedruckt (Frankfurt 1775).

35) 4 Bde., Riga 1773 fg.; zweite veränderte Auflage, mit Weglassung der Worte auf dem Titel „in Briefen und Erzählungen", 2 Bde., Frankenthal 1777; dritte Auflage unter dem Titel: Das Neue Testament oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel, verdeutscht und mit Anmerkungen versehen, 2 Bde., Berlin 1783. Nachdruck (worin jedoch bemerkt ist, wo Bahrdt falsch übersetzt, etwas ausgelassen oder etwas eigenmächtig eingeflickt hat) unter dem Titel: Die letzten Offenbarungen Gottes, d. i. die Schriften des Neuen Testaments übersetzt, mit Vorrede, durchgängigen Berichtigungen und Anmerkungen versehen von P., Bd. 1, welcher die Lebensgeschichte Jesu nach den Erzählungen des Matthäus und Markus enthält (Frankfurt 1780). Bd. 2 und 3 begreifen das Evangelium Johannis und die beiden Schriften des Lukas.

36) Im Gegensatz zu Michaelis, dessen Bibelübersetzung Bahrdt in seinen „Kritiken über die Michaelis'sche Bibelübersetzung" (Frankfurt 1773) unreinen und oft ganz undeutschen Ausdruck zum Vorwurf macht. „Das schöne Lied Mosis ist größtentheils, wie die poetischen Stücke alle, die Herr Michaelis unter die Hände bekommt, durchwässert und in ein düsteres Nachtstück verwandelt worden."

37) „Wenn dieser Commentar kommen wird? — Ihr müßt Geduld haben. Jetzt geht noch die Nordluft. Drehet sich der Wind, soll er eilends kommen."

38) Keyser, Beweis, daß Dr. Bahrdt die Sprüche des Neuen Testaments, so von der Gottheit Christi handeln, in seiner neuen Uebersetzung falsch übersetzt habe (Frankfurt 1775). Die Frage, ob Christus wahrer Gott sei, aus den neuesten Offenbarungen von Herrn Dr. Bahrdt beantwortet (Halle 1775). Sendschreiben eines Predigers im Elsaß an seinen in Gießen studirenden Sohn über des Dr. Bahrdt Neueste Offenbarungen (Strasburg 1775). Anmerkungen über Herrn Dr. Bahrdt's Neueste Offenbarungen (Frankfurt 1779). Andere Flugblätter: Eines geschworenen Feldschützen Anfrage wegen des Meineids an den hochw. Herrn Bahrdt, Dr. der Heiligen Schrift und geistlichen Professor des christlichen Glaubens in Gießen (Frankfurt 1774). Toleranzbrief an die oberhessische Geistlichkeit (Frankfurt und Riga [Hersfeld] 1774). (Köster) Un-

terthänige Vorstellung, den Krieg der Protestanten mit den Verbesserern ihres Lehrbegriffs zu endigen und eine heterodoxe Universität anzulegen (Teutschland [Gießen] 1776).

39) Hamburg 1773. Vgl. G. R. Röpe, J. M. Goeze. Eine Rettung (Hamburg 1860), S. 85.

40) Schon 1771 heißt's in den Briefen an Bahrdt (I, 131) über Götze: „Seinesgleichen an Bitterkeit, Hinterlist und unverschämter Härte ist wol unter den itzt lebenden Orthodoxen nicht zu finden.“ Selbst Lavater (I, 311) redet von Götzischer Lieblosigkeit.

41) Goethe erzählt auch noch folgende Geschichte von Bahrdt: „Viele, die es mit Lavater gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen. Man erlaubte sich den Scherz, Bahrdt's Porträt statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar muntere, aber donnernde Epistel zurückkam, mit allen Trümpfen und Betheuerungen, daß dies mein Bild nicht sei, und was Lavater sonst alles zu Bestätigung der physiognomischen Lehre bei dieser Gelegenheit mochte zu sagen haben.“

42) Frankfurt 1776; 2. verm. Aufl., ebend. 1777. Auszug in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, 31, 344. Geschichte des Einweihungsfestes des Philanthropins zu Marschlinz (Frankfurt 1776). Dagegen: Balle, Hofprediger zu Kopenhagen, Schreiben an das Philanthropinum in Marschlinz (die Philanthropine der Ehre Gottes und der Formulae concordiae offenbar nachtheilig). Vgl. Gedanken über den Philanthropinismus (Manheim 1777), S. 74.

43) In seiner Abhandlung über den Zweck der Erziehung überhaupt, welche Campe's Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens (Hamburg 1785) eröffnet (I, 1—124), fordert er, daß der Zögling, sobald sein Verstand die nöthige Reife hat, aufmerksam gemacht werde auf das Wesen der Religion überhaupt und daß er dieses unterscheiden lerne von der öffentlichen oder Sektenreligion.

44) Abgedruckt in: Gedichte dieses Naturalisten (Bahrdt's Silhouette steht auf dem Titelblatt (Germantown bei Philadelphia [Berlin] 1782; 2. Aufl., Germanien [Halle] 1792). Die Gedichte, zum Theil satirische Ausfälle, sind ohne allen poetischen Werth. In der „Ausführung des Plans Jesu“ (Not. 82), VI, 660, heißt's bei Schilderung eines Bösewichts: „Kühl war sein Name.“

45) Erste Nachricht an das Publikum von Errichtung eines leiningischen Erziehungshauses oder dem wirklichen dritten Phi-

lanthropin auf dem hochgräflichen Schlosse zu Heidesheim im oberrheinischen Kreise. (1776). Zweite Nachricht (1777). Vgl. Ephemeriden der Menschheit (1776), St. 11 und 12.

46) Auch aus den wohlfeilen Ausgaben der Classiker und anderer Werke, die gedruckt werden sollten, ist nichts Rechtes geworden. Der Nachdruck aber der theologischen Artikel aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, den Bahrdt „zum Besten der Nation" anfing, wurde auf Nicolai's Betrieb als eine Schändlichkeit von Regierungs wegen untersagt. Darauf bezieht sich die „Leserliche Epistel an den Marktschreier K. F. Bahrdt in Dürkheim a. d. Haardt und seinen Consorten J. F. Gillet als das erste Verschreibungsbillet mit der Inschrift der philanthropinische Eselskopf, oder der in dem philanthropinischen Gaunernest gesuchte Goldtopf", worin Bahrdt als ein ewiger Windbeutel, philanthropinischer Dieb und allgemeiner Räuber aufgeführt wird.

47) Der Pfarrer Böhme in Heidelberg erzählt: Eine Dienstmagd auf dem heidesheimer Schloß habe aus Dr. Bahrdt's Lenden eine Ambe gezogen und sei mit zwei Mädchen niedergekommen. Die Kinder wurden, weil die Verpflegungskosten ausblieben, förmlich exponirt. Die größte Schändlichkeit bei der Sache war, daß Bahrdt in einer mehrern Personen vorgezeigten Schrift die Paternität seinem besten Freunde Heres zuschob (Briefe an Bahrdt, II, 186). Ferner wird berichtet, daß er einmal seine gute Frau zum nackenden Bade im Weiher des heidesheimer Schloßgartens am hellen Tage beredete, und als er mit ihr im Wasser plätscherte, nun die philanthropinischen Zöglinge als Zuschauer einführen ließ. S. „Beitrag zu Herrn Dr. Bahrdt's Lebensgeschichte während seines Aufenthalts in Dürkheim und Heidesheim" (Neueste Rel. Begebenheiten, 1792, S. 78 fg.) und „Der wahre Charakter des Herrn Dr. K. F. Bahrdt, in vertrauten Briefen geschildert von einem niederländischen Bürger" (1779).

48) Bei Laukhard (Not. 1), S. 156. Vgl. Fragment der Geschichte eines Menschensohns (Eisenach 1787).

49) (H. G. von Bretschneider) Löw Bär Isak, den niemand kennen will; ein Beitrag zu Bahrdt's Leben im Nekrolog und zu mehrern Recensionen über Bahrdten (Warschau 1795); in Wieland's Neuem Teutschen Merkur vom Jahre 1795, St. 6, S. 189.

50) Von ihm erzählt Bahrdt in seiner Selbstbiographie, er habe ihn in London mit den Häusern der Lust bekannt gemacht.

Wendeborn erklärte das in den deutschen Zeitungen für die schändlichste Lüge, die je mit frecher Unverschämtheit in die Welt hineingeschrieben wurde. „Gebt“, sagt er mit Shakspeare, „jeder ehrlichen Hand eine Peitsche, und peitscht den schändlichen Kerl nackend durch die Welt.“ S. Herrn Pastor Dr. Wendeborn's Erklärung gegen Herrn Dr. Bahrdt (Neueste Rel. Begebenheiten, 1791, S. 255 fg.), und Wendeborn, Erinnerungen aus meinem Leben (Hamburg 1813), I, 266 fg.

51) Die Urkunden abgedruckt in Neueste Rel. Begebenheiten, 1778, S. 90, 1779, S. 128. Briefe an Bahrdt, II, 37—51.

52) Gutachten zweier theologischen Facultäten der würzburgschen und göttingschen, auf allerhöchsten Befehl seiner kaiserlichen Majestät über die Uebereinstimmung Herrn Dr. Bahrdt's zu Heidesheim mit den reichsgesetzmäßigen Lehrsystemen ausgefertiget. (Berlin und Leipzig 1779).

53) Unterthänigstes Gutachten wegen der jetzigen Religionsbewegungen besonders in der evangelischen Kirche, wie auch über das kaiserliche Commissionsdecret in der Bahrdt'schen Sache (30. März 1780).

54) Von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte in geistlichen Sachen, bei Gelegenheit des neuesten Dr. Bahrdt'schen Rechtsfalls (1779). G. L. Böhmer, Oratio de Jure cognoscendi et statuendi de tolerandis his, qui communes religionum in Germania approbatarum doctrinas publice impugnant (Göttingen 1779). C. H. Geisler, De iudicio super Religione aliorum ferendo Disputatiuncula (Marburg 1779).

55) Anmerkungen über die Schrift unter dem Titel: Von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte in geistlichen Sachen (Frankfurt und Leipzig 1779).

56) Ein Vorläufer davon, ein Formular zu einem Symbole schon im Heidesheimer literarischen Correspondenzblatt, 12. St.

57) Bahrdt's Glaubensbekenntniß mit Anmerkungen versehen (1779). Gedanken über Dr. Bahrdt's Glaubensbekenntniß von einem evangelischen Christen (Darmstadt 1779). G. A. Horrer, Untersuchung des Bahrdt'schen Glaubensbekenntnisses (Leipzig 1779) (ungenügende Candidatenarbeit). Einige biblische Zeugnisse gegen den Bahrdt'schen Unglauben in seinem berüchtigten Glaubensbekenntniß, gesammelt von einem Landschulmeister (1779) (populär).

Schreiben eines Schulmeisters (Hamaxarius) im sächsischen Erzgebirge an seinen Nachbar über das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß (Frankfurt und Leipzig 1780). Ein Wort der Liebe an Herrn Dr. Bahrdt wegen seines Glaubensbekenntnisses (1779) (unerheblich). M. L., Schreiben an einen Freund in G., den Herrn Dr. Bahrdt und sein Glaubensbekenntniß betreffend (Berlin und Leipzig 1779). Dr. Bahrdt's Glaubensbekenntniß widerlegt von Orthonoëte (d. i. Keyser, Pfarrer in der Herrschaft Epstein, Not. 34) (1780). G. F. Desfeld, Winke der gesunden Philosophie an Dr. Bahrdt und Gründe der Lossagung von Dr. Bahrdt's Glaubensbekenntniß (1780). B. Stattler, S. S. Th. D. et Procancellarii Universitatis Anglipolitanae, Epistola paraenetica ad Virum cl. Doctorem C. F. Bahrdt ex occasione Professionis fidei ab isto ad Caesarem missae. Eustadii 1780. Ueber Bahrdt's Glaubensbekenntniß in den Neuen Miscellaneen (Leipzig 1780), St. 8, S. 265—294.

58) Dr. Bahrdt's berüchtigtes Glaubensbekenntniß aus alter guter Bekanntschaft von Wort zu Wort berichtigt von Dr. J. F. Teller (Leipzig 1780). (Paraphrase und Interpolation des Bahrdt'schen Glaubensbekenntnisses, wodurch dasselbe ein orthodoxes Ansehen erhalten hat.) Wohlmeinende Uebersicht des von Dr. Teller aus alter Bekanntschaft von Wort zu Wort berichtigten Bahrdt'schen Glaubensbekenntnisses, deutlicher ans Licht gestellet (Leipzig 1780).

59) Dr. Bahrdt's Glaubensbekenntniß methodice beantwortet von J. C. L. (1779). Jesus Christus, der gläubigen Seelen Ein und Alles, um welches zürnet und eifert des Glaubens Tochter, die brünstige Liebe, welches bestätigt und beweiset die methodische Antwort auf Dr. Bahrdt's Glaubensbekenntniß, als auch Dr. J. F. Teller's wohlverdienter Theil, welchen er hier bekommt, von J. C. Lukas (1780) (ist, wie Bahrdt schreibt, durch seine selbstverlegten Invectiven bankrott geworden und endlich Hungers gestorben).

60) Des Herrn Dr. Bahrdt's Glaubensbekenntniß mit Anmerkungen (Zelle 1780).

61) Unmaßgebliche Gedanken eines Laien über Herrn Dr. K. F. Bahrdt's Glaubensbekenntniß (im Teutschen Merkur vom Jahre 1779, drittes Vierteljahr, S. 170 fg. und 218 fg.).

62) Dr. K. F. Bahrdt's Leben, Schicksale u. s. f. (1780). (Hier wird Bahrdt's Tod fingirt, es werden die Ursachen desselben, der merkwürdige Leichenconduct u. s. w. elend genug beschrieben.) Das ausgesuchte Kleeblatt der Marktschreier, der Staupenbrüder und

Musge Sanc-Fason, ihr Spießgeselle. Vorher gehen noch die Wünsche einiger Narren, und hintennach folgen ein paar Worte, betreffend: den Dr. Bahrdt, Professor Trapp und den P. U*** (Pastor J. H. F. Ulrich in Berlin) als ungenannten Beobachter auf einer Reise durch die preußischen Staaten. Das Ende macht eine Zugabe, welche man beliebe selbst nachzuschlagen. Gedruckt zu Cölln am Rhein 1780.

63) Gespräch zwischen Voltaire und Herrn Dr. Bahrdten im Reiche der Todten, in welchem dieselben einander ihre Begebenheiten erzählen (1780). Geheime anonymische Briefe aus dem Reiche der Schatten an Herrn Dr. Karl Friedrich Bahrdt, von Voltaire u. s. f. Die Maske so, wie sie gewesen ist. Ein kleines Nachspiel (1781). Auch unter dem Titel: Die grüne Brieftasche voll Analecten an Herrn Dr. K. F. Bahrdt von Voltaire u. s. f.

64) A. L. Schlözer's Briefwechsel, V, 332. VI, 82. Briefe, Bahrdt's Flucht von Dürkheim betreffend (Briefe an Bahrdt, III, 221—286). Die Forderung der Creditoren belief sich über 14000 Fl. Die ökonomische Gesellschaft, dafür in Anspruch genommen, wurde in 15 für sie unglückliche Processe verwickelt.

65) Laukhard's Leben, III, 463.

66) J. Chr. Förster, Uebersicht der Geschichte der Universität zu Halle (Halle 1794), S. 213. J. Chr. Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle (Halle 1805), S. 355.

67) Halle 1779. Das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß widerlegt von Dr. J. S. Semler, nebst den beiden Gutachten der theologischen Facultäten zu Würzburg und Göttingen über das Bahrdt'sche Neue Testament im Auszuge (Erlangen 1779).

68) Auf dieses, ihm auch in „Mochel's Urne", wie er meinte, beigelegte Epitheton erwidert Bahrdt: „Ich trinke Wein wie Herr Semler und werde auch in Gesellschaften durch den Wein gewöhnlich vergnügter und munterer, als ich im Anfang war, wie Herr Semler: aber ich habe nie vom Trinken Profession gemacht."

69) Kurze Erklärung über Herrn Dr. Semler's Antwort auf das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß (Berlin 1779). Er hat ferner Semler's System und Charakter aufgedeckt in seinen „Neuen Literaturbriefen" (Bd. 1, Berlin 1786). Diese Briefe, welche die reifsten Resultate seiner Lektüre der Welt vorlegen sollten, erklärt Bahrdt selbst für einen unreifen Einfall. Er wird übrigens gegen Semler gerechtfertigt von Basedow: Eine Urkunde des Jahres 1780

von der neuen Gefahr des Christenthums durch die scheinbare Semlerische Vertheidigung desselben (Dessau 1780) und im Eingang zu J. A. Starck's Freimüthigen Betrachtungen über das Christenthum (Berlin 1780). Dagegen Th. G. Hegelmaier, Die freimüthigen Betrachtungen über das Christenthum geprüft (Tübingen 1780 fg.). Semler, Ueber die freimüthigen Betrachtungen über das Christenthum (in Semler's Theologischen Briefen [Leipzig 1781], 1. Sammlung, S. 1—108). Vgl. H. Schmid, Die Theologie Semler's (Nördlingen 1858), S. 176 fg.

70) Allgemeine Deutsche Bibliothek, 43, 1, 45. Semler wollte aber die heiligen Rechte der protestantischen Kirche wider einen groben Verstoß behauptet haben. S. dessen Briefe über die Recension in der Berliner Bibliothek, das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß betreffend (in Semler's Theol. Briefen, 1, 109—182).

71) Eine Erklärung an das Publikum über das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß von ihm selbst (Berlin 1780), abgedruckt in Neueste Rel. Begebenheiten, 1780, S. 433—447. Dagegen J. Chr. Lukas, Bahrdt's neuerlich ausgeheckte Erklärung an das Publikum über sein Glaubensbekenntniß bestrafend widerlegt (Leipzig 1780).

72) Die Actenstücke in den Briefen an Bahrdt, III, 119—146.

73) „Nur für meine Zuhörer bestimmt" (Halle 1780; 2. Aufl., Dessau 1782; 3. Aufl., Leipzig 1787). Seine „Rhetorik für geistliche Redner" (Halle 1785; 2. Aufl. mit Vorrede und Zusätzen von J. D. Büchling, Halle 1798) ist eine Compilation aus obengenanntem Versuch und seiner in Gießen herausgegebenen Homiletik.

74) Institutiones logices (Halle 1782). Institutiones Metaphysices (Halle 1782).

75) Des Tacitus Annalen 1. und 2. Buch; ein Probestück für Kenner (Dessau 1780). C. Tacitus' sämmtliche Werke übersetzt (2 Bde., Halle 1781; 2. Aufl., 3 Bde., Wien und Prag 1801). Auch unter dem Gesammttitel: Sammlung der classischen, römischen und griechischen Geschichtschreiber (Bd. 1, übersetzt von Dr. K. F. Bahrdt, Halle 1781).

76) Juvenal's Satiren in einer metrischen Ueberseßung (Dessau 1781). Neue verbesserte Auflage unter dem Titel: Juvenal, übersetzt und mit Anmerkungen für Ungelehrte versehen (Berlin 1787). Gegen das ganze Bahrdt'sche Uebersetzungswesen: Etwas über die neuesten Uebersetzerfabriken der Griechen und Römer in Deutschland (Winterthur 1782).

77) 2 Bde., Berlin 1787. Auch anonym (um die Recensenten zu täuschen) unter dem Titel: Ausführliches Lehrgebäude der Religion, erbaut auf der reinen und unvermischten Lehre Jesu (Berlin 1787; 2. Aufl., Halle 1790; 3. Aufl., Halle 1791; 4. Aufl., unter dem Titel: Moral für alle Stände. Mit Vorrede, Verbesserungen und Zusätzen von W. A. Teller, 2 Bde., Berlin 1797). Als Bd. 3 dazu erschien: Rechte und Obliegenheiten der Regenten und Unterthanen in Beziehung auf Staat und Religion (Riga 1792). Andere Abzweigungen: Christliches Sittenbuch fürs Gesinde, worin demselben eine Anleitung gegeben wird, sich durch treue Beobachtung seiner Pflichten glücklich zu machen und seinen Stand zu erleichtern. Nebst Anzeigen eines sehr wirksamen Mittels für Herrschaften, gutes und getreues Gesinde zu bekommen (Berlin 1786; 2. Aufl., Berlin 1789; holländisch 1787). Handbuch der Moral für den Bürgerstand (Halle 1789; 2. Aufl. ebend. 1791). Nachgedruckt unter dem Titel: Christlicher Sitten- und Lebensunterricht für den Bürger und Landmann, worin denselben eine praktische Anleitung gegeben wird, sich einzig und allein durch treue Beobachtung ihrer Pflichten zeitlich und ewig glücklich zu machen (Brünn 1791; holländisch von E. Volkertz, Dordrecht 1790), binnen acht Tagen von Bahrdt im Gefängniß geschrieben.

78) Derselbe Gedanke liegt Bahrdt's Compendium religionum omnibus sectis accommodatum (Dessau 1782) zum Grunde.

79) (H. Benzenberg) Kurze Bemerkungen über Dr. Bahrdt's System der moralischen Religion, für meine deutschen Brüder (Frankfurt und Leipzig 1788).

80) 2 Bde., Berlin 1780. Bd. 1: Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf die Zerstörung Jerusalems durch die Römer. Bd. 2: Glaubens- und Sittenlehren, erbauliche Gesänge und eine erbauliche Geschichte aus dem Buche Hiob genommen.

81) Briefe über die Bibel im Volkston. Eine Wochenschrift von einem Prediger auf dem Lande (5 Quartale, Halle 1782 und 1783; holländisch, Haag 1783). Dagegen: J. G. Schultheß, Die Wahrheit und Würde der ersten evangelischen Erzählungen, allernächst gegen die Briefe über die Bibel im Volkston vertheidigt. (Zürich 1783). C. F. Löschigk, Eines Landpredigers Briefe an seinen Freund, ob die Briefe über die Bibel im Volkston Wahrheit sein können (1. Stück, Leipzig und Schleiz 1786).

82) Ausführung des Plans und Zweckes Jesu. In Brie-

fen an Wahrheit suchende Leser (10 Bde., Berlin 1783—85; das 11. und 12. Bändchen, Berlin 1791). Dagegen: F. V. Reinhard, Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf (4. Aufl., Wittenberg 1798), S. 161 fg. Andere sich hieran reihende Werke Bahrdt's: Die sämmtlichen Reden Jesu aus den Evangelisten ausgezogen und in Ordnung gestellet zur Uebersicht des Lehrgebäudes Jesu (2 Bde., Berlin 1786 und 1787). Fata et res gestae Jesu Christi Graece ex quatuor Evangelistis ordine chronologico in usum scholar. et praelection. academicar. (Berlin 1787). Analytische Erklärung aller Briefe der Apostel Jesu. Ein Magazin für Prediger und für alle, die in der Heiligen Schrift feste und beruhigende Ueberzeugung suchen (3 Bde., Berlin 1787—89).

83) Griechisch-deutsches Lexikon über das Neue Testament, nebst einem Register über Luther's deutsche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand setzt, dies Wörterbuch zu gebrauchen und sich über Dunkelheiten der deutschen Bibel Raths zu erholen (Berlin 1786).

84) Magazin für Prediger, oder Sammlung neu ausgearbeiteter Predigtentwürfe über die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln, sowie über freie Texte auf Casualfälle (12 Bde, Züllichau 1782—91).

85) Ueber den Versöhnungstod Jesu Christi (2 Thle., Erlangen, 1778 und 1779).

86) Apologie der gesunden Vernunft, durch Gründe der Schrift unterstützt, in Bezug auf die christliche Versöhnungslehre. Herrn Dr. Seiler gewidmet (Basel [Züllichau] 1781). Auszug daraus bei Baur, Lehre von der Versöhnung, S. 515 fg.

87) Kirchen- und Ketzeralmanach aufs Jahr 1781. Häresiopel (Züllichau). Im Verlag der Ecclessia pressa. Kirchen- und Ketzeralmanach. Zweites Quinquennium, ausgefertigt im Jahre 1787. Gibeon (Berlin), gedruckt und verlegt bei Kasimir Lange. Ipse fecit (nur eine neue, vermehrte Auflage des Almanachs von 1781). Nachahmungen: Katholischer Fantasten- und Predigeralmanach. Rom, Madrid, Lissabon und München (Nürnberg), auf Kosten der heiligen Inquisition (4 Jahrg., 1783—86). Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788, mit 13 saubern Kupfern und Musik. Rom, mit Erlaubniß der Obern. (G. F. Rebmann) Obscurantenalmanach (3 Bde., Paris [Altona] 1798—1800). (G. A. Horrer) Almanach für Prediger, die lesen, forschen und denken,

auf das Jahr 1786 (Weißenfels und Leipzig 1785). (J. D. Thieß) Neuer Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1797 und 1798 (Deutschland [Schleswig], bei Pfeilschmid's Erben). (J. G. Grohmann) Satirisch-theologischer Kalender auf das Jahr 1800. An der Ausfertigung eines Buchhändler- und Buchdrucker-almanachs ist Bahrdt durch den Tod verhindert worden. Vgl. Laukhard's Leben, II, 476.

88) Epistel an den Verfasser des 2. Quinquenniums vom Kirchen- und Ketzeralmanach. Ecce iterum Crispinus! (1787). Auch abgedruckt in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, 76, 2, 586—592. „Der Verfasser der Epistel", schreibt Spazier 3. Juli 1788 an Bahrdt, „ist — rathen Sie einmal — Trapp. Sie haben ihn ohne seine Erlaubniß dem Publikum als Schreiber des Erdbebens (Not. 96) genannt. Das hat er im Ernste sehr übel genommen und er hat Schaden davon gehabt. Lieber, guter Doctor, schonen Sie doch ja mehr Ihre Freunde!" Eine andere Satire: „Sendschreiben eines spanischen Esels an seine Verwandten in Deutschland" (Madrid 1786), eine der witzigsten Geiselungen, welche Bahrdt für seinen Almanach empfangen haben soll, kenne ich nur aus der Anführung Ebeling's (in dem Not. 1 genannten Werke, S. 430), dem es jedoch auch nicht möglich war, ihrer habhaft zu werden.

89) Das geht auf eine Stelle der Vorrede im 2. Quinquennium, wo Bahrdt sagt: „Wenn übrigens bei der Revue, die ich jetzt halte, im Auf- und Absprengen vor der Fronte des theologischen Corps mein kleiner Schimmel von ungefähr einen treten oder, von den Fliegen und Wespen unruhig gemacht, mit dem Schweif Eins unter die Nase geben sollte, so bitte ich solchen Unfall nicht auf meine, sondern auf meines Schimmels Rechnung zu setzen."

90) Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1786, oder Musterliste über das theologische Freicorps aus dem Kirchen- und Ketzeralmanach aufs Jahr 1781. Herausgegeben vom Hauptpastor **** in H. Orthodoxiopel; im Verlag der theologischen Militärschule (Beckmann in Gera). Der Verfasser ist jedenfalls in Halle zu suchen.

91) Rede an dem Gedächtnißtage der Reformation, worin Luther's Verhalten bei der Wiederherstellung der reinen evangelischen Lehre mit dem Verhalten der sogenannten neuern Reformatoren verglichen wird (1782).

92) Des schriftgläubigen Quedlinburgischen Publikums Nothwehr gegen den Schulmeister auf Gibeon (Quedlinburg und Leipzig 1783). Motto: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge!" Matth. 7, 5. C. Chr. Voigt, Etwas wider die neuen Reformatoren, besonders den Schulmeister zu Gibeon (Dessau 1783).

93) Appellation an das Publikum wegen einer Censurbedrückung, das Systema theologicum betreffend, welches zu Ostern erscheinen wird (1785). Ausführliche Besprechung der Schriften dieses Streites in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, 65, 2, 571—610.

94) Erklärung der theologischen Facultät zu Halle über Herrn Dr. K. F. Bahrdt's Appellation an das Publikum wegen einer Censurbedrückung (Halle 1785); verfaßt von Nösselt. Vgl. Niemeyer, Leben Nösselt's, I, 40.

95) Abgedrungene Replik auf die Erklärung der theologischen Facultät zu Halle gegen die Appellation ans Publikum wegen einer Censurbedrückung (Berlin 1785). Ein „verrückter" leipziger Magister Masius hatte in einem „Sendschreiben der vereinigten Religionslehrer an die Christenheit" (Leipzig 1784) Bahrdt offenbaren Naturalismus schuld gegeben, auch von F. R. von Grossing, einem Exjesuiten und Stifter des Rosenordens, erzählt, der darauf sinne, römischer Papst zu werden und dann den Dr. Bahrdt zum Cardinal machen wolle. Bahrdt nennt das am Schluß der Replik halb wahre und halb lügenhafte Tretschereien.

96) Vollständig abgedruckt bei M. von Geismar (Not. 1), S. 48 fg. Die Satire geht also nicht auf die Universität Erfurt, wie Ebeling (Not. 1), S. 444, meint, sondern auf Halle, wie schon der Titel lehrt.

97) Systema Theologiae Lutheranae orthodoxum cum brevi notatione dissensionum recentiorum opera Dr. Caroli Friderici Bahrdt (Halle 1785).

98) Ueber das theologische Studium auf Universitäten. Sr. Excellenz dem königlichen Staatsminister und Obercurator Freiherrn von Zedlitz gewidmet (Berlin 1785). Auszug bei Stäudlin, Geschichte der theologischen Wissenschaften, II, 321 fg.

99) Hamburg (Berlin) 1786. Vgl. Röpe, J. M. Goeze, S. 275. Röpe brauchte nicht erst „sämmtliche Zeugnisse damaliger Zeit" für Bahrdt's Autorschaft aufzurufen, da Bahrdt selbst in seiner Autobiographie, IV, 146, sich offen als Verfasser bekannt hat.

100) C. F. Benkowitz, Dr. Bahrdt auf seinem Weinberg. Auch ein Beitrag zu desselben Leben und Charakter (Deutsche Monatsschrift, 1792, III, 115—136).

101) Ala Lama, oder der König unter den Schäfern. Auch ein goldener Spiegel (2 Bde., Halle 1790, Görlitz 1795).

102) Sie wird launenhaft und anspruchsvoll geschildert. Dagegen schreibt Heres, der sie als Hausfreund wohl kannte (1781): „Das Schicksal dieser vortrefflichen Frau gehört mit unter die dunkeln Wege der Vorsehung. Sie hat schon schrecklich gelitten. Auch mit der zärtlichsten Liebe können Sie ihr nicht alles vergelten. Selbst daß sie ihre Pretiosen hergegeben, ist wieder ein Zeichen ihres guten Herzens." Es ist auch ein Zeugniß ihrer edeln Gesinnung, wenn sie in der letzten trüben Zeit ihrer Ehe schreibt: „Sobald der liebe Mann nicht mehr zum heiligen Abendmahl ging, ist leider nun auch Gott von uns gewichen."

103) Benkowitz: „Christine schien ein gutmüthiges Mädchen zu sein, konnte aber schlechterdings auf Schönheit keinen Anspruch machen, und in diesem Fall war der Geschmack des Doctors sehr zu bewundern."

104) Bd. 5 der Briefe an Bahrdt enthält die Geschichte der Deutschen Union oder der Zweiundzwanziger nebst dem vorzüglichsten Briefwechsel derselben (Leipzig 1798), auch unter dem Titel: „Pragmatische Geschichte und endlicher Aufschluß der Deutschen Union oder der Zweiundzwanziger, aus ihren Urkunden entwickelt." Actenstücke, die berüchtigte Deutsche Union, oder die Gesellschaft der Zweiundzwanziger betreffend (in A. L. von Schlözer's öffentlichem und Privatleben, II, 48—57). Vgl. Neueste Rel. Begebenheiten, 1789, S. 116 fg. M. von Geismar (Not. 1), S. 96—133. Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester, XIII, 282 fg. Allgemeines Handbuch der Freimaurerei (Leipzig 1862), I, 226.

105) Horus oder Astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis und über die Weissagungen auf den Messias, wie auch über Jesum und seine Jünger. Mit einem Anhange von Europens neueren Aufklärung und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Ein Lesebuch zur Erholung für die Gelehrten und ein Denkzettel für die Freimaurer. Ebenezer, im Verlag des Vernunfthauses (Gebauer in Halle) (1783; neue Aufl., 1784.) Der Verfasser (Chr. E. Wünsch), Professor in Frankfurt, hält Jesum und die Apostel nicht für Betrüger, aber für einfältige und irrende Enthusiasten.

106) Aus diesen drei Buchstaben wurde gefolgert, Bahrdt sei ein unmittelbares Werkzeug der Jesuiten. Vgl. Schreiben eines Preußen an Herrn Ritter von Zimmermann (Frankfurt 1790), S. 51.

107) Zamor, oder der Mann aus dem Monde. Kein bloßer Roman (Berlin 1787). Nach Bahrdt's Versicherung ist die Hälfte des Buchs fremder Beitrag. Von Bahrdt soll auch eine Schrift unter dem Titel: Vollendeter Aufschluß des Jesuitismus und des wahren Geheimnisses der Freimaurer (Rom [Züllichau] 1787), sein.

108) Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen. Ein Wort für Regenten und Schriftsteller (Züllichau 1787; neueste Aufl., 1794). Dagegen (Diakonus M. Kinderling): Auch etwas über Preßfreiheit und ihre Grenzen; oder: ist das Gesetz des Kaiser Joseph II., daß die christliche Religion nicht systematisch bestritten werden soll, ein weises Gesetz? Wider Herrn Dr. Bahrdt erwiesen von einem Freunde der Wahrheit (Quedlinburg und Leipzig 1788).

109) Leipzig 1789. Die letzte Abhandlung darin ist von Professor Weber in Bützow.

110) Zu Gunsten der Union: Bahrdt's neues Christenthum oder letztes Vermächtniß an Freund und Feinde (Frankfurt 1789), (ist nicht von Bahrdt).

111) Mehr Noten als Text oder die Deutsche Union der Zweiundzwanziger, eines neuen geheimen Ordens zum Besten der Menschheit. Aus einem Packet gefundener Briefe zur öffentlichen Schau gestellt durch einen ehrlichen Buchhändler (Leipzig 1789). Vgl. (J. G. Schulz) Nähere Beleuchtung der Deutschen Union (1789). X. Y. Z., oder neue Aufschlüsse über die Deutsche Union und schottische Maurerei. Ein Blick in den innern Gang geheimer Gesellschaften (Berlin 1789).

112) Bertuch erklärte im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, 1789, S. 159 fg., daß er immer an der ersten Grenzlinie dieser Gesellschaft stehen geblieben sei, ohne einen Schritt in ihren Zauberkreis hineinzuthun, er müsse folglich den für seinen unbekannten Beleidiger halten, der ihn ohne sein Wissen und Willen auf das Original der Mitgliederliste gesetzt habe. Desgleichen dankten Selchow in Marburg und von Breitenbauch für die Ehre der Mitgliedschaft (Berliner Monatsschrift, 1789, XIV, 73 fg.).

113) K. Goedeke, Knigge's Leben und Schriften (Hannover 1844), S. 131 fg.

114) Bahrdt der Proselytenmacher. Eine wahre Geschichte. Nirgendshausen bei Georg Niemand (Leipzig, Barth, 1788).

115) Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral von der Religion. Von einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde (Frankfurt und Leipzig 1788).

116) Sonnenklare Unzertrennlichkeit der Religion und Moral, an den Verfasser des himmelweiten Unterschieds derselben. Nebst einer Vertheidigung desselben Verfassers gegen die Allgemeine Deutsche Bibliothek (Halle 1791).

117) Apologismos an das bessere Publikum (Leipzig 1789).

118) Beleuchtung des Starck'schen Apologismos (Leipzig 1790). Nur ein kleiner Theil dieser Schrift ist von Bahrdt, der unterdessen arretirt wurde.

119) „Ich — leider Gottes Doctor Theologiä — wär' mir lieber Doctor Medicinä, — würd's auch morgen, wenn man die Leute nicht hier zu Lande mit dem lieben Ceremoniel des Cursirens hudelte."

120) Sendschreiben an den Herrn Bergrath Müller (Leipzig 1788); mit einigen Briefen von Bahrdt.

121) Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses, nebst geh. Urkunden und Aufschlüssen über Deutsche Union, von Dr. K. F. Bahrdt (Berlin 1790). (Kammergerichtsrath Eisenberg) Bemerkungen über den Dr. Bahrdt'schen Vorfall (in E. F. Klein's Annalen der Gesetzgebung, V, 312, VI, 204). Ueber Herrn Dr. Bahrdt's Gefangenschaft und die Deutsche Union (Neueste Rel. Begebenheiten, 1790, S. 494). Dr. Bahrdt, das Wöllner'sche Religionsedict und die Deutsche Union. 1789 (im Neuen Pitaval, XXXIII, 129—153).

122) Commentar über das königlich preußische Religionsedict. Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister von Wöllner zugeeignet (Amsterdam [Halle] 1788).

123) Das Religionsedict. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze von Nicolai dem Jüngern (Thenakel 1789). Gedruckt durch Joh. Mich. Bengel (Wucherer in Wien). Nachgedruckt. In der Vorrede fallen Hiebe auf Nicolai, vornehmen Buchhändler in Berlin, als auch auf Biester, Nicolai's „getreuen Compagnon auf der Jesuiterhetze". „Meldet mir doch, wie viel ihr bereits geheime Tonsuren aufgejagt habt."

124) Der dritte und vierte Aufzug des Lustspiels: Das Religionsedict. Vollendet durch Nicolai den Jüngern (Thenakel 1789).

Mit einem Vorwort: „An den Erzketzer Herrn Dr. Bahrdt in Halle, dermalen in der Klemme."

125) Dr. Bahrdt's Gefangenschaft. Ein Gemälde nach der Natur gezeichnet von einem Freunde der Wahrheit (Philadelphia [Halle bei Dost und Dreyßig] 1789).

126) Die Deutsche Union in den letzten Zügen, oder der gefangene Doctor. Ein dramatisches Gemälde (Bahrdtsruhe [Name eines Hauses auf Bahrdt's Weinberg] 1789).

127) Die Ketzer, ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Als Gegenstück des Lustspiels: Das Religionsedict. Solingen, im Verlage der Schwertfegerzunft (Gehra in Thal-Ehr., 1789). Wahrscheinlich von Pott.

128) Die Aufklärung der Hölle. Eine gereimte Phantasie zur Herzstärkung für Herrn Dr. Bahrdt in seinem Gefängnisse, von Palämon dem Jüngern (J. F. A. Kinderling) (Leipzig 1789).

129) Zween Volkslehrer, ein Gespräch (Winterthur 1789). Auszug in Lavater's Lebensbeschreibung von G. Geßner, III, 103—111.

130) Anreden an die Richter des Dr. Bahrdt von einem deutschen Manne. H. v. L. (aus dem Deutschen Zuschauer, 1789). Sie wurden widerlegt von „einem deutschen Knaben", Namens Fallenstein.

131) Dr. K. F. Bahrdt's rechtliche Vertheidigung. Das einzige zu Beleuchtung seiner neuesten Schicksale authentisch bekannte Actenstück (Regensburg 1790). Auch abgedruckt unter dem Titel: „Vertheidigung des Doctors der Gottesgelahrtheit Herrn K. F. Bahrdt, angefertigt von dem Herrn Justizcommissario Rehmiz", in Bahrdt's Gefängnißgeschichte (Not. 121), Beil. I, 1 fg.

132) Alvaro und Ximenes. Ein spanischer Roman (Halle 1790).

133) Geschichte des Prinzen Yhakanpol, lustig und zugleich orthodox-erbaulich geschrieben von dem Magister Bromschewsky, mit einer Vorrede vom Doctor Hoffstede (Professor in Rotterdam, „der wahre Johann Melchior der Holländer; bei tobender Ketzermacherei ein trübseliger Ignorant" K. A.), Großinquisitor. Stultorum plena sunt omnia (Adrianopel [Halle] 1790, Görlitz 1795). Auszug in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, 110, 1, 119—141.

134) Leben und Thaten des weiland hochwürdigen Pastor Rindvigius. Ans Licht gestellt von Kasimir Renatus Denarrée (Anspielung auf den Superintendent De Marées in Dessau, „dessen Kopf mit orthodoxem Häcksel angefüllt ist"), Oberpastor zu Ochsenhausen

(2 Bde., Ochsenhausen [Friedrich in Liebau] 1790, auf Kosten der Familie). (N. A. 1798.)

135) Nach dem Erscheinen seiner Selbstbiographie und der Gegenschriften ist Bahrdt vertheidigt worden von H. Tabor (Arzt in Frankfurt), Apologie des Lebens und der Meinungen Herrn Dr. K. F. Bahrdt's (Dürkheim 1791), und in der Schrift: Geladene Wolken, oder dialogisirte Darstellung der gegenwärtigen Weltlage (1791). Als Gegenstück erschien: Chr. H. Vogel's Leben, Charakter und Verdienste, geschildert und als Pendant zu Herrn Dr. Bahrdt's selbstverfertigter Lebensgeschichte herausgegeben von des Verewigten hinterlassenem ältesten Sohne W. J. A. Vogel (Erfurt 1792).

136) Zum Beweise dafür nur einige Stellen. S. 10: „Sie" (er redet Bahrdt an) „haben wenig Hoffnung, jemals nur für zwei Heller wahre Ehre bei der jetzigen und künftigen Welt zu erwerben." S. 16: „Sein Herz — o er hat keins! Die Stelle desselben nimmt eine stinkende Euterbeule ein." Er läßt Bahrdt auch merken, daß er noch manches Schriftstück in den Händen habe, womit er ihn unglücklich machen könne. „Ich bin also ein Mann, den Sie ja nicht aufbringen müssen. Sie verstehen mich."

137) Vgl. über den literarischen Faustkampf zwischen Bahrdt und Pott: Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Menken (Leipzig 1791), S. 164 fg.

138) Vgl. S. A. D. Tissot, Zimmermann's Lebensgeschichte (Zürich 1797), S. 127 fg. Ueber die Charlatanerie der Gelehrten, S. 170 fg. Obscurantenalmanach (Not. 87) auf das Jahr 1798, S. 270 fg. Goedeke, Knigge's Leben, S. 146 fg.

139) Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit Ihm, von J. C. Meywerk (Knigge), kurhannöverischem Hosenmacher (Frankfurt 1788). Zimmermann I. und Friedrich II., von J. H. F. Quitenbaum (Th. G. von Hippel), Bildschnitzer in Hannover, in ritterlicher Assistenz eines leipziger Magisters. London, gedruckt in der Einsamkeit (Berlin, Lagarde, 1790). (Trapp) Dr. Luther an den Ritter von Zimmermann (1788). Sendschreiben an den Herrn Ritter von Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend (1788). (J. F. Knüppel) Widerlegung der Schrift des Ritters von Zimmermann über Friedrich den Großen, von einem Wahrheitsfreunde. Germanien (Berlin 1788). Schreiben eines Preußen an den Herrn Ritter von

Zimmermann über das 31. Kapitel seiner Fragmente über Friedrich den Großen und die Quelle der Zimmermann'schen Rechtgläubigkeit (Frankfurt 1790). Vgl. Garve's Briefe (2 Thle., Breslau 1803), I, 403.

140) Des herzoglich braunschweigischen Ingenieur-Obristlieutenants Mauvillon gerichtliche Verhöre und Aussagen, den Verfasser der Schrift „Bahrdt mit der eisernen Stirn" betreffend (Braunschweig 1791).

141) Erklärung des Verfassers: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn (Königsberg 1791). (Von Kotzebue verfaßt und erkauft.)

142) (Kotzebue) Ueber und an Herrn A. von Kotzebue; nebst einem Postscript an die Heilige Inquisition, den Verfasser Dr. Bahrdt's mit der eisernen Stirn betreffend. Weder Zuckerbrot noch Assa foetida (Hannover und Reval 1792).

143) (Nicolai) Zwanzig ernsthafte und wohlgemeinte Vermahnungen an Herrn Dr. H. M. Marcard in Oldenburg, betreffend die Schrift Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn (1792). Der Schriftstellerteufel. Ein classisches Originallesebuch für unglückliche Autoren. Dem Herrn R. von Zimmermann gewidmet. Nebst einem Appendix, Bahrdt mit der eisernen Stirn betreffend (Berlin 1791). Garve: „Der Ekel, den die abscheuliche Scharteke «Bahrdt mit der eisernen Stirn» erregt, ist fast noch stärker als der Unwille, und der Witz, wenn einiger darin ist, verschwindet völlig unter dem Schmuze."

144) Vgl. über diese ganze Geschichte Allgemeine Deutsche Bibliothek, 114, 1, 196—223. Actenauszüge aus dem Untersuchungsproceß über C. L. Sand; nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und August's von Kotzebue (Altenburg 1821), S. 29—50: „A. von Kotzebue nach der Geschichte seiner Schrift Bahrdt mit der eisernen Stirn." A. von Kotzebue's literarisches und politisches Wirken (Tobolsk 1819), S. 23.

145) Abgedruckt unterm 26. Nov. 1791 im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 139.

146) Katechismus der natürlichen Religion als Grundlage eines jeden Unterrichts in der Moral und Religion, zum Gebrauche für Aeltern, Prediger, Lehrer und Zöglinge (Halle 1790; 2. Aufl., Görlitz 1795). Vgl. dazu: Sokratische Gespräche zur Einleitung und Erläuterung des Bahrdt'schen Katechismus der natürlichen Religion. Ein Beitrag zur Beförderung eines vorurtheilsfreien

Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes (Görlitz 1793).

147) Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter. 1.—6. St. Juli bis December (Halle 1791). Auch unter dem Titel: Kleine Erzählungen und Aufsätze für Gattinnen, Mütter und Töchter (2 Bde., 1796). Fortgesetzt von Lafontaine.

148) Auszug aus Dr. Martin Luther's Tischreden, mit Anmerkungen von Dr. K. F. Bahrdt. Prüfet alles und behaltet das Beste (Halle 1791).

149) Anekdoten und Charakterzüge. Aus der wahren Geschichte für Liebhaber des Vademecums und ernsthafte Leser. Ein Nachlaß von Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Introite: nam et heic Dii sunt! (Germanien [Halle] 1793).

150) Resultate von Dr. K. F. Bahrdt, mit Anwendungen. Nach seinem Tode herausgegeben (Frankfurt und Leipzig 1793). Das von einigen Bahrdt zugeschriebene Taschenbuch für das Verdauungsgeschäft, gedruckt zu Spaßhausen (1785), ist von G. C. Claudius.

151) Würdigung der natürlichen Religion und des Naturalismus in Beziehung auf Staat und Menschenrechte von Dr. K. F. Bahrdt (Halle 1791). Ein anderer, dem Bahrdt noch nicht genug gesagt zu haben schien, lieferte einen Bahrdt gewidmeten Nachtrag zu Herrn Dr. Bahrdt's Würdigung der natürlichen Religion, von C. H. M. (1792). Auch unter dem Titel: Dr. K. F. Bahrdt's Untersuchung, ob die Einführung der natürlichen Religion in Deutschland nach den jetzigen Friedensverträgen statthaben könne (Thorn und Danzig 1793).

152) Ueber symbolische Bücher in Bezug aufs Staatsrecht (Rostock 1789; 2. Aufl., 1790).

153) Villaume, Prüfung der Roennberg'schen Schrift über symbolische Bücher in Bezug auf das Staatsrecht (1791). Diese Schrift ist also gegen das ausdrückliche Verbot des Königs und Wöllner's, aber nicht in Berlin, gedruckt worden.

154) Prüfung der Schrift des Hofraths Roennberg über symbolische Bücher in Beziehung aufs Staatsrecht. In Briefen von Dr. K. F. Bahrdt. Erste (und einzige) Abtheilung (Halle 1791).

155) Ueber symbolische Bücher in Bezug aufs Staatsrecht. Erste Fortsetzung (Rostock und Leipzig 1792).

156) Bahrdt hat aus seiner Ehe nur Töchter hinterlassen, deren Schicksale mir unbekannt sind. Bemerkt mag hier noch werden, daß Bahrdt's Schwester, verheirathet an den Professor der Rechtsalterthümer A. F. Schott in Leipzig, die Mutter des ehrwürdigen jenaer Theologen H. A. Schott war.

157) Dr. Bahrdt's Anrede an seine Freunde beim Tode seiner ältesten Tochter, Mariane Bahrdt, die er den 21. Febr. 1791 in seinem Weinberge begraben ließ (Halle 1791).

158) Etwas über die Weinbergskrankheit des verstorbenen Dr. Bahrdt und ähnlicher noch lebender Kranken. Den Nichtärzten zur freundschaftlichen Warnung mitgetheilt von Dr. J. Ch. W. Juncker (Halle 1792).

159) In seiner Selbstbiographie, II, 270.

160) (H. W. D. Bräß) Dr. K. F. Bahrdt's unruhiges Leben und schmerzvoller Tod, für Neu- und Wißbegierige beschrieben (Halle 1792; 2. Aufl., unter dem Titel: Bahrdt's unruhiges Leben, sein Tod und Begräbniß, Halle 1792; 3. Aufl. unter dem Titel: Bahrdt's unruhiges Leben, Tod, Begräbniß und Reise nach der Ewigkeit, Halle 1792). (Ein Dreierblättchen für die Jahrmarktsbuben.) Auf Dr. Bahrdt's Tod. Seinen Freunden und Schätzern gewidmet von J. C. H. Sch—r (Schäfer) (Deutschland 1792).

161) (J. A. Hermstädt) Dr. K. F. Bahrdt's Höllenfahrt. Ein Schauspiel vom ersten Range in fünf Aufzügen (Halle 1792).' Friedrichs- und Christinenslust, auf Kosten der Bahrdt'schen Nebenkinder.

162) Schmettow schreibt 1790 an Schlözer: „Ich war in Dürkheim, als Bahrdt noch daselbst Superintendent war und ein Philanthropin hatte, wage aber noch nicht über ihn abzusprechen. Im ganzen gehört er mir zu den Leuten, die ich anhöre, wenig mit ihnen spreche, und mit denen ich mich in nichts einlasse." Schlözer antwortet: „Bahrdt kenne ich nur von Hörensagen, aber allgemein als ein très mauvais sujet." Schlözer's Leben (2 Bde., Leipzig 1828). II, 167 und 169. Dagegen sagt Büchling, welcher 1785 „das Glück hatte", Bahrdt's Vorlesungen beizuwohnen: „Der verewigte Bahrdt vereinigte in sich große Geistestalente, ausgebreitete Kenntnisse und eine seltene Herzensgüte, und hat jederzeit die Achtung aller Kenner des Edeln und Guten mit Recht verdient."

Der lüttichér Executionszug 1789 und 1790.

Ein Beitrag zur

Geschichte vom Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation

von

L. H.

Als sich im Sommer 1789 die von Necker berufenen Generalstaaten als Nationalversammlung constituirten und deren Beschlüsse vom 4. Aug. den Beginn eines Vernichtungskampfes gegen alles bisher Bestandene ankündigten, richteten sich die Blicke der gesammten gebildeten Welt mit gespanntester Aufmerksamkeit auf Paris. Namentlich folgten im benachbarten Deutschen Reiche beinahe alle Schichten der Bevölkerung in fieberhafter Erregung, wenn auch mit gemischten Gefühlen dem weitern Verlaufe der dortigen Vorgänge. Wie jenseits, so gab es auch diesseits des Rhein eine große Anzahl von Leuten, die unter dem Drucke von oft unerträglichen gesellschaftlichen und rechtlichen Misverhältnissen einen blinden, maßlosen Haß gegen Monarchie, Adel und Kirche in ihrem Herzen großgezogen hatten. Hüben wie drüben hatten sich die Köpfe angesichts einer unerquicklichen Vergangenheit und Gegenwart mit phantastischen, alles umfassenden Planen erfüllt, die eine bessere, eine ideale Zukunft neugestalten sollten. Hier wie dort mußten die ausschweifendsten Hoffnungen als Ersatz für die mangelnden Erinnerungen dienen, mußten unfruchtbare Theorien an die Stelle der fehlenden Erfahrung treten. Und wie die utopischen Träume der Feuillants auf die Geister der Gebildeten ansteckend wirkten, so die Nachrichten von der Erstürmung der Bastille und den anarchischen Zuständen in den französischen Provinzen auf die untern Volksklassen, die im Deutschen Reiche nicht weniger unter der Last der Feudalrechte zu leiden hatten, nicht weniger gern zu Aufstand und Empörung bereit und geneigt waren als das

Volk der harten Fäuste im königlichen Frankreich. So gärte es denn im Sommer und Herbst des Jahres 1789 allerorten im Reiche; am häufigsten und lautesten trat aber die allgemeine Unzufriedenheit in den westlichen Reichskreisen zu Tage. Theils der Umstand, daß gerade diese die meisten kleinen reichsunmittelbaren Territorien zählten, theils die Nachbarschaft Frankreichs können diese Erscheinungen genügend erklären. Wir wollen im Nachfolgenden auf ein Ereigniß näher eingehen, das für die morschen Staatsverhältnisse im Deutschen Reiche eine traurige Berühmtheit erlangt hat, und zugleich Gelegenheit bietet, einen Blick auf den trostlosen Zustand zu werfen, zu welchem die früher mit Recht so sehr gerühmte deutsche Wehrkraft im Laufe einiger Jahrzehnte herabgesunken war.

Dies Ereigniß ist die Revolution zu Lüttich und die dagegen angeordnete Reichsexecution in den Jahren 1789—91. Die eigenthümliche Verkettung der Umstände und die mangelhaften Aufschlüsse, welche man in neuern Werken darüber findet, dürften ein näheres Eingehen auch auf den politischen Theil dieser Episode rechtfertigen.

Wie zu frühern Zeiten in fast allen deutschen Reichslanden, so theilten sich auch in dem Fürstbisthum Lüttich von jeher der Bischof als Regent mit seinen Landständen in die Regierungsgewalt. Nach dem Frieden zu Fexhe vom Jahre 1316, welcher als vornehmstes lütticher Staatsgrundgesetz betrachtet wurde, war ausdrücklich festgesetzt worden, daß von dem Bischof einseitig und ohne Bewilligung jedes einzelnen der drei Stände — Domkapitel, Adel und Städte — kein Gesetz weder gegeben, noch geändert, noch erklärt werden solle. Der Staatsgerichtshof der — durch die Bürgerschaft frei gewählten — Zweiundzwanziger war berufen, über die Aufrechthaltung des Landfriedens, der Rechte der Nation, der innern Ruhe und Ordnung zu wachen. Als aber nach

Abschluß des Westfälischen Friedens die einzelnen Landesfürsten, gestützt auf ihre seitdem stehenden Heere, sich der unbequemen Mitregentschaft ihrer Landstände zu entledigen und allmählich in unbeschränkte Herrscher zu verwandeln trachteten, begann auch in Lüttich das Bestreben der Fürstbischöfe, den ihrer Machtentwickelung allein gefährlichen Bürgerstand seiner uralten Rechte zu berauben. Dem kühnen und herrschsüchtigen Fürstbischof Heinrich Maximilian von Baiern gelang es endlich im November 1684, mit Hülfe im Lande liegender französischer Besatzungen ein Reglement durchzusetzen, gemäß welchem von nun an die Ernennung der Vertreter der Städte in den Ständen, wie auch die Wahl des ständischen Ausschusses, genannt die Zweiundzwanziger, dem Belieben des Regenten anheimgestellt ward. Eingeschüchtert und in Schrecken erhalten durch die Vorsichtsmaßregeln einer gewaltthätigen Willkürherrschaft wagte keiner der Unterthanen innerhalb der nächsten Jahrzehnte eine Klage über den vollzogenen Reichsfriedensbruch beim Reichskammergericht einzureichen, und daß dieses aus eigenem Antriebe zu Gunsten von Unterthanen gegen einen mächtigen Reichsprälaten aus einem der ältesten Fürstengeschlechter Europas ein Mandat erlassen würde, durfte bei der Beschaffenheit dieses höchsten Reichsgerichts nicht gewärtigt werden. So geschah gegen diesen fürstlichen Reichsfriedensstörer nichts, und seine Nachfolger konnten der Wahrheit gemäß behaupten, daß die Gültigkeit des Reglements von 1684 durch niemand angefochten worden sei und demnach unzweifelhaft zu Recht bestehen müsse. Aber die Bürgerschaft Lüttichs dachte anders und wartete von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf eine Gelegenheit, die ihr gestatten würde, sich wieder in den Besitz ihrer frühern Rechte zu setzen. Sie mußte lange darauf warten, über hundert Jahre.

Die Auflage einer neuen Steuer, der unaufhörlich zu-

nehmende Betrag der Staatsschuld, eine im Jahre 1788 eintretende Getreidenoth brachten allmählich den Geist der Unzufriedenheit in Lüttich dem Ausbruche nahe. Einem zwischen dem Fürstbischof und einigen Adelichen über das Monopol der Spielbank in Spaa sich erhebender Proceß, der dem Reichskammergericht zur Entscheidung übergeben wurde, folgte fast das ganze Land in gespannter Erregung und unverkennbarer Parteinahme gegen den Fürsten. Und als nach dem Bastillesturm die Stimmung, namentlich der Bevölkerung der Stadt Lüttich, immer unbotmäßiger wurde, hielt der Fürstbischof für gerathen, einen ersten versöhnenden Schritt zu thun, indem er am 13. Aug. 1789 sein Domkapitel in feierlicher Weise aufforderte, im Namen der Geistlichkeit auf die dieser bisher zustehenden Abgabenfreiheit zu verzichten. Am 17. berief er dann auf den letzten des Monats den Landtag zu dem Behufe, eine Gleichheit der Abgaben unter den verschiedenen Ständen der Nation zu Wege zu bringen.[1])

Das lütticher Volk, welches, und nicht mit Unrecht, in diesen Concessionen des als streng conservativ bekannten Fürstbischofs — eines Grafen von Honsbroech — ein Symptom der Furcht zu erblicken meinte, und welches andererseits nicht gewillt war, den bisherigen Repräsentanten des Bürgerstandes, wie sie nach dem Reglement von 1684 einberufen worden, auch fernerhin die Vertretung seiner wichtigsten Interessen zu überlassen, setzte durch einen tumultarischen Aufstand am 18. Aug. seinen Magistrat ab und wählte aus den beliebtesten und achtbarsten Bürgern der Stadt einen neuen. Dann organisirte es eine Bürgermiliz, welche sich sogleich, ohne von den bischöflichen Truppen Widerstand zu erfahren, in den Besitz der Citadelle setzte und allmählich auch die nicht unbeträchtlich gefährdete öffentliche Ruhe wiederherstellte. Denn der durch zahlreiche Fabrikarbeiter verstärkte Pöbel der Stadt hatte nicht ver-

fehlt, mancherlei grobe Ausschweifungen zu verüben, unter anderm auch mit bewaffneter Hand die Gefängnisse und Zuchthäuser gestürmt und sämmtliche Gefangene aus ihrer Haft befreit. Trotz dieser offenkundigen gar nicht zu leugnenden Gewaltthaten hatte der Fürstbischof alle am 18. Aug. von den Aufständischen gefaßten Beschlüsse und ergriffenen Maßregeln nicht nur gutgeheißen, sondern sich auch mit einer gewissen Ostentation beflissen, die beiden neuen Bürgermeister Chestret und Fabry zu Tische zu laden und mit andern Aufmerksamkeiten zu überhäufen, obwol jedermann bekannt war, daß gerade diese beiden Männer wegen ihrer notorisch liberalen Gesinnungen von jeher bei Hofe sehr misliebig gewesen waren.

Als nun auch die Bürgerschaften der Landstädte, dem Beispiel der Hauptstadt folgend, ihre bisherigen Behörden absetzten und neue ernannten, und zwar nicht ohne daß, wie in Verviers, Theux und Spaa, ziemlich bedeutende Excesse und Gewaltthätigkeiten vorfielen und der Fürstbischof dennoch keine Worte des Tadels oder der Misbilligung vernehmen ließ, sondern alles Vorgefallene guthieß und bestätigte, gab sich das ganze lütticher Land, vor Freude und Jubel trunken, dem süßen Wahne hin, eine totale Staatsumwälzung ohne Blutvergießen und innerhalb weniger Tage vollzogen zu haben.

Der Wahn sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein; am 27. Aug. entfernte sich der Fürstbischof, nur von seinem Neffen und Weihbischof, dem Grafen Mean begleitet, heimlich aus seinem Lustschlosse Seraing und flüchtete nach der Abtei St.-Maximin bei Trier. Und am gleichen Tage erließ das Reichskammergericht zu Wetzlar in einem Anlaufe unerhörter Thatkraft an die ausschreibenden Fürsten und Directoren des westfälischen Kreises (den Kurfürsten von Köln als Fürstbischof von Münster, den König von Preußen als Herzog von Kleve und den Kurfürsten von

Pfalzbaiern als Herzog von Jülich) ein Decret, durch welches es diesen aufgab, „mit erforderlicher Mannschaft auf Kosten der lütticher Rebellen, den Fürstbischof mit seinen Räthen, Dienern und treu gebliebenen Unterthanen wider alle Gewaltthätigkeiten kräftigst zu schützen, öffentliche Ruhe und Sicherheit, besonders aber in der Hauptstadt sowie im ganzen Lande die Regierungsverfassung wieder in den Stand herzustellen, wie sie vor der Empörung gewesen, die abgesetzten Magistratspersonen wieder in ihre Aemter einzusetzen und darin bis zur neuen Wahl zu belassen, welche nach der bisherigen Form vorgenommen und von welcher die tumultuarisch angestellten Personen ausgeschlossen sein sollten, endlich gegen die Urheber der Rebellion zu inquiriren, sie in gefängliche Haft zu bringen, die Flüchtigen aber mit Steckbriefen und Güterbeschlag verfolgen zu lassen“.

Die ungewohnte Energie des Reichskammergerichts und die unzweideutige Fassung dieses seines Mandats ließen dem unbefangenen Beobachter keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Aufstand vom 17. und 18. Aug. vom gesammten Deutschen Reiche und dem Fürstbischof selbst als ein Reichsfriedensbruch[2]) betrachtet und behandelt werden würde, welche Versicherungen von Uebereinstimmung und Approbation der vollzogenen Verfassungsreform die Schreiben des letztern an seine Landstände vom 26. Aug., 17. und 28. Sept. auch immer enthalten mochten.[3])

Bei dem schwerfälligen und verwickelten Mechanismus der Heiligen Römischen Reichs-Maschine mußten zwar allerdings noch einige Monate verfließen, ehe die angekündigte und anbefohlene Reichsexecution in fühlbare Wirklichkeit treten konnte; nichtsdestoweniger war jedoch in die Länge mit derlei Dingen nicht zu spaßen und blieb es stets das Sicherste, solchen Gewaltmaßregeln bei zeiten durch Gewinnung eines einflußreichen Bundesgenossen die Spitze ab-

zubrechen. Ein solcher schien vor allen der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., zu sein, der, wie ungleich auch sonst seinem großen Vorfahren, sich zur politischen Aufgabe gestellt hatte, wie Friedrich II. dem wirklichen und vermeintlichen Uebergewichte des habsburgischen Kaiserhauses im Deutschen Reiche mit Nachdruck entgegenzutreten. Der Umstand, daß dieser mächtige Reichsfürst als Herzog von Kleve sich unter denjenigen befand, die zur Executionsvollstreckung gegen die lütticher „Empörer" designirt waren, konnte nur ein Grund mehr sein, sich seiner Mithülfe rechtzeitig zu versichern. Wenngleich aber auch dem nach Berlin entsendeten Bürgermeister Fabry mislang, den König für die Sache seiner Vaterstadt direct zu gewinnen, so erreichte er doch durch seine diplomatische Gewandtheit so viel, daß der ebenso rechtschaffene als aufgeklärte klevische Geheime Kreisdirectorialgesandte, Christian Wilhelm von Dohm, von seinem Monarchen den Auftrag erhielt, sich persönlich von den bestehenden Verhältnissen in Lüttich zu überzeugen und nach den dortselbst gepflogenen Wahrnehmungen seine zukünftige Haltung zu regeln. In der That war diese für die lütticher Insurgenten so günstig, daß zwischen dem klevischen Directorialgesandten einer- und jenen von Münster und Jülich andererseits sofort eine vollständige Verschiedenheit der Ansichten zu Tage trat, selbstverständlich zum großen Verdruß des Fürstbischofs von Lüttich, der beiden andern Directoren des westfälischen Kreises und selbst des hochpreislichen Reichskammergerichts.

Zum Beweis, daß es dem König von Preußen Ernst sei, den Ansichten des Herrn von Dohm, trotz des Widerspruchs der übrigen Reichsstände und ihrer Gesinnungsgenossen, die vollkommenste Anerkennung zu verschaffen, erklärte er als Executionscommando etwa 4000 Mann stellen zu wollen, während die beiden andern Kreisdirectoren, Mün-

ster und Jülich, sich mit der Aufstellung von je 1000 Mann begnügten. Was aber auf der einen Seite die Gunst der preußischen Regierung für den Augenblick gut machte, das verdarb auf der andern Seite der rechthaberische Starrsinn des Fürstbischofs und seiner Gesinnungsgenossen gründlich und für alle Zeiten. In Lüttich hatte nämlich schon die Bekanntmachung des reichskammergerichtlichen Mandats, dann die fruchtlosen Bemühungen der Stände, die Folgen derselben abzuwenden, die beständige Weigerung des Fürstbischofs, nach seinen Staaten wieder zurückzukehren, endlich der unaufhaltsam und immer näher heranrückende Zeitpunkt der Reichsexecution bei den bisherigen Machthabern Zweifel über den Bestand und die Fortdauer der neuen Staatsverfassung hervorgerufen und die Sicherheit und Festigkeit ihrer Haltung erschüttert, welche zudem einer aufgeregten Bevölkerung gegenüber doppelt nöthig gewesen wären. Arge Unordnungen und Ruhestörungen fanden während der Monate September und October statt, den Pfarrern in Lüttich wurden von dem habgierigen Pöbel die Kapital- und Stiftungsbriefe geraubt, der Magistrat von einem Volkshaufen zu unsinnigen Entschließungen gezwungen, die Patriotengarde von andern mit Schüssen und Steinwürfen angegriffen. Zwar gelang es dem energischen Auftreten des Bürgermeisters Chestret, mit Hülfe dieser Garde und der Bürgermiliz eine leidliche Ordnung wiederherzustellen und die Haupträdelsführer zu bestrafen, aber das Vertrauen auf eine ungetrübte Entwickelung gedeihlicher Zustände war bereits so geschwunden, daß selbst der preußische Gesandte Baron von Senfft-Pilsach, der bis dahin ununterbrochen in Lüttich geblieben war, nunmehr vorzog, sich nach Limburg zurückzuziehen. Gleichzeitig mit der durch das Gerücht noch vergrößerten Nachricht von diesen Zwistigkeiten erhielt nun der Fürstbischof die am 12. Oct. vollendeten Grundartikel

für die zukünftige Verfassung des lütticher Landes zur Genehmigung vorgelegt; es war nicht zu verwundern, daß er unter dem Eindruck dieser Nachrichten in seinem Erlaß vom 15. Oct. seine Sanction verweigerte. Was aber allgemeine Ueberraschung und Bestürzung erregte, war der Schlußsatz: daß er die Sanction nicht ertheilen könne si longtemps qu'on n'y aura pas rétabli l'ordre, la constitution la paix et la sûreté publique et particulière, et avant que les trois Etats ne soient légalement composés et assemblés. Damit stellte der Fürstbischof die Gesetzmäßigkeit der von ihm selbst in dieser Zusammensetzung berufenen und wiederholt als legal anerkannten Ständeversammlung direct in Abrede. Nach dieser unumwundenen Erklärung konnte auf eine friedliche und definitive Beilegung des Conflicts zwischen dem Volke und seinem Fürsten nicht mehr gehofft werden. Mochte auch, wie wir gleich hören werden, eine nochmalige Vermittelung versucht und eine einstweilige militärische Besetzung des Fürstbisthums ohne Anwendung von Gewalt erreicht werden, früher oder später mußten die feindlichen Gegensätze heftig aneinandergerathen, mußte diejenige Partei, die in Wirklichkeit und nicht nur scheinbar die größere Gewalt besaß, den Sieg davontragen.

Gerade um die Zeit, als der lütticher Zwist in dieses Stadium der Unlösbarkeit überging, vollzog sich in den benachbarten belgischen Provinzen des österreichischen Erzhauses eine Umwälzung, die eine Nachahmung der lütticher im großen Stile werden, zu einem gleichen Scheinabschluß gelangen und endlich der gleichen Partei zum Siege verhelfen sollte. Eine Vereinigung der bisher siegreichen brabantischen Insurgenten mit den lütticher Patrioten wurde von beiden Seiten gewünscht und angebahnt, und schon bereiteten sich die Brabanter vor, den letztern zum bewaffneten Widerstand gegen die bereits über die Landesgrenze

vorgerückte Reichsexecution eine zahlreiche Hülfsschar zuzuschicken. Eine solche Allianz dünkte aber der Mehrheit in den lütticher Ständen doch allzu gefährlich und in richtiger Würdigung der Verhältnisse entsandten sie eine Deputation in das Lager der Reichsexecutionstruppen bei Alden Goer in der Grafschaft Hoorn, um die Directorialgesandten zu beschwören, das lütticher Volk nicht durch eine bedingungslose Anwendung der Gewalt zur Verzweiflung und in die Arme der brabantischen Allianz zu treiben.

Um dieser ständischen Deputation eine gemeinsame Antwort zu ertheilen, versammelten sich die drei Reichscommissare am 26. Nov.; aber schon die ersten Worte ließen deutlich erkennen, daß sich die bereits früher bestehende Meinungsverschiedenheit des klevischen Directorialgesandten mit jenen von Münster und Jülich seit den neuesten Vorfällen nur noch geschärft habe. Keine der beiden Parteien war gesonnen nachzugeben, und so kam es, daß die lütticher Deputation anstatt mit einer, sogar mit zwei Antworten nach Hause kehrte. Während die Gesandten von Münster und Jülich in ihrem Erlasse vom 26. Nov. das Decret des Reichskammergerichts vom 27. Aug. in seinem vollen Umfange aufrecht erhielten, stellte der klevische Gesandte von Dohm in seinem Schreiben von gleichem Datum eine Erklärung des Inhalts aus, daß alle bisher an der neuen Regierung des Fürstbisthums Lüttich betheiligt gewesenen Persönlichkeiten nichts für ihre Personen und Güter zu befürchten haben sollten, wenn sie die öffentliche Ruhe und Ordnung handhaben, sich dem Einrücken der Executionstruppen auf keine Art widersetzen und nach dem Eintreffen sofort alle innegehabten Stellen niederlegen würden. Für deren Wiederbesetzung durch freie Wahl, analog zu den Bestimmungen der alten Verfassung und des Vertrags von Fexhe, versprach der klevische Directorialgesandte sich drin-

gend verwenden zu wollen. Bis zur vollzogenen Einsetzung der neuen Verwaltung sollte eine provisorische Regierung niedergesetzt werden, deren Zusammensetzung nach einem Vorschlage des klevischen Gesandten erfolgen sollte. Diese Erklärung des Herrn von Dohm, welche von der Deputation nach Lüttich zurückgebracht und dort sogleich veröffentlicht wurde[4]), hatte den gewünschten Erfolg; sie dämpfte sofort die Aufgeregtheit der Gemüther und drängte bei der Aussicht auf eine friedliche Beilegung des Conflicts die Wünsche nach einer Allianz mit den insurgirten Brabantern vorläufig vollständig in den Hintergrund. Baron Senfft-Pilsach, der nun wieder von Limburg nach Lüttich zurückkehrte, wurde unter allgemeinen Aeußerungen der Freude empfangen, und die von dem preußischen General von Schlieffen befehligten klevischen und jülichschen Executionstruppen rückten, ohne auf einen Widerstand zu stoßen, am 30. Nov. vor die Hauptstadt, wurden in den Vorstädten Lüttichs einquartiert und besetzten die Citadelle, welche ihnen von der Bürgermiliz freiwillig eingeräumt wurde.

Das klevische Contingent bestand aus 4000 Mann Preußen, welche, wie schon bemerkt, vom General von Schlieffen befehligt wurden und in taktischer Ausbildung und Disciplin so vortreffliche Truppen waren, als es unter der damals herrschendnn Mode der Paradekünstelei überhaupt möglich war.

Das jülichsche Contingent bestand aus 1200 Mann Pfalzbaiern in zwei Bataillonen und zwei Escadrons mit 4—6 Geschützen. Die Abtheilungen waren sogenannte „niederländische"[5]); Oberst von Baaden befehligte dieselben.

Das münsterische Contingent endlich, aus 994 Mann mit 71 Pferden bestehend, war ebenfalls aus zwei Bataillonen formirt und von dem kurkölnischen Generalmajor Baron Benghe befehligt. Dasselbe trennte sich auf Befehl des

Kurfürsten von Köln noch vor dem Anmarsche des Executionscommandos auf Lüttich von den Preußen und Pfälzern und bezog in der zu Oesterreichisch-Niederland gehörigen Grafschaft Limpurg um Herve Quartier.[6]) Der Grund, warum die münsterischen Truppen an der Besetzung des lütticher Landes keinen Theil nahmen, ist lediglich in der Unzufriedenheit zu suchen, welche der Fürstbischof von Lüttich und der ihm geistig verwandte Kurfürst von Köln über das eigenmächtige Vorgehen des klevischen Directorialgesandten von Dohm empfanden. Es würde zu weit führen, auf den langathmigen und weitschweifigen Depeschenwechsel näher einzugehen, der sich infolge dieser Meinungsverschiedenheit zwischen Preußen einerseits und dem Fürstbischof von Lüttich, den Kurfürsten von Köln, Mainz, Baiern, dem Reichskammergericht u. s. w. andererseits entspann und der nur zur Folge hatte, daß sich die Sympathie aller vernünftigen und gebildeten Menschen in dem Maße dem Verhalten des preußischen Königs und seiner Regierung zuwandte, als sie mit jedem Tage für die eigensinnig und unklug an dem starren Herkommen Festhaltenden mehr und mehr verschwand.[7]) Es genügt, das Endresultat dieser Verhandlungen anzuführen. Da der Fürstbischof sich beharrlich weigerte, nach Lüttich zurückzukehren und zu einer gütlichen Beilegung die Hand zu bieten, da er sogar dem König Friedrich Wilhelm II. auf dessen Schreiben vom 9. März in verletzender und hochmüthiger Weise antwortete, so erließ der König von Preußen, seiner bisherigen Vermittelungsrolle überdrüßig, am 6. April 1790 eine Schlußnote[8]) an den Reichstag und die deutschen Höfe. Er rechtfertigte darin mit kurzen Sätzen sein bisheriges Verhalten in dieser Angelegenheit, legte die Beweggründe seines Handelns unumwunden dar und erklärte zum Schlusse, daß seine Truppen, nachdem sie sich durch die freiwillige Unterwerfung der

lüttichter Unterthanen ungehindert in den Besitz dieser Stadt hätten setzen können, mit Ehre unmöglich mehr die wörtliche und vollkommene Vollstreckung der kammergerichtlichen Mandate zu unternehmen im Stande seien. (Depuis ce temps là les commissaires et les troupes du roi ne pouvaient plus faire avec honneur l'exécution verbale et plénière des sentences de Wetzlar.)

Da inzwischen das Reichskammergericht nicht abließ, immer und immer wieder auf sofortige Ergreifung der strengsten Maßregeln zu dringen, so ertheilte der König von Preußen endlich seinen in Lüttich befindlichen Truppen den Befehl zum Abmarsch nach Preußisch-Geldern. Dieser erfolgte am 16. April nicht nur von seiten der preußischen, sondern auch von jener der pfälzischen Executionstruppen, welch letztere nach einem vergeblichen Versuche, die wichtigsten Posten des Landes sowie die Citadelle von Lüttich von den Preußen eingeräumt zu erhalten, vorzogen, gemeinsam mit diesen das Land zu verlassen, anstatt in einer Stärke von nicht viel über 1000 Mann inmitten der aufgeregten und bewaffneten Bevölkerung einer großen Fabrikstadt zurückzubleiben, ohne vorläufige Aussicht auf einen Ersatz und ohne die Möglichkeit eines spätern Rückzugs.

Mit dem Abmarsch der Preußen endigte jede fernere directe Theilnahme des Königs Friedrich Wilhelm an dieser ganzen Angelegenheit, obwol später noch öfter sein Schutz von den lüttichter Ständen angerufen wurde; mit dem Abzuge der Preußen endigte aber auch der Zustand der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wieder, den General von Schlieffen mit kluger und energischer Umsicht seit seiner Anwesenheit in Lüttich trotz mehrfacher versuchter Gewaltausbrüche aufrecht zu erhalten gewußt hatte.

Für den Augenblick zwar schien sich bei den Häuptern der Bewegungspartei die Energie zu verdoppeln, an deren

Geltendmachung, sie bisher die Anwesenheit der Executionstruppen behindert hatte. Die lüttiche Citadelle, sowie sämmtliche feste Plätze im Lande, deren Besetzung durch die Nationalmiliz unmittelbar nach dem Abmarsch der Preußen und Pfälzer stattgefunden hatte, wurden so schleunig als möglich in den Vrrtheidigungsstand gesetzt; Erdschanzen wurden aufgeworfen, alles vorhandene Geschütz auf die Wälle gefahren, in den Laboratorien und Gewehrfabriken unermüdlich gearbeitet. Die Errichtung zwei neuer Regimenter regulärer Infanterie je zu 1000 Mann, dann eines Corps Cavalerie wurde decretirt, die Bürger von Lüttich leisteten sprengelweise dem Magistrat den feierlichen Eid: dem Volke, dem Gesetze und dem Stadtmagistrat getreu zu sein und die Revolution vom 18. Aug. 1789 zu behaupten. Ein Manifest vom 26. April, durch die Stände erlassen, forderte endlich die gesammte „lüttiche Nation“ auf, ihre Ehre und Freiheit mit bewaffneter Hand gegen die Feinde des Vaterlandes zu vertheidigen. Die Landbevölkerung zögerte nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und ganze Gemeinden, besonders aus der Grafschaft Looz und dem Marquisat Franchimont, zogen in kriegerischer Begeisterung nach der Hauptstadt, wo sie mit den vortrefflichen Gewehren, welche schon damals die Waffenfabriken Lüttichs in großer Anzahl erzeugten, bewaffnet und einexercirt wurden. Nicht weniger als 27000 Mann ließen sich in der ersten Woche zum Kriegsdienste einschreiben. Zur Leitung der Vertheidigungsanstalten und zum Oberbefehl der gesammten bewaffneten Macht wurde ein ehemaliger kaiserlicher Oberst Namens Donceel berufen; die Führung der einzelnen Corps und Regimenter wurde zum größten Theil den hervorragendsten Parteihäuptern übertragen. Dem Geldmangel, welcher infolge der beinahe fünfmonatlichen Unterhaltungskosten der Executionstruppen aufs höchste gesteigert war,

suchte man vorderhand dadurch abzuhelfen, daß man freiwillige Beiträge von Einwohnern und Stiftern erhob, und die Einkünfte des Fürstbischofs einbehielt.

Diese Maßregel, welche am 21. April gegen den Landesfürsten — qui se déclare hautement l'ennemi de la nation et qui semble n'user de ses revenus que pour chercher à en hâter la ruine — vom dritten Stande beschlossen wurde, war nicht die einzige, welche an diesen und den folgenden Tagen verständlich verkündigte, daß die Machthaber in Lüttich nöthigenfalls entschlossen seien, dem Beispiel der Pariser auch noch ferner zu folgen. Der von der französischen Assemblée nationale am 17. April decretirten Einziehung des Kirchenguts entsprachen wenigstens die ebenerwähnte Ordonnanz des dritten Standes zu Lüttich gegen den Fürstbischof, ferner ein Decret, welches die nach dem Abmarsche der Preußen nach Aachen entwichene Mehrheit des Domkapitels aufforderte, innerhalb dreier Tage nach Lüttich zurückzukehren, widrigenfalls „les absens seront déclarés ennemis et félons de la patrie et que leurs biens en conséquence seront confisqués au profit de la caisse publique". Am 24. April erfolgte dann die Aufhebung des Geheimen Raths und die Einsetzung eines aus neun Mitgliedern bestehenden conseil de régence, der alle bisher dem Fürstbischof zugestandenen Regierungsacte von nun an im Namen der Nation auszuüben berechtigt wurde.[9]) Daß Beschlüsse solchen und ähnlichen Inhalts von dem Reste des Domkapitels und selbst von den Vertretern der Ritterschaft nicht ohne Widerstreben anerkannt werden würden, mochten sich auch die Herren des dritten Standes nicht verhehlt haben; immer aber konnten sie hoffen, daß es ihnen nach und nach gelingen würde, ihre Gegner durch Einschüchterung zur Beistimmung zu bewegen. Aber auch unter dem Volke selbst und namentlich im Landvolke fand sich eine

zahlreiche Partei, die zwar mit Eifer zu den Waffen gegriffen, um sich den Besitz abhanden gekommener Rechte wiederzuerobern, die aber nicht im mindesten gewillt waren, für die Plane und Absichten einiger Ehrgeiziger oder Phantasten ihre Haut zu Markte zu tragen. Den täglich mehr ins Abwärtsrollen gerathenden Staatskarren vermochte nun der Widerstand einer zudem nicht energischen Minderheit in seinem Laufe freilich nicht anzuhalten, aber auch hier wie überall trat die lähmende Wirkung des Parteitreibens und des innern Zwiespalts allmählich zu Tage.[10]) Und die lütticher Patrioten hatten es eben nicht nöthig, sich und ihre Widerstandskraft durch Zerwürfnisse im Innern zu schwächen, da sich gerade im Frühjahr 1790 die Verhältnisse für sie besonders ungünstig zu gestalten schienen.

Gleich nach dem Abzuge der Preußen hatte nämlich das Reichskammergericht, gedrängt von dem Fürstbischof von Lüttich und seinem thätigen Agenten in Wetzlar, Herrn von Zwierlein, ein abermaliges Mandat an die kreisausschreibenden Fürsten des westfälischen Kreises erlassen, welchem alsbald eine Aufforderung an den kurrheinischen, oberrheinischen, schwäbischen und fränkischen Kreis nachfolgte. In derselben wurden die genannten Reichskreise aufgerufen, das wetzlarer Executionsmandat ungesäumt und seinem Wortlaute nach in Vollzug zu setzen, nachdem die „von klevischer Seite den Rebellen beim Einmarsch der Truppe ertheilte ganz executionswidrige Zusicherung" von dem Fürstbischof nicht anerkannt worden und mit dem rechtskräftigen Urtheil vom 4. Dec. nicht vereinbarlich sei.

Die also aufgeforderten Kreise zeigten sich größtentheils geneigt, diesem Aufruf mit Nachdruck Folge zu leisten; namentlich die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier erließen sogleich die nöthigen Befehle zur Mobilmachung des sie treffenden Truppentheils vom Executionscommando. Als

der eifrigste von allen kreisausschreibenden Fürsten bewies sich jedoch Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern, dessen energische Parteinahme gegen die lütticher Patrioten doppelt gefährlich schien, nicht nur weil er der mächtigste dieser Fürsten war, sondern namentlich deshalb, weil er nach dem am 20. Febr. 1790 erfolgten Tode Joseph's II. das Reichsvicariat für die vordern Reichskreise übernommen hatte. Es mag dieser Umstand mitgewirkt haben, den Kurfürsten zu bestimmen, für schleunige und vollkommene Erfüllung des reichskammergerichtlichen Urtheils eine erhöhtere Thätigkeit zu entwickeln, als er vielleicht in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Pfalzbaiern sonst wol für nöthig erachtet hätte. Der Hauptgrund für seine entschiedene und entscheidende Haltung in dieser Angelegenheit darf jedoch mit Bestimmtheit in der bei ihm auftauchenden Besorgniß gesucht werden, daß das von Lüttich und Brabant gegebene Beispiel allmählich auch auf die übrigen deutschen Lande ansteckend wirken könne. Schon waren in Stablo und Malmedy, in Simmern, Bruchsal, Deidesheim, Niederkirchen Blieskastel, in der Ortenau und an andern Orten Unruhen ausgebrochen, die das Einschreiten der bewaffneten Macht nöthig gemacht hatten. Aehnlichen Vorfällen auch in andern Gegenden des Reichs rechtzeitig zuvorzukommen, glaubte der Kurfürst kein anderes Mittel geeigneter, als durch Bestrafung der Lütticher für die übrigen zum Aufruhr geneigten deutschen Unterthanen ein abschreckendes Beispiel zu statuiren. Und so auffallend auch Karl Theodor bis an sein Ende an einer fast hartnäckigen Friedensliebe festhielt — wie er denn seit Ausbruch der Revolution vor jeder Einmischung in die innern Staatshändel Frankreichs warnte, und auch später bei seiner gezwungenen Theilnahme am Reichskriege sich höchst vorsichtig nur auf das unumgänglich Nöthige beschränkte — im vorliegenden Falle hielt er sich

überzeugt, daß nur schlenniges und energisches Handeln das einzig richtige Verfahren sei.

Aber nicht allein daß die Gegner der lütticher Volkssache im Deutschen Reiche ungewöhnliche Anstrengungen aufboten, um die Rebellen zu Paaren zu treiben, so konnten letztere auch auf eine Hülfe ihrer bisherigen Beschützer und Bundesgenossen nicht mehr rechnen. Der König von Preußen, welcher seither allein einer friedlichen Vermittelung zwischen den beiden streitenden Parteien das Wort geredet, hatte sich, und wie wir wissen mit dem festen Entschlusse zurückgezogen, nichts mehr mit der lütticher Sache zu thun haben zu wollen, — ein Entschluß, den er auch bis zum Ende durchführte. Die brabanter Insurgenten aber, mit denen, wie oben erwähnt, im November 1789 die Lütticher ein Schutz- und Trutzbündniß verhandelt hatten, dessen Abschluß nur die Antwort des Herrn von Dohm vom 26. Nov. in die Ferne rückte, sahen sich um diese Zeit theils durch innern Zwiespalt, theils durch das Anrücken zahlreicher österreichischer Heere vollends außer Stand gesetzt, irgendjemand ihre Hülfe gewähren zu können, vielmehr daß sie selbst fremder Hülfe bedurft hätten. Zwar erschien der Staatssecretär des belgischen Congresses, van Eupen, in den letzten Tagen des April in Lüttich und hatte dort mit dem Grafen von Lannoy, den Bürgermeistern Fabry und Chestret und andern politischen Führern eine geheime Unterredung, die vermuthlich auf eine gegenseitige Allianz Bezug hatte. Da aber der Abschluß derselben für keinen der beiden Theile mehr einen wesentlichen Vortheil darbot, so unterblieb er, wenn auch aus andern Gründen, diesmal wie das erste mal und kam niemals wieder zur Sprache.

Zu dem gänzlichen Alleinstehen der lütticher Insurgenten und zu den ungewöhnlichen Anstrengungen ihrer Gegner kam nun auch noch ein weiterer für die erstern

ungünstiger Umstand, und der war, daß die Executionsarmee zur Erfüllung ihrer Aufgabe die gute Jahreszeit auf die Dauer von mindestens fünf Monaten vor sich hatte. Und dieser Umstand, der im Kriege niemals unterschätzt werden darf, fiel bei der damaligen Art der Kriegführung und für ein Unternehmen, wo man auf feindlichem, von Lebensmitteln entblößtem Gebiete, in einer flachen, oft sumpfigen, überall offenen Gegend gegen wohlbefestigte und hartnäckig vertheidigte Orte den Krieg führen mußte, doppelt schwer ins Gewicht.

So schien denn alles zusammenwirken zu wollen, um die Hoffnung des Fürstbischofs von Lüttich auf eine schleunige Besiegung und Unterwerfung seiner empörten Hauptstadt möglichst bald zu verwirklichen, denn daß die ungeregelten, wenn auch immerhin 25—30000 Mann starken Haufen des lütticher Volks den regulären Bataillonen des Reichscontingents auf die Dauer einen ernsthaften Widerstand zu leisten im Stande sein könnten, hielt unter Tausenden nicht einer für eine denkbare Möglichkeit.

Werfen wir nun der Merkwürdigkeit halber einen Blick auf die Zusammensetzung des Reichsexecutionsheeres und auf die Beschaffenheit der einzelnen Contingente. Vollzählig bestand das Executionsheer aus drei Brigaden: der kurpfalzbairischen, der kurmainzischen, der kurköln- und kurtrierischen. Die erste, befehligt vom pfalzbairischen Generalmajor Fürsten Moritz Ysenburg, bestand aus einem niederländischen und einem pfälzischen Corps; das niederländische[11]), welches schon im vorigen Jahre zum Executionscommando gehört hatte, war, wie schon oben erwähnt, aus je einer Division (zwei Compagnien) des kurpfälzischen 4. Grenadierregiments, des 4., 7. und 14. Füsilierregiments, also 8 Compagnien, einer Escadron des 1. Dragoner- und einer des 2. Kürassierregiments und 6 Geschützen formirt,

und wurde die Cavalerie von dem Oberstlieutenant Baron Zandt, die Infanterie aber von dem Oberst des 4. Grenadierregiments Baron von Baaden befehligt. Das pfälzische Corps war aus je einer Division des 3. Grenadierregiments, des 1. Feldjägerregiments, dann des 1., 2., 3., 10., 12. und 13. Füsilierregiments, in Summa 16 Compagnien, zwei Escadrons[12]), des 1. Chevauxlegersregiments und 6 Geschützen gebildet und wurde die Infanterie von dem Obersten des 14. Füssilierregiments Baron von Kinkel, die beiden Escadrons Chevauxlegers von dem Major Grafen Preysing commandirt. Die kurmainzische Brigade bestand aus 1 Grenadier-, 2 Füsilierbataillonen, einer halben Escadron Husaren und 8 Geschützen; ihr Commandant war der kurmainzische Generalmajor Graf von Hatzfeld. Die dritte Brigade endlich bestand aus den 2 Bataillonen münsterischer, d. h. kurkölnischer Truppen, welche unter dem kurkölnischen Generalmajor Baron Wenghe schon im Jahre 1789 an der Reichsexecution gegen Lüttich theilgenommen hatten, dann einem dritten kurkölnischen Bataillon mit 2 Geschützen und einem kurtrierischen Bataillon Ostmann mit 4 schweren Geschützen; Brigadecommandant war der genannte General Baron Wenghe; später stieß auch noch eine Abtheilung kölnischer Reiter unter dem Commando des Majors von Plönies zu dem Commando.

Demnach bestand: die erste Brigade aus 6 Bataillonen à 4 Compagnien, 4 Escadrons und 12 Geschützen, oder in Zahlen 2800 Mann Infanterie, 400 Reitern; die zweite Brigade aus 3 Bataillonen und einer halben Escadron oder 1500 Mann und 60 Reitern mit 8 Geschützen, die dritte Brigade aus 4 Bataillonen oder 1800 Mann mit 10 Geschützen, und das ganze Corps in runder Summe aus 13 Bataillonen, $4\frac{1}{2}$ Escadrons, 30 Geschützen, oder 7000 Mann.

Außer den kurpfalzbairischen Bataillonen befanden sich

demnach beim Reichsexecutionscontingent nur Truppenabtheilungen der drei geistlichen Kurfürsten, deren militärische Brauchbarkeit eben nicht im besten Rufe stand. Zwar in Hinsicht auf schöne Uniformirung, präcises Exerciren und gewandtes Manövriren konnten sich die Mainzer der ersten Paradetruppe der Welt getrost an die Seite stellen, wie denn auch ihr Hinmarsch, oder besser gesagt ihre Hinfahrt von Mainz nach Maseyk einem wahren Triumph zu vergleichen war.[13]) Ueberall wo die Transportschiffe an der Residenz eines kleinen Dynasten halt machten, mußten die unvergleichlichen Mainzer ans Land steigen und ihre Paradekünste vor einer staunenden Zuschauermenge produciren. Das kurtriersche Bataillon Ostmann dagegen stand, namentlich was seine Chargen betraf, in dem schmeichelhaften Renommée, ganz besonders den „Dienst“ loszuhaben; wir bezweifeln aber, ob es darum besser war als die übrigen Contingente. Die wenigst schlechte Truppe der geistlichen Kurstaaten waren noch die drei kölnischen Bataillone[14]), sowol was die Disciplin als auch was die kriegerische Tüchtigkeit betrifft, wie denn auch der Commandant Generalmajor Baron von Wenghe unstreitig der fähigste der vier commandirenden Generale gewesen sein dürfte.

Im Vergleich mit diesen Contingenten der geistlichen Kurfürsten konnten freilich die kurpfalzbairischen Truppen, so schlecht sie auch waren, als eine Schar von Prätorianern betrachtet werden. Bei ihnen fand sich doch noch immer, wenn auch durch lange Friedensjahre verkümmert, ein Schein von traditionellem Standesbewußtsein, von kriegerischem Takte; mit ihnen konnte man es doch wenigstens wagen, auf einen Feind loszugehen, ohne riskiren zu müssen, daß beim ersten Kanonenschuß des Gegners alle zusammen die Flucht ergreifen würden. Dagegen standen die Pfälzer und Niederländer mit Recht in dem schlimmen Rufe, im höchsten Grade

excessiv und unbotmäßig zu sein. Mit der Disciplin war es allerdings auch ziemlich übel bestellt, und unterliegt es nach den vorliegenden Aufzeichnungen des en chef Commandirenden, Fürsten Friedrich Wilhelm Ysenburg, leider keinem Zweifel, daß die Subalternoffiziere theilweise der Mannschaft selbst mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Der Umstand freilich, daß man am Hofe Karl Theodor's demjenigen das meiste Vertrauen und den wichtigsten Posten verlieh, der sich dem Kurfürsten und seinen Günstlingen beiderlei Geschlechts am angenehmsten zu machen wußte, trug weder dazu bei, tüchtige Leute an die rechte Stelle zu heben, noch die Disciplin im Heere zu befestigen. So wurde dem Fürsten Wilhelm Ysenburg, der eine natürliche Tochter des Kurfürsten, eine Gräfin Bretzenheim, zur Gemahlin hatte, ungeachtet er nie ein Commando geführt hatte, schließlich der Oberbefehl über die gesammte Reichsexecution übergeben; so wurde dem ebenfalls beim Hofe beliebten Fürsten Moritz Ysenburg, trotz seiner anerkannten Unbrauchbarkeit, das Commando über die kurpfalzbairische Executionsbrigade übertragen. Der einzige höhere Offizier des bairischen Heeres, der ein theilweise selbständiges Commando und zugleich das Vertrauen seiner Leute besaß, war der Oberst Kinkel; welches Vertrauen aber auch dieser verdiente, sollte sich 19 Jahre später in Tirol auf die traurigste Weise bewähren. Die unzweifelhaft tüchtigen Cavaleriestabsoffiziere Zandt und Preysing wurden ihrer untergeordneten Verwendung halber, als Commandanten von einer Reiterdivision, während der ganzen Executionsepoche niemals zu Rathe gezogen.

In dieser Weise war das Contingent zusammengesetzt, aber vollzählig erst gegen Mitte Juni; denn beim Beginn der Feindseligkeiten, welcher in den letzten Tagen des April statthatte, befanden sich nur zwei kurpfalzbairische und zwei

kurkölnische Bataillone in Maseyk, gegen welchen Ort die lütticher Insurgenten ihren ersten Heereszug unternahmen. In dieses am linken Maasufer gelegene und noch zum Fürstbisthum gehörige Städtchen hatte sich nämlich nach dem Abzuge der Preußen am 16. April 1790 Oberst von Baaden mit seinem Contingent zurückgezogen; dort war auch einige Tage später der kurkölnische Generalmajor Baron Wenghe mit seinen zwei münsterischen Bataillonen von Aachen her eingetroffen. Beide Commandanten waren gleich stark von der Nothwendigkeit überzeugt, sich für alle Fälle einen festen Punkt auf dem linken Ufer der Maas erhalten zu müssen, und schritten sofort dazu, den Ort durch Anlage von starken Feldbefestigungen und Batterien in einen widerstandsfähigen Brückenkopf umzuwandeln, der ihnen den Besitz des Flußüberganges sichern könnte. Als der Magistrat in Lüttich erfuhr, daß sich die abgezogenen Executionstruppen dergestalt an der Maas festzusetzen versuchten, so entsandte er eine Deputation an die beiden Befehlshaber, um sie zur Räumung des lütticher Gebiets aufzufordern. Auf die selbstverständlich abschlägig lautende Antwort brachen dann am 27. April etwa 17000 Mann, so gut es eben ging bewaffnet und dressirt, aus Lüttich auf, um sich des Punktes Maseyk zu bemächtigen.

Den Kern dieser Schar, welche der Obercommandant von Donceel befehligte, bildeten das Regiment der gardes patriotiques, das vom Bürgermeister Chestret errichtete und geführte Municipalregiment, das erste Regiment der Stände, die lütticher Bürgercompagnien und das Jägercorps; ihnen schloß sich eine beträchtliche Anzahl Freiwilliger aus den Städten und vom Lande an; zwei Geschütze befanden sich auch dabei. Ueber Tongern und Bilsen zog die Heeresmacht in langsamem Marsche und nicht eben in der besten Ordnung gegen Asch (fünf Stunden südwestlich von Maseyk),

wo sie am 30. April eintraf und sich auf der nahe liegenden Heyerbroschheide lagerte, nachdem sie die gegen Maseyk zu liegenden Ortschaften militärisch besetzt hatte.

Für die nur aus 2200 Mann bestehende maseyker Besatzung schien der Anmarsch dieser starken Colonne nicht ohne Gefahr zu sein. Von seiten der Commandanten war jedoch lobenswertherweise alles aufgeboten worden, um durch zweckmäßige Vertheidigungsmittel und ununterbrochene Wachsamkeit den Mangel an streitbarer Mannschaft einigermaßen auszugleichen. Alle Thore Maseyks, mit Ausnahme desjenigen, das sich gegen die Maas zu öffnete, waren verrammelt und durch vorgelegte Fleschen geschützt, auf deren Wällen man die Hälfte der vorhandenen 10 Feldgeschütze aufpflanzte; die andere Hälfte stand auf Bettungen hinter der Stadtmauer, die man außerdem mit Schießscharten für die Infanterie versehen hatte; eine dichte Vorpostenkette war bis auf eine halbe Stunde ins freie Feld vorgeschoben, um einen unvorhergesehen Ueberfallsversuch der Lütticher zu vereiteln. Für die Verpflegung der Besatzung war gute Vorsorge getragen, an lebendem Fleische war ohnedies kein Mangel, da das rechte Ufer der Maas wenigstens eine Strecke weit bereits zum kurpfalzbairischen Herzogthum Jülich gehörte; das Brot wurde in Sittart, einem ebenfalls zu Jülich gehörigen Städtchen, gebacken und dann über die Maas nach Maseyk geführt, vorläufig freilich noch auf Kähnen, da um diese Zeit bei letzterm Orte eine Schiffbrücke noch nicht geschlagen war. So konnte die Besatzung von Maseyk einem feindlichen Angriffe in der That beruhigt entgegensehen, um so mehr, als von Köln, Trier und Manheim bereits die Nachrichten von dem demnächst erfolgenden Abmarsche der neuen Executionsverstärkungen eingetroffen waren. Zu einem Angriffe sollte es aber nicht kommen, und ein unbedeutendes Vorpostengefecht

das einzige Resultat des so pomphaft in Scene gesetzten Ausmarsches der lütticher Patriotenarmee bleiben. Oberstlieutenant Baron Zandt hatte nämlich am 1. Mai eine Patrouille von 40 Dragonern auf der Straße gegen Asch ausgeschickt, um sich über die Stellung des Feindes Kenntniß zu verschaffen. Auf ihrem Marsche gelangten die pfälzer Reiter nach dem Dorfe Opoertern (halbwegs zwischen Asch und Maseyk), das von dem lütticher Jägercorps besetzt war; beim Herannahen der Pfälzer gaben die Jäger aus den Häusern Feuer; zwei Dragoner stürzten verwundet vom Pferde, das eine wandte sich zur Flucht und rannte scheu werdend gegen Asch, wo es von der lütticher Hauptarmee gefangen genommen wurde. Die Dragoner zogen, nachdem sie sich von der Unmöglichkeit, gegen verschlossene Häuser etwas unternehmen zu können, überzeugt hatten, ruhig wieder ihre Straße und nach Maseyk zurück. Das war die erste Waffenthat vor Lüttich und sollte für die Dauer von drei Wochen auch die einzige bleiben; das lütticher Heer, dessen freiwillige Begleiter sich nach ein paar Tagen wieder an ihren heimatlichen Herd begaben, wartete in seinem Lager ruhig ab, ob die Besatzung von Maseyk nicht aus ihren schützenden Mauern ins freie Feld rücken wollte. Und diese wartete hinter ihren Brustwehren auf die Ankunft der versprochenen Verstärkungen und des Oberbefehlshabers, welcher dem verstärkten Executionscommando in der Person des kurpfalzbairischen Generallieutenants Freiherrn von Winkelhausen, Gouverneurs der Herzogthümer Jülich und Berg, aufgestellt worden war.

Die zuerst eintreffende Verstärkung war das dritte Bataillon von Kurköln, auch bonnisches Bataillon genannt, welches 450 Mann mit 2 Geschützen stark, am 10. Mai in Maseyk einrückte; am 15. Mai traf dann die kurmainzische Brigade unter General Graf Hatzfeld in Sittard ein;

das Executionscommando, dessen Stärke dadurch auf über 4000 Mann stieg, wäre nun schon eher in der Lage gewesen, einen offensiven Versuch gegen die lüttticher Insurgenten zu wagen. Diese aber hatten sich, unterrichtet von dem Eintreffen der Verstärkungen, inzwischen gegen Tongern und Hasselt zurückgezogen, welch letztern Ort sie mit einer starken Besatzung versahen, in der Absicht, wie ihre Journale schrieben, um mit den ihnen demnächst zu Hülfe eilenden Brabantern in schnellste Verbindung treten zu können. Ungeachtet nun durch die größere Entfernung zwischen den beiden feindlichen Parteien ein Verlassen des festen Maseyk bei der noch immer geringen Truppenzahl des Executionscommandos noch weniger vortheilhaft schien als früher, so drang doch der kurmainzische General Hatzfeld[15]) in den damaligen Obercommandanten Winkelhausen mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit, schon jetzt einen Angriff auf die Lüttticher zu versuchen. Den beschränkten und hochmüthigen Junker dünkte es ein Leichtes, mit seinen saubern und gut gedrillten Leuten der „empörenden Herrschaft des lüttticher Lumpenpacks“ mit Einem Schlage den Garaus zu machen. Ein Zusammenstoß, den am 21. Mai eine Abtheilung mainzer Husaren von 25 Mann bei Bilsen (sechs Stunden südlich von Maseyk) mit einem Haufen von 150 Patrioten gehabt hatte, und welche trotz der zwei Kanonen, welche die Lüttticher bei sich führten, mit einem eiligen Rückzug derselben endigte, hatte die tolle Selbstüberschätzung des Grafen Hatzfeld noch bedeutend gesteigert. So brach denn am Morgen des 24. Mai auf eigene Verantwortung und gegen den Willen seines Oberbefehlshabers, des Generallieutenants von Winkelhausen, der aber zu schwach war, seine Autorität geltend zu machen, der General Graf Hatzfeld mit etwa 3000 Mann[16]) von Maseyk auf und marschirte gegen Bilsen. Nach wenigen Kanonenschüssen

zogen sich die Patrioten aus dem Orte zurück, den nun Hatzfeld nach einem Verluste von 7 Todten durch seine Leute besetzen ließ. Am folgenden Tage zog er sich, da ihn seine Stellung doch etwas exponirt dünkte, wieder nach Maseyk zurück; aber schon am 26. Mai brach er von da abermals auf, in der Absicht, den wichtigen Punkt Hasselt durch einen Handstreich wegzunehmen. Er gelangte aber an demselben Tage nur bis Münsterbilsen, wo seine Vorhut nur ein kleines Gefecht mit den Lüttichern bestand. Hier blieb Hatzfeld mit seinem Corps bis um 1 Uhr morgens des 27., da er dann, in der Absicht, den Feind über die Richtung seines Marsches zu täuschen, mit seinen 3000 Mann und 8 Geschützen auf beinahe ungangbaren Fußwegen auf Hasselt los marschirte, vor welchem drei Stunden entfernten Orte denn auch die kleine Armee nach einem vierzehnstündigen Marsche um 3 Uhr nachmittags und von Hitze, Durst und Müdigkeit ganz erschöpft anlangte. General Hatzfeld, der vor Begierde brannte, sich noch am 27. des Städtchens zu bemächtigen, schickte einen Trompeter des kurpfalzbairischen 1. Dragonerregiments mit der Aufforderung an die Besatzung, den Platz zu übergeben. Da keine Antwort erfolgte, ertheilte der General den Befehl zum Angriff; unglücklicherweise bestimmte er als Angriffspunkt gerade den unzugänglichsten und stärksten Theil der Stadtumfassung, den die Insurgenten daher nur mit Fußvolk, nicht aber mit Geschützen, von denen überdies nur fünf Stücke vorhanden waren, besetzt hatten. Während nun Hatzfeld's Leute den Versuch machten, in die Stadt einzudringen, was ihnen jedoch bei dem Nichtvorhandensein einer Bresche und bei dem Mangel an Sturmleitern natürlich mislingen mußte, schaffte die Besatzung die fünf Geschütze an die bedrohte Stelle des Stadtwalls und eröffnete mit einem mal ein lebhaftes Feuer auf die an dem Thore arbeitenden Pionniere

und in Bereitschaft stehenden Sturmcolonnen. Die Wirkung dieser plötzlichen Kanonade war eine erschütternde; ganze Glieder, namentlich von der an der Spitze stehenden Division des 4. kurpfalzbairischen Grenadierregiments, wurden zu Boden geschmettert; die übrigen ergriff ein panischer Schrecken und in toller Verwirrung flüchtete der ganze Heerhaufen rückwärts, in den Chausseegräben, hinter Häusern und unter Brücken Deckung suchend. General Graf Hatzfeld, der gleich allen übrigen seinen Kopf total verloren hatte, gab nun, um das Ganze würdig zu krönen, der Cavalerie Befehl, vorzurücken. Oberstlieutenant Baron Zandt schüttelte zwar ob dieses Befehls den Kopf, aber gewöhnt zu gehorchen, wie auch sich Gehorsam zu verschaffen[17], ertheilte er das Commando zur Attake, und die braven bairischen Kürassiere und Dragoner jagten demnach den Stadtmauern entgegen, von deren Zinnen sich nun ein Kugelregen auf sie ergoß, der noch manchen Wackern in den Sand streckte. Endlich ertheilte der General die Ordre zum Rückzug, und um 6 Uhr abends wurde derselbe, freilich in sehr gelöster Ordnung, angetreten. Doch nur eine kurze Strecke vermochten die bis auf den Tod erschöpften Leute zu marschiren; etwa zwei Stunden von Hasselt fielen Leute und Pferde ermattet zu Boden, um von einem achtzehnstündigen Marsche auf schlechten Wegen, bei glühender Sonnenhitze, ohne Trank und Speise auszuruhen. Vorposten wurden zwar aufgestellt, aber sie fielen hin und schliefen ein; zum Patrouilliren konnte man keine brauchbaren Leute mehr auftreiben. Ohne Sicherheitsmaßregeln, auf eine Meile Entfernung vom Feinde lagerte der Heerhaufen, nur an die Befriedigung seiner Schlafsucht denkend; so sehr war nach dieser verhältnißmäßig kleinen Anstrengung alle Disciplin, jeder militärische Geist aus diesen Truppen gewichen, so hirnlos war aber auch der kurmainzische Feld-

herr mit der Kraft und der Geduld seiner Leute umgegangen. Wären die Lütticher auch nur im entferntesten gut geführt gewesen, so hätten sie in dieser Nacht die gesammte Executionsmacht auf freiem Felde aufzuheben vermocht. So aber befanden sie sich beim Beginn von Hatzfeld's Rückzug selbst in größter Bestürzung, weil die Kanonen der Pfälzer und Mainzer Hasselt an mehrern Punkten in Brand gesteckt hatten. Es verging die Nacht, ohne daß man einen Versuch zur Verfolgung des zurückweichenden Feindes unternommen hätte, und als sich Donceel am Morgen des 28. hierzu in Bewegung setzte, näherte sich Hatzfeld mit seinem geschlagenen Corps bereits der Maas, die er in der Nacht vom 28. zum 29. bei Berg überschritt, bis wohin die am 28. aus Manheim eingetroffene kurpfalzbairische Verstärkung unter Generalmajor Fürst Moritz Ysenburg ihm zur Aufnahme entgegengerückt war.

Generallieutenant Baron Winkelhausen, der sich zwar nicht verhehlen konnte, daß er durch seine geringe Energie theilweise an diesem Unfalle die Mitschuld trage, war außer sich und sandte, in der Ueberzeugung, daß mit solchen Unterbefehlshabern nichts auszurichten sei, sofort sein Gesuch um Enthebung von dem Oberbefehl des Reichsexecutionsheeres ein. Karl Theodor, der den alten und kränklichen Mann schon von Anfang an nur deshalb gewählt hatte, um ihn nicht zu kränken, genehmigte unverweilt dessen Gesuch und ernannte an seine Stelle den Generallieutenant Friedrich Wilhelm Fürsten Ysenburg, dessen verwandtschaftlicher Beziehungen wir schon weiter oben gedacht haben.

Und mit dieser am 2. Juni erfolgenden Commandoübernahme begann die lütticher Execution abermals für die Dauer von zwei Monaten in die Phase eines ununterbrochenen Waffenstillstandes zu treten. Der Mangel an kriegerischen Vorfällen, welcher während der ganzen Dauer

dieser Parodie eines Feldzugs herrschte, vermag bei dem Manne vom Fach für den lütticher Zug kein Interesse in Anspruch zu nehmen. Aber lehrreich ist dessen Geschichte insofern doch, als sich gerade in ihr die Miserabilität und Unbrauchbarkeit der deutschen Reichsheermaschine in ihrer letzten und höchsten Vollendung entfaltete, als gerade diese Geschichte wie die bitterste Caricatur auf die Schwächen eines verbündeten Heeres betrachtet werden kann.

Wir wollen nur mit kurzen Zügen das dienstliche Verhältniß der Befehlshaber der einzelnen Contingente untereinander und zu ihren heimischen Behörden bezeichnen, um theils das eben Gesagte zu beweisen, theils auch die Unmöglichkeit darzuthun, daß unter den obwaltenden Verhältnissen etwas anderes als Schmach und Blamage bei diesem Executionszug herauskommen konnte.

An der Spitze der Reichsexecution als höchste politische Behörde und Repräsentant der Machtfülle und Oberherrlichkeit des Reichs standen die Directorialgesandten des westfälischen und kurrheinischen Kreises, oder mit andern Worten die Delegirten der Kurfürsten von Pfalzbaiern, Mainz und Trier. Diesen zur Seite stand als höchste militärische Behörde der en chef Commandirende, welcher mit den Directorialen über das, was gegen die Aufrührer zu geschehen hatte, berieth und die nöthigen Befehle an die Commandanten der einzelnen Contingente erließ. In seiner Eigenschaft als kurpfalzbairischer Generallieutenant führte er zugleich den speciellen Oberbefehl über die von Pfalzbaiern gestellten Executionstruppen und hatte infolge dessen mit dem kurpfälzischen Minister Grafen Oberndorf in Manheim, mit dem Hofkriegsrathe ebendaselbst, dem Gouverneur der Herzogthümer Jülich und Berg in Düsseldorf, mit dem General-Leibadjutanten Grafen Rumford in München und dem Commandanten der Stadt Jülich zu correspondiren.

Alles was sich auf Bezahlung, Verpflegung, Ersatzmannschaft, Geschütztransport, Pferdeankauf, Strafrechtspflege, Extragebühren u. s. w. des Executionscommandos bezog, ging daher einmal von dem en chef Commandirenden zu den Directorialen und von diesen wieder an ihn zurück; dann aber ging es ein zweites mal durch seine Hand, indem er einer oder auch mehrern der obenerwähnten pfalzbairischen Behörden und Persönlichkeiten hiervon Mittheilung machte oder von ihnen welche empfing; endlich zum dritten mal ging es durch seine Hand, wenn nach Erledigung aller Anstände und Hemmnisse die hierauf bezüglichen Erlasse an die einzelnen Truppenabtheilungen gemacht wurden. All diese Geschäfte zu erledigen, deren Umfang sich, wie wir noch hören werden, durch die Saumseligkeit und Kleinlichkeit der einzelnen Höfe sowie durch die Eigenmächtigkeit und den Ungehorsam der Unterbefehlshaber ins Unglaubliche steigerte, hatte der Höchstcommandirende einen Privatsecretär, zwei pfälzische und einen kurkölnischen Adjutanten. Man wird daher begreifen, wie dem armen Oberbefehlshaber vor lauter Arbeit fortwährend der Kopf summte und daß er sich deshalb aus der wirren Mühsal seines Bureau nur sehr schwer zu einer herzhaften That im freien Felde entschließen konnte.

An der Spitze der einzelnen Contingente standen, wie wir wissen, der Generalmajor Fürst Moritz Ysenburg für Pfalzbaiern, Oberst Baron Baaden für Jülich und Berg, General Graf Hatzfeld für Mainz, General Baron Wenghe für Münster (Kurköln), endlich Oberstlieutenant Ostmann für Kurtrier. Ein jedes dieser Contingente — und es gab deren wirklich fünf, da, wie schon angedeutet, die von Pfalzbaiern gestellten niederländischen und pfälzischen Bataillone in aller und jeder Beziehung als vollkommen getrennte und durchaus verschiedene Truppenkörper angesehen und be-

handelt wurden [18]) — ein jedes dieser Contingente also hatte ein eigenes Exercirreglement, ein specielles Verpflegs- und Löhnungsnormativ, andere Bewaffnung, anderes Geschützkaliber, andere Uniform, andere Commandoworte u. s. w. War's zu verwundern, daß sie sich untereinander mit Mistrauen, Neid, Eifersucht betrachteten, und sämmtlich nur in den zwei Punkten übereinstimmten, daß sie ihre Offiziere, ihre Peiniger, haßten wie den Tod, und daß nur eine geschickt angelegte und glücklich durchgeführte Desertion sie von ihren Leiden erlösen könne. Eine größere Harmonie war unter den einzelnen Offizierscorps auch nicht zu finden; im Gegentheil, je höhe reiner auf der Stufenleiter der militärischen Hierarchie stand, desto mehr fühlte er sich berufen, seine eigene Bedeutsamkeit durch Wichtigthuerei, Selbstüberhebung und Geringschätzung der andern zu erhöhen. Er glaubte zudem den Interessen seines Hofes, die zu vertreten er ja berufen war, am besten zu dienen, wenn er bei jeder Gelegenheit über die Anerkennung von seinen und seines Fürsten Rang mit ängstlicher Pünktlichkeit zu wachen suchte. Wußte er jedoch, daß gerade die Frage des Ranges für einen deutschen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts von allen die wichtigste sei! Mit dem Bestreben, seine reichsfürstliche Würde zu wahren, stand freilich die Lust, für das Beste des Reichs Opfer zu bringen, nicht im mindesten im Einklange. Im Gegentheil konnte man der Wahrheit gemäß den Satz aufstellen, daß gerade die Fürsten, welche sich in allgemeinen Reichsangelegenheiten am lässigsten und kläglichsten benahmen, die eifrigste Sorge an den Tag legten, wenn es sich um Erhaltung ihres Ansehens, um die äußern Vorrechte ihrer Stellung im Reiche handelte. Und welche Reichsfürsten hätten in Bezug auf Anmaßung und Selbstgefühl sich mit den geistlichen Dynasten und vor allen mit den drei geistlichen Kurfürsten zu messen vermocht?

Dieser Erfahrung gemäß war denn auch die Leistung ausgefallen, welche die Kurfürsten von Köln und Trier zu der Execution gegen Lüttich gestellt hatten, einer Execution, welche bestimmt war, einen vertriebenen Kirchenfürsten, einen weltlichen und geistlichen Collegen, wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. Der mächtige kölner Kurfürst hatte eigentlich nur ein Bataillon seiner Truppen geschickt, denn die beiden andern Bataillone und die später eintreffende Reiterei waren durch das Bisthum Münster gestellt. Und der Kurfürst von Trier sandte ebenfalls nur ein Bataillon mit 4 schweren Geschützen.[19]) Der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl von Erthal, der, wie zahlreich auch immer die Fehler eines Grand-Seigneur des 18. Jahrhunderts an ihm haften mochten, doch auch dessen gute Eigenschaften bis an seinen Tod bewahrte, welcher demnach mit offener Hand alle seine verunglückten Standesgenossen deutscher und französischer Zunge unterstützte, hatte zwar gethan, was in seinen Kräften stand, und 1500 Mann vortrefflich exercirter und ausgerüsteter Truppen als Reichshülfe geschickt, aber leider contrastirte das Aeußere zu sehr mit ihrem innern Werthe, als daß von ihnen wesentliche Dienstleistungen zu erwarten gewesen wären.[20]) Noch knickeriger als mit den Leuten waren übrigens die zur Execution aufgeforderten Fürsten mit den Geldbeiträgen, vor deren Erlag überdies jedesmal die Kreisgesandten die Genehmigung ihrer Monarchen nachsuchen mußten, die denn sehr häufig nicht erfolgte. So scheiterte die Ausführung mehrerer vom Obercommando vorgeschlagener vernünftiger Maßregeln an der Abneigung der Höfe, hierfür einen Beitrag leisten zu wollen. Die Erbauung einer Schiffbrücke über die Maas (erst bei Grevenbicht, dann bei Maseyk geschlagen), die Anlage großer Getreidemagazine, die Etablirung zweier Feldspitäler in Sittard und Maseyk, wurden von dem Obercommandanten erst nach

wiederholten vergeblichen Bemühungen bei den Kreisdirectorialen durchgesetzt. Aehnlich wie am Reichstage zu Regensburg und später beim Bundestage in Frankfurt, wußten sich die Herren Gesandten in diplomatischer Pfiffigkeit immer wieder einen Aufschub zu erschleichen durch die stereotype Phrase: sie hätten hierüber von ihren durchlauchtigsten Höfen noch keine Instructionen erhalten.

Aber nicht allein über wichtige und kostspielige Anträge mußte von den Directorialen nach Hause berichtet werden, sondern auch über die unbedeutendsten Lappalien.[21]) Unter solchen Verhältnissen wird man begreiflich finden, daß in der Kanzlei regelmäßig das wenige Gute wieder verdorben wurde, was die Soldaten im Felde allenfalls gethan hatten. Schon am 10. Juni hatte zwar General Baron Wenghe im Namen von Kurköln die Erklärung im Kriegsrathe abgegeben, daß er sich mit seinen Truppen nach Neuß zurückzuziehen den Auftrag habe, wenn nicht innerhalb 8—10 Tagen nach Lüttich aufgebrochen werden würde. Freilich war es aber nicht schwer geworden, dem General zu beweisen, daß man bisjetzt noch nicht in der Verfassung sei, einen solchen Abmarsch unternehmen zu können. Und als am 28. Juni der mainzer General Graf Hatzfeld einen Plan über die Wegnahme der Stadt Hasselt vorlegte, beschloß der Kriegsrath, vielleicht eingedenk der zweifelhaften Lorbern, welche sich General Hatzfeld vor dieser Stadt schon einmal geholt, den Plan zur Ausführung zu bringen — vorausgesetzt, „wenn das Locale von Hasselt diesem Antrage entspreche und die schwere Artillerie angekommen sein werde". Aber erst am 29. Juni rückte die Executionsarmee endlich ins lüttichsche Gebiet ein, indem sie die Maas überschritt und eine Aufstellung längs deren linkem Ufer bezog, welche sich in einer Länge von drei Stunden von Stockheim über Bilsen, Rothem, Erlen, Maseyk nach Brée erstreckte.

Den linken Flügel bildeten die pfälzer und die niederländer Infanterie unter Generalmajor Fürst Ysenburg, Maseyk, wo sich das Hauptquartier befand, war von den drei kölnischen Bataillonen unter General Wenghe, Brée endlich von den Mainzern unter Hatzfeld besetzt; den äußersten rechten Flügel bildete die nunmehr in Ein Corps vereinigte Cavalerie[22]) (4 Escadrons pfälzer, 60 Mann mainzer Husaren und 110 münsterische Reiter) und eine Compagnie von 100 Mann des 1. pfälzischen Jägerregiments Schwicheld, unter dem Commando des pfälzischen Oberstlieutenants Baron Zandt. In diese Cordonstellung rückte am 7. auch das trierische Bataillon Ostmann und am 10. das aus Manheim nachgesendete pfälzische Bataillon unter Befehl des Oberstlieutenants Mestral ein; ersteres wurde auf den rechten Flügel dislocirt und dem Befehle des Grafen Hatzfeld unterstellt, während letzteres zur Hälfte in Maseyk, zur Hälfte in Ophoven einquartiert und dem Corps des Obersten Baaden zugewiesen wurde. Allmählich trafen auch die Belagerungsgeschütze im Lager ein, mit denen man die rebellische Stadt zusammenzuschießen gedachte, von Mainz kamen 7 schwere Zwölfpfünder und 2 dreißigpfündige Mörser, Trier brachte die schon oben erwähnten 4 schweren Zwölfpfünder, und für Pfalz setzten sich von Jülich 12 Achtzehnpfünder in Bewegung.

Sonst verstrich auch der Monat Juli ohne weitere militärische Vorfälle, so sehr schien die Executionsarmee von dem Uebergang über die Maas erschöpft zu sein. Höchstens daß man auf die sich häufig verbreitenden Gerüchte eines Anmarsches der Insurgentenarmee stärkere Patrouillen gegen Ghenk, Sonhoven, Waterslook und Sudenthal vorschickte, die aber jedesmal wieder in den Cordon einrückten, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. Denn auch die Insurgenten vermieden aus einem gewissen instinctiven Ab-

schen vor dem Blutvergießen jeden Zusammenstoß auf das rücksichtsvollste. Hin und wieder brachten die Husaren des Grafen Hatzfeld einen Wagen Holländerkäse mit, den dieser dann ins Hauptquartier mit der Bemerkung schickte, man müsse den Insurgenten die Lebensmittel abzuschneiden suchen. Dann unternahm man es, die dem Cordon zunächstliegenden Ortschaften zu entwaffnen und den Gemeindebehörden einen neuen Eid der Treue im Namen des Fürstbischofs abzunehmen. Auch fehlte es nicht an häufigen Streitigkeiten[23]) zwischen den Contingenten, die sich in Raufereien unter den Soldaten kundgaben, während sich die Herren Commandanten mit bittern höhnischen Zuschriften gegenseitig die Zeit vertrieben. Der mainzer General Graf Hatzfeld war unermüdlich mit Vorschlägen, die alle auf Vernichtung der Insurgenten hinausliefen, deren Realisirung aber unter den leider bestehenden Verhältnissen militärisch unmöglich war. Denn mit 7000 Mann, und höher belief sich die Stärke der Executionsarmee gewiß niemals, konnte man doch nicht wohl einen Siegeszug durch ein feindliches Land unternehmen, das factisch eine Heeresmacht von mindestens 30000 Bewaffneten aufgestellt hatte, wie schlecht diese als Soldaten betrachtet auch immerhin sein mochten.

Wir sind nicht willens, für die kriegerische Tüchtigkeit der Executionsarmee eine Lanze zu brechen, wie wir glauben bereits bewiesen zu haben, aber die Ursache des totalen Mislingens der lütticher Execution darf nicht, wie es von manchen[24]) geschehen, der Tapferkeit der Insurgenten oder der Feigheit der Executionstruppen zugeschrieben, sondern muß lediglich in der Schlaffheit und egoistischen Handlungsweise der deutschen Regierungen gesucht werden. Den besten Beweis, wie wenig innere Widerstandskraft die Insurgenten, sowol in Lüttich als im benachbarten Flandern und Brabant damals noch besaßen, gibt die Schnelligkeit, mit der ein halbes

Jahr später einige wenige österreichische Regimenter die Flammen des Aufstandes allerorten und ohne große Anstrengung zu ersticken vermochten. Allerdings lähmten hier wie dort das Treiben der Parteien und der innere Zwiespalt die Thatkraft der Insurgenten, und nicht wenig mag zu der räthselhaften Waffenruhe von seiten der Lütticher während des Monats Juli die Hoffnung auf eine günstige Entscheidung ihrer Angelegenheit beigetragen haben, welche die in Lüttich am Ruder Stehenden von dem damals versammelten Reichenbacher Congreß sicher erwarteten.

Als freilich dieser am 27. Juli 1790 endigte, ohne daß Preußen irgendeine Verwendung zu Gunsten des lütticher Volks hatte versuchen können, steigerte sich die Kampflust desselben wieder bedeutend, aber das Parteigetriebe nahm deshalb nicht ab, sondern machte sich sogar in den gröbsten Excessen noch heftiger Luft wie früher. Und gerade gegen Ende des Reichenbacher Congresses schickten sich die Führer der Reichsexecution infolge von erhaltenen Instructionen an, wieder einmal das Glück der Waffen auf die Probe zu stellen; indem sie im Kriegsrath vom 22. Juli den Beschluß faßten: „alles so in den Stand zu setzen, daß am 1. Aug. die Vorwärtsbewegung gegen Lüttich beginnen könne". Man sieht, von einer Uebereilung war noch immer nicht die Rede, indem man über acht Tage nöthig glaubte, um die Vorbereitungen zum Abmarsche zu treffen. Aber auch diese genügten nicht völlig, weil wirklich noch zu viel unverhoffte Hindernisse eintraten. Da hatten die jüngst angekommenen Pfälzer nur 24 scharfe Patronen aus Manheim mitgebracht und mußte die fehlende Munition erst aus dem Zeughause zu Düsseldorf ersetzt werden. Dann waren die schweren Geschütze von Jülich noch immer nicht alle eingetroffen. Am 31. Juli ergab sich dann plötzlich, daß die zwei münsterischen Zwölfpfünder noch nicht bespannt und auch keine

Munitionskarren für sie da waren. Da nun Graf Hatzfeld auf eigene Faust sämmtliche um Maseyk nur irgend aufzufindenden Fuhrpferde und Fuhrwerke als Vorspann für sich und seine Leute requirirt hatte, so blieb nichts übrig, als sowol Wagen wie Pferde aus dem benachbarten Jülichschen herüberkommen zu lassen. Dadurch verzögerte sich der Abmarsch um einen Tag; da es zudem an selbem wie die Tage vorher stark regnete, so hielt es General Hatzfeld für das Geeignetste, überhaupt gegen das Marschiren bei solcher Witterung Protest einzulegen. Der commandirende General hatte die Gutmüthigkeit doch nicht, diesem Protest Folge zu geben, sondern wies ihn, mit Beziehung darauf, daß gerade er, und immer wieder er auf einen Marsch gegen Lüttich gedrungen habe, einfach ab.

So setzte sich denn am 3. Aug. um 3 Uhr morgens die ganze Armada in Bewegung. Am rechten Flügel die Cavalerie unter Oberstlieutenant Zandt und die 100 Jäger vom pfälzischen Regiment Schwichelb, von Brée über Sonhoven gegen Hasselt vorrückend, ihnen folgte General Graf Hatzfeld mit der mainzer Brigade. Im Centrum von Maseyk aus über Asch und Ghenk, ebenfalls gegen Hasselt vorrückend, bewegten sich die 3 kurkölnischen und das trierische Bataillon mit dem Geschützpaar, und am linken Flügel führte Generalmajor Fürst Moritz Ysenburg seine 6 Bataillone pfälzisch-niederländischer Truppen über die Bessemer Höhe gegen Tongern vor. Von jeder Compagnie des Contingents waren 8 Mann zurückgelassen worden, welche, in ein etwa 450 Mann starkes Bataillon formirt, mit 20 Reitern und 4 Kanonen während des Vormarsches der Armee gegen Lüttich unter Befehl des kurtrierischen Oberstlieutenats von Ostmann die Besatzung von Maseyk zu bilden bestimmt wurden. Durch die überraschend großherzige Erklärung der Kreisdirectorialgesandten vom 23. Juli, daß ein jeder im

Namen seiner Regierung 1500 Fl. zur Operationskasse beitragen dürfe[25]), war man glücklicherweise in den Stand gesetzt worden, dem Oberstlieutenant Ostmann einen baaren Vorschuß von 300 Fl. verabfolgen zu können.

Im ganzen vollzog sich der Vormarsch des Executionsheeres, soweit er überhaupt ging, ohne hervorragenden Unfall. Das Centrum, mit dem auch der Höchstcommandirende marschirte, langte etwa um 2 Uhr nachmittags in Ghenk an, welche Verzögerung bei der siebenstündigen Entfernung zwischen Ghenk und Maseyk durch den Umstand erklärt wird, daß die schweren Geschütze auf den ohnehin schlechten und durch Regen noch grundloser gemachten Wegen fortwährend stecken blieben. Die Pfälzer rückten gegen Mittag in Suventhal und Stallen ein; bei Münsterbilsen stießen sie jedoch auf Widerstand, indem die von dem Anmarsche des Reichsheeres rechtzeitig benachrichtigten Insurgenten diesen Ort besetzt und zur Seite desselben zwei Batterien angelegt hatten, aus welchen sie, wie es im Bericht heißt, „sehr frech“ auf die anrückenden Pfälzer feuerten. Diese nahmen alsbald auch ihre Geschütze an die Tête vor, und so entspann sich eine gewaltige Kanonade, die aber bei der bedeutenden gegenseitigen Entfernung ohne ein Unglück zu stiften verlief und mit einbrechender Dunkelheit ihr Ende nahm. Im Laufe des 4. Aug. bemächtigten sich die Pfälzer zwar der beiden Batterien, aber sie waren leer, da die Insurgenten sich gegen Bilsen zurückgezogen und dort verschanzt hatten. Am schlimmsten scheint es dem rechten Flügel ergangen zu sein; obwol auch er gleich den übrigen Abtheilungen am 3. um 3 Uhr morgens abmarschirt war, so langte er doch erst nach einem vierundzwanzigstündigen Marsche am 4. morgens in Sonhoven an, das von Brée etwa 9 Wegstunden entfernt ist.

Ob die vielen Bagagewagen oder die ungeschickte Führung an diesem verspäteten Eintreffen der Mainzer die Schuld trug, ist bisjetzt noch unaufgeklärt. Im Laufe des 4. aber meldete der General Graf Hatzfeld, daß er, wahrscheinlich infolge der Anstrengungen der verflossenen Nacht, von einem Fieber ergriffen worden sei und sich zu seiner Wiederherstellung nach Maseyk zurückbringen lassen werde. An seiner Stelle übernahm einstweilen der kurmainzische Oberst Faber den Oberbefehl über die Brigade sowie auch den Sitz im Kriegsrathe, der noch am 4. in Ghenk zusammentrat.

Da es nämlich an Brot, Bier, Fleisch und namentlich an Fourrage in den gegenwärtig besetzten Districten fehlte, so schien die Verpflegung des Executionsheeres in hohem Grade gefährdet und ein längerer Aufenthalt in dieser Gegend nicht thunlich. Der Kriegsrath berieth also in mehrstündiger Sitzung, ob man die Vorwärtsbewegung gegen Hasselt fortsetzen oder wieder in die frühere Aufstellung zurückkehren solle. Konnte man sich auch aus principieller Zaghaftigkeit nicht zum ersten entschließen, so hatte man doch wenigstens noch so viel Ehrgefühl, nicht auf den zweiten Ausweg zu verfallen. Man blieb also während der folgenden Tage (5., 6. und 7. Aug.) in der eingenommenen Stellung und suchte dem Mangel an Lebensmitteln, so gut es gehen wollte, durch Zufuhren aus Maseyk abzuhelfen, zu denen man sich aus Ermangelung an Zugthieren bedenklicherweise der Artilleriebespannung bedienen mußte.

Daß durch die Einstellung der Offensivoperationen die Insurgenten in ihrem Widerstande nur bestärkt und, wie es in den officiellen Schriftstücken heißt, „immer dreister werden“ mußten, läßt sich denken. Als überdies am Abend des 6. eine von Sonhoven gegen Hasselt vorgeschobene Reiterpatrouille, aus den mainzer Husaren und der Escadron des pfälzischen Leibdragonerregiments bestehend, in einen

Hinterhalt gerieth und nach Verlust eines Offiziers und mehrerer Leute zurückgewiesen wurde, schwoll den Lüttichern der Kamm aufs höchste. Generallieutenant Fürst Friedrich Ysenburg und die übrigen Befehlshaber des Executionsheeres schienen dagegen mit jedem Tage befangener zu werden, namentlich General Hatzfeld, der dem Kriegsrath seine Weisheit nicht vorenthalten wollte und deshalb trotz des Fiebers das Commando über seine Brigade nur zum Schein an Faber abgegeben hatte. Seinem unaufhörlichen Andrängen gelang es auch, den en chef Commandirenden zu überzeugen, daß die gegenwärtige Aufstellung der Executionstruppen um Hasselt bei „der Desperation der Lütticher" viel zu exponirt sei. Es erging deshalb an die drei kurkölnischen und das kurtrierische Bataillon der Befehl, sich nach Asch zurückzuziehen; das dadurch von Truppen entblößte Ghenk sollte dagegen von der mainzer Brigade besetzt werden, die Sonhoven zu räumen und sich in der rechten Flanke durch Reiterpatrouillen zu sichern hatte. Im Laufe des 8. vollzog sich diese Aenderung, sodaß am Abend desselben die genannten Abtheilungen in ihre neuen Quartiere eingerückt waren. Während dieser erste Schritt zum Rückzuge gethan wurde, verkündeten die officiellen Berichte in den Zeitungen dem Deutschen Reiche[26]), daß der rechte Flügel des Executionsheeres vor Hasselt eingetroffen sei und eine starke Batterie zu dessen Beschießung aufgeworfen habe.

Glücklicherweise sollte der nächste Schritt zum Rückzuge nicht unternommen werden, ohne daß doch wenigstens an Einem Punkte der Ehre der Waffen genügt worden wäre. Die Pfälzer hatten sich, wie wir wissen, am 4. des Punktes Münsterbilsen bemächtigt, denselben jedoch wieder geräumt und sich sodann in der Weise gelagert, daß drei Bataillone, die nach den Grundsätzen der damaligen Kriegführung in Abtheilungen von ein oder zwei Compagnien zersplittert,

die zwischen Stalken und Bruck liegenden westlichen Ausläufe der Bessemer Höhe gegen Münsterbilsen hin besetzt hielten, während die andern Bataillone auf der Kuppe der Höhe bei Sudenthal und Bessemer bivuakirten. Den gegen Münsterbilsen am weitesten vorgeschobenen Punkt, ein nach allen Seiten ziemlich steil abfallender Hügel bei der sogenannten Branntweinbrennerei, war von 2 Compagnien (eine vom 2. pfälzischen Füsilierregiment Pfalzgraf Max, die zweite vom 10. pfälzischen Füsilierregiment Joseph Hohenhausen), 2 Kanonen und 1 Haubitze besetzt, und hatte wegen der Wichtigkeit des Punktes Oberst von Kinkel persönlich das Commando dortselbst übernommen. Die Insurgenten, welche inzwischen in Münsterbilsen wieder eingezogen waren, hatten in kleinen Abtheilungen schon am 6. und 7. mehrfache Angriffe auf diese Stellung unternommen, die aber jedesmal durch einige Flintenschüsse der Vorposten abgewiesen worden waren. In der Nacht vom 8. auf den 9. rückte jedoch, von der Dunkelheit begünstigt, ein über 1200 Mann starker Heerhaufen unter Commando von Fyon und Chestret jun. von zwei Seiten auf diesen Hügel zu und stürmte mit wildem Kampfgeschrei den Abhang hinauf und den Geschützen entgegen. Die Vorposten machten noch rechtzeitig Lärm und im Nu standen die 200 Pfälzer, welche diesen Posten besetzt hielten, unter Waffen und empfingen die Angreifer auf ganz nahe Entfernung mit einer mörderischen Kleingewehrsalve. Als die Lütticher ob dieses unerwarteten Empfangs stutzten und zu wanken begannen, befahl Oberst Kinkel die Gewehre zu fällen und drang an der Spitze seiner Füsiliere gegen den Feind vor. Dieser suchte einige Augenblicke Widerstand zu leisten, die Pfälzer drängten aber unaufhaltsam nach, — Verwirrung begann in den Reihen der Angreifer einzureißen, und bald wälzte sich ein wirrer Strom von Flüchtigen den

Abhang des Hügels hinunter und durch die offene Sumpfebene gegen Münsterbilsen zu. Mit ruhiger Ueberlegung hatte Kinkel seine Leute am Rande der Höhe zum Stehen gebracht und ertheilte nun an den Commandanten der Artillerie, Lieutenant Rumler, den Befehl zum Feuern. Diesem Befehl kamen die 3 Geschütze sofort pünktlichst nach und sandten so ergiebige Kartätschenlagen in den Rücken der Flüchtigen, daß die Ebene alsbald von zahlreichen Todten und Verwundeten bedeckt und den Lüttichern für die nächste Zeit alle Lust zur Erneuerung des Angriffs genommen war. Eine auf der Anhöhe südöstlich stehende pfälzische Batterie von 4 Kanonen, welche die Zurückweichenden in die linke Flanke nahm, trug noch dazu bei, den Verlust der Feinde bedeutend zu vermehren. General Fürst Moritz Ysenburg, durch das unerwartete heftige Feuern aus dem Schlafe geweckt, stieg zwar sogleich zu Pferde und ritt nach dem Kampfplatze; als er jedoch dort anlangte, war alles bereits vorüber. Ebenso erging es den drei von Stalken zur Hülfe herbeieilenden Compagnien des pfälzischen Contingents. Wie brav sich übrigens auch Oberst von Kinkel mit den 2 Compagnien bei dieser Gelegenheit geschlagen hatte, so konnte man doch nicht sagen, daß durch diesen Erfolg die Kampfesfreudigkeit bei dem pfälzischen Contingent und namentlich bei seinen höhern Offizieren wesentlich gewachsen wäre. Denn als am Morgen des 10. der en chef Commandirende persönlich sich nach Sudenthal verfügte, um den Schauplatz des nächtlichen Gefechts anzusehen, wurde er, kaum dort angekommen, von sämmtlichen pfälzer Truppencommandanten mit Vorstellungen bestürmt, daß die Mannschaft unmuthig und fatiguirt wäre, sich in dieser Stellung nicht mehr halten könne und nach Maseyk zurückgeführt werden wolle. Fürst Friedrich Ysenburg war von dieser ganz unmilitärischen Demonstration — man hatte

ihm sogar eine von vielen Offizieren unterzeichnete schriftliche Supplik obigen Inhalts überreicht[27]) — im hohen Grade überrascht und berief für den nächsten Morgen einen Kriegsrath nach Asch, dem die Entscheidung hierüber anheimgegeben werden sollte. Sie fiel aus, wie zu erwarten stand. General Graf Hatzfeld, der zu dieser Sitzung des Kriegsraths vollkommen genesen und vom Fieber curirt, von Maseyk herbeigeeilt war, sprach sich mit begeisterter Beredsamkeit für den schleunigsten Rückzug aus; seiner Meinung traten Fürst Moritz Ysenburg, die Obersten Kinkel, Baaden und Ostmann bei. General von Wenghe opponirte zwar gegen diese Maßregel; als er sich aber überstimmt sah, fügte er sich dem Ausspruche der Mehrheit. der Rückmarsch wurde also beschlossen und dessen Beginn auf den 12. angeordnet. Diesen Beschluß hatten jedoch die pfälzisch-niederländischen Regimenter nicht abgewartet; in ihrer Insubordination durch die schwache Nachgiebigkeit ihrer Offiziere bestärkt, hatten sie noch am Abend des 10. die Stellung auf den Höhen bei Stalken und Sutenthal geräumt und ein Lager auf der jetzt unter dem Namen Bruyère de Mecheln bekannten Heide südlich von Asch bezogen. Aus diesem Bivuak brachen sie dann am 12. morgens auf und zogen nach ihren alten Quartieren in Stockheim, Bilsen und Erlen zurück. Es war nur ein weiterer Beweis der bereits überhandgenommenen Zuchtlosigkeit, daß eine Abtheilung Pfälzer, unter dem Vorwande, es sei aus den Fenstern des Wirthshauses zu Bilsen auf sie geschossen worden, in dieses Haus eindrangen, die Weinkeller plünderten und schließlich das Gebäude in Flammen steckten.[28]) Die münsterischen Bataillone kehrten ebenfalls am 12. von Asch nach Maseyk zurück; ebendahin führte auf eigene Faust General Graf Hatzfeld am gleichen Tage seine Mainzer, weil er befürchtete, daß sie in dem bisher von ihnen be-

setzten Brée einem Handstreich der desperaten Insurgenten zu sehr exponirt sein dürften.

So mislang auch dieser Versuch der Reichsexecutionsarmee, das empörte Lüttich zu unterwerfen, und es war für die Ehre der dabei befindlichen Contingente wirklich gut, daß dies der letzte Versuch blieb. Fortan ging, außer einigen falschen Alarmgerüchten und gelegentlichen Raufereien zwischen den Contingentstruppen untereinander, nichts mehr im Cordon des Executionsheeres vor. Die Generale waren von ihren bisherigen Erfolgen nicht so zufrieden gestellt worden, um nach neuen zu gelüsten; selbst General Graf Hatzfeld schien seine sauer eroberten Lorbern nicht mehr aufs Spiel setzen zu wollen. Und die Lütticher waren des ewigen Haderns und Kämpfens ebenfalls müde, sie sehnten sich nach Frieden, der allein ihren zerstörten Gewerben neuen Aufschwung geben, der ihren geschwundenen Handel wieder beleben konnte. Gerade an dem Tage, da der Kriegsrath zu Asch den Beschluß zum Rückzug nach Maseyk faßte, begaben sich die in Frankfurt a. M. versammelten Wahlbotschafter des Reichs in erster feierlicher Auffahrt in den Römer, um die Verhandlungen zur Wiederbesetzung des seit Joseph's II. Tode erledigten römischen Kaiserthrons zu beginnen. Eine so günstige Gelegenheit konnten und durften die Lütticher nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Sie entsandten deshalb im Laufe des September eine Deputation dorthin, welche, aus den Grafen Goles und Berlemont, den Herren Chestret und Seraing bestehend, eine wenn auch nicht bedingungslose[29]) Unterwerfung der Lütticher anbieten sollten. Zum Zeichen ihrer stillschweigenden Einwilligung legten sie dann die Waffen nieder und nahmen ihre Berufsarbeiten wieder auf. September und October verliesen ohne Entscheidung, obwol Leopold II. am 30. Sept. zum Kaiser gewählt und am 9. Oct. gekrönt worden

war. Da beschlossen die an der Execution betheiligten Fürsten, der durch diese verursachten bedeutenden Kosten um so überdrüßiger, als die Hoffnung auf deren Wiedererstattung mehr und mehr schwand, ihre Truppen aus dem lütticher Gebiet in ihre Heimat zurückmarschiren zu lassen. Am 5. Nov. traten die pfälzisch-niederländischen Truppentheile ihren Heimmarsch an, mit Ausnahme des zuletzt in Maseyk eingetroffenen Bataillons Mestral, das noch bis zum 25. Nov. dortselbst verblieb, von welchem Tage an dann kein pfalzbairischer Soldat mehr vor Lüttich lag.

Am 25. Nov. zog die erste von Oberst Kinkel commandirte Abtheilung, am 13. Dec. das Bataillon Mestral in Manheim ein. Die Theilnahme von Pfalzbaiern an dem lütticher Executionszuge ging somit zu Ende.

Länger blieben die münsterischen und mainzischen Truppen dabei verwendet; letztern gelang es sogar noch einmal, unter Führung ihres trefflichen Hatzfeld am 9. Dec. bei Viset von den lütticher Insurgenten eine tüchtige Schlappe zu erhalten. Dann rückten wie bekannt die Oesterreicher aus Flandern und Brabant in Lüttich ein — Januar 1791 — und unter dem Schutze ihrer Bajonnete begann auf unbarmherzige Weise die Wiederherstellung des Alten.

Freilich nicht für lange Zeit, denn der Einmarsch Dumouriez' im November 1792 schreckte erst die Machthaber aus ihrer geträumten Sicherheit auf, und die von Oesterreich beschlossene Räumung Belgiens nach der Schlacht von Fleurus im Sommer 1794 verjagte sie für immer von der Bühne des Welttheaters.

Anmerkungen.

1) Vgl. hierüber Schlözer's Staatsanzeigen, Bd. XIV, Heft 55, S. 326 fg.

2) Als Reichsfriedensbruch muß die lütticher Revolution von 1789 nach dem Wortlaute des §. 1 vom kaiserlichen Landfrieden von 1548 unzweifelhaft betrachtet werden. Vgl. darüber Darstellung der neuesten im Bisthum Lüttich vorgefallenen Begebenheiten (1790), I, 24—37.

3) Vgl. hierüber die Beilagen Nr. 4, 6, 7 und 9 von Ch. W. von Dohm's Die lütticher Revolution im Jahre 1789 und das Benehmen Sr. königlichen Majestät von Preußen (Berlin 1790).

4) Man veröffentlichte beide Directorialbescheide durch Maueranschlag; wie sich denken läßt, wurde der jülich-münsterische herabgerissen und mit Schmuz beworfen.

5) Der Ausdruck „niederländische" findet weiter unten seine Erklärung.

6) Die münsterischen Truppen zogen jedoch schon am 15. Jan. aus Herve wieder ab, um zwischen Aachen und Mastricht Quartier zu nehmen.

7) Wer sich diesen Briefwechsel näher ansehen will, der über die politischen Anschauungen der kleinen Reichsdynasten, namentlich der geistlichen Fürsten, schätzenswerthe Aufschlüsse enthält, den verweisen wir auf die Beilagen zu Dohm's Lütticher Revolution von 1789, und auf die vortrefflich geschriebene Darstellung der im Bisthum Lüttich vorgefallenen Begebenheiten (2 Bde., 1790).

8) Diese Note finale vom 6. April findet sich ebenfalls unter den Beilagen bei Dohm.

9) Noch während der Anwesenheit der preußischen Garnison am 8. Febr. hatte der dritte Stand und der Adel im Widerspruch mit dem Domkapitel das Gericht der Zweiundzwanzig in all seinen Amtsverrichtungen suspendirt; das Gericht hatte sich aber erst nach dem Abmarsch des Executionscommandos diesem Machtspruch gefügt.

10) Einen Beweis hierfür gibt das am 19. Mai von den Ständen erlassene Manifest, dessen Inhalt seltsam mit den Ordonnanzen vom 21. und 24. Mai contrastirt.

11) Man hieß die im Herzogthum Jülich und Berg liegenden bairischen Regimenter die „niederländischen Regimenter", wie man jene in der Kurpfalz liegenden schlechtweg „pfälzische" benannte, im Gegensatz zu jenen diesseit des Rhein liegenden, welche man die „bairischen" Regimenter par excellence benannte; übrigens war in jeder Beziehung zwischen den drei getrennten Landestheilen eine merkbare Spannung, wie wir gleich hören werden.

12) Eine Escadron war unberitten.

13) Man lese hierüber die gleichzeitigen Zeitungen, die kaum genug Worte der Bewunderung und des Entzückens über die militärische Haltung und Gewandtheit der Mainzer aufzutreiben wußten.

14) Oder wie man sie hieß, die zwei münsterischen und das bonnische Bataillon.

15) Dieser Graf Hatzfeld, Franz Ludwig, ist derselbe, welcher im Jahre 1806 als Fürst und preußischer Generallieutenant das Gouvernement von Berlin erhielt und in dieser Eigenschaft die berüchtigte Proclamation an die Berliner mit den Schlagworten „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" erließ. Vgl. Rheinischer Antiquarius, Abth. 3, II, 99.

16) Dabei waren die Mainzer, die Pfälzer und ein Theil der Kurkölner.

17) Diese vorstehende Schilderung des Angriffs auf Hasselt ist dem im Hauptconservatorium der Armee zu München befindlichen handschriftlichen Tagebuch eines gewissen Fouriers Fux vom bairischen Infanterieregiment Rodenhausen entnommen, der den Zug nach Lüttich mitmachte und seine Erlebnisse mit vielem Humor, oft auch mit beißender Ironie, täglich aufzeichnete.

18) Dies ging unter anderm so weit, daß nicht nur die Niederländer ein anderes Verpflegsregulativ wie die Pfälzer hatten,

sondern daß die Niederländer nur aus den von Düsseldorf eingeschickten Geldern, die Pfälzer aus jenen von Manheim übersandten bezahlt werden durften. Einmal traf von Düsseldorf am bestimmten Tage die nöthige Summe nicht ein und wurden deshalb die niederländischen Bataillone auch nicht bezahlt, obwol in der Kassa noch über 10000 Fl. lagen — aber diese waren eben manheimer Gulden!

19) Von diesen berichtet ein Augenzeuge, der pfalzbairische Fourier Fux: „Sie müssen noch zu Berthold Schwarz' (des Erfinders des Pulvers) Zeiten gegossen worden sein. Sie schossen Zwölfpfünder, waren ungeheuere Dinger und mehr als noch einmal so schwer als unsere. Man mußte erst die Laffetten und Räder machen lassen, und da alles fertig war, konnte man sie doch nicht mitnehmen, sie würden in dem lockern Boden dieser Gegend bis an die Axt (Achse) gesunken sein."

20) Unser Gewährsmann Fux sagt über dieselben: „Wahr ist's, die Mainzer waren die schönsten Soldaten bei der ganzen Armee und exerciren sieht man sie mit Vergnügen; eine Hand liegt wie die andere, alles Ein Schlag, kurz es ist alles Maschinerie. In ihrem Betragen sind sie still und wohlerzogen und überhaupt sehr friedliebend, aber gegen den Feind sind's Teufelskerls, sie stehen und fechten wie die Lämmer. Das kleine Wörtchen «Patriot» brachte mehr Confusion in ihnen zu Wege, als bei den Kindern der Pelznickel. Die Proprietät kann bei keinen Truppen größer sein als bei den Mainzern; ihre Offiziers vom General an sind lauter nette galante Leute und haben so das Ansehen der preußischen Fahnenjunkers." — General Graf Hatzfeld war ein Bruder der bekannten Frau von Coudenhoven, der Favoritin des letzten Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl von Erthal.

21) Ein Beispiel hiervon möge hier folgen: Von einer pfälzischen Patrouille war ein Abbé Lambert aus Lüttich arretirt worden, den man, da ihm nichts Erschwerendes zur Last gelegt werden konnte, für zwei bei Hasselt gefangene mainzer Husaren auswechseln wollte. Die Verhandlungen wegen der Auswechselung zogen sich jedoch in die Länge und Lambert saß währenddessen zu Maseyk im Arrest. Ueber dessen Verpflegung, oder richtiger über den Beitrag, den jede der Executionstruppen zu dessen Verpflegung stellen sollte, entspann sich nun ein Streit zwischen den Directorialen, der Anlaß zu dem

erbittertsten Notenwechsel gab. Allerdings würde Lambert, der inzwischen von niemand verpflegt wurde, Hungers gestorben sein, wenn es ihm nicht gelungen wäre, noch rechtzeitig aus dem Gefängnisse zu entfliehen.

22) Diese Vereinigung der Cavalerie erfolgte nicht ohne heftigen Widerspruch von seiten der Kreisdirectorialen und sogar ihrer Truppencommandanten, die sich gegen einen solchen Eingriff des Obercommandos in die Vorrechte der Einzelstaaten feierlich verwahrten. Selbst Oberst von Kinkel weigerte sich anfangs „aus dienstlichen Gründen“, seine zwei Escadrons zu der übrigen Cavalerie stoßen zu lassen.

23) Ein Vorfall, der über die Stimmung der Generale zu den Kreisgesandten einiges Licht gibt, darf hier, so lächerlich er auch ist, nicht unerwähnt bleiben. Die Kreisdirectorialen wandten sich nämlich in einer Gesammteingabe an den General-en-Chef mit der Bitte, ihnen von nun an militärische Ehrenbezeigungen erweisen und vor ihren Quartieren je einen Wachtposten aufstellen lassen zu wollen. Fürst Friedrich Wilhelm Ysenburg, der gerade nichts Unbilliges in diesem Verlangen fand, sich aber doch nicht eigenmächtig zu verfügen getraute, befragte die Contingentscommandanten über ihre Meinung, diese sprachen sich aber einstimmig dagegen aus, sodaß die Directorialen auch fernerhin ohne Posten und Ehrenbezeigungen fürliebnehmen mußten.

24) Vgl. darüber Häusser's Deutsche Geschichte, I, 282 fg.

25) Dies war der erste Versuch zur Bildung einer gemeinsamen Operationskasse, aus der alle Ausgaben bestritten werden sollten, die sich nicht direct auf Verpflegung, Bezahlung und Ausrüstung der einzelnen Truppencontingente bezogen. Die letztern Auslagen beliefen sich für Pfalzbaiern monatlich auf 70000 Fl. Charakteristisch für die Zeit ist, daß Fürst Friedrich Ysenburg die ersten Geldsendungen, und zwar einmal 15000 Fl. in kleiner Scheidemünze, wie Stüber u. s. w., erhielt, weil, wie der Bericht der manheimer Hofkammer besagte, die Kronenthaler für den durchlauchtigsten Hof benöthigt worden seien.

26) Vgl. unter anderm die Augsburger Ordinäri-Postzeitung vom 15. Aug., Nr. 194.

27) Dem Tagebuch des Fürsten Friedrich Ysenburg beinahe wörtlich entnommen.

28) Aus dem amtlichen Tagebuch des Commandirenden Fürsten Friedrich Ysenburg geht unzweifelhaft hervor, daß aus den Fenstern des Hauses nicht auf die vorüberziehenden Pfälzer gefeuert worden, sondern daß diese lediglich den Keller plündern wollten. Die Untersuchung stellte zwar nichts Sicheres heraus, weil die Bewohner des Hauses verbrannt waren, und dann auch, weil, wie's im Tagebuch wörtlich heißt, „die Commandirenden ihre Leute ganz unbillig zu defendiren suchen".

29) Eine dieser Bedingungen bestand freilich darin, daß der bisherige Fürstbischof nicht mehr zurückkehren dürfe, an dessen Stelle aber ein anderer, womöglich der bekannte Prinz Ferdinand Rohan, mit allen bisherigen Vorrechten des Regenten zum Fürstbischof ernannt werden sollte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.